This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

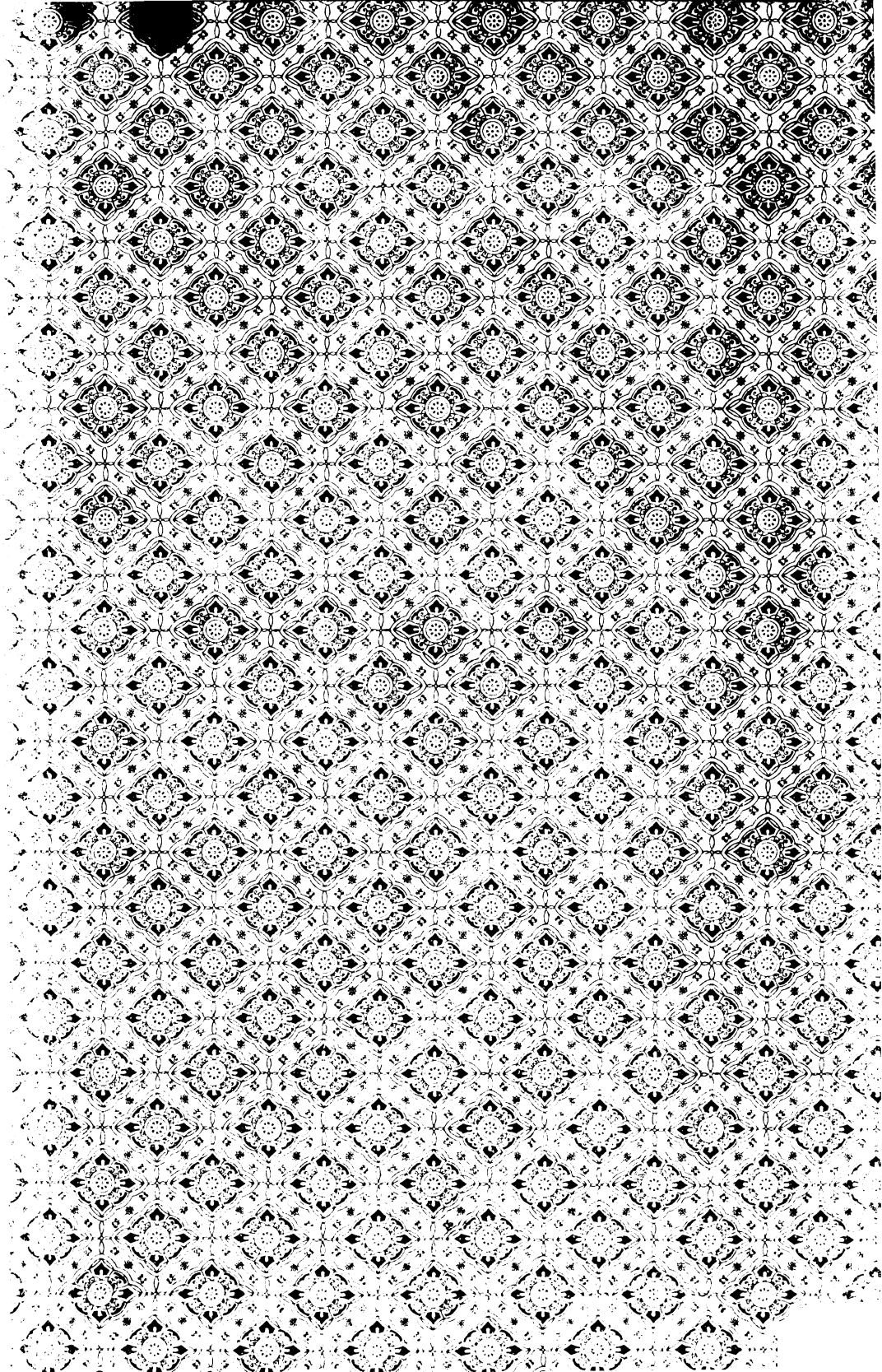
$B 146 978

Die deutsche Nationalliteratur

Von

F. Schneidermann.

University of California:
Es lebe der Geist!
No
Ernst A. Denicke Fund



Die deutsche Nationalliteratur.

Ihr innerer Gang

im Zusammenhange mit der Sittengeschichte dargestellt

von

Franz Schnedermann.

Leipzig,
Dörffling & Franke.
1899.

PRESERVATION
COPY ADDED
M/F 6/18/90

DEM C..E

PT 111
S37

Vorwort.

Die literarische Grundanschauung dieses Büchleins ist durch Vilmar von der Jugend her, durch Rudolf Hildebrand von den reiferen Jahren her bestimmt, in denen ich diesem Manne in Ehrfurcht und Liebe den theuersten Namen geben durfte. Wieviel ich im Stofflichen den Werken von Koberstein, Wilh. Wackernagel u. s. f., den Einleitungen von Gödeke u. a. verdanke, sieht der Kundige, ohne daß ich es besonders sage; im Uebrigen habe ich die jeweilige Abhängigkeit im Texte selbst kenntlich gemacht. Für eigene Auffassungen blieb Raum genug, besonders wo ich den Zusammenhang mit der Sittengeschichte aufzuzeigen bemüht war, ein Versuch, auf den ich viel Werth lege. Selbständigkeit im strengen Sinne nehme ich nur für meine bescheidenen Schillerstudien in Anspruch. Woran mir aber hauptsächlich liegt, ist, daß manchem die Wanderung, die er an der Hand dieses Büchleins unternimmt, zur Freude und Stärkung dienen möge. Ich bin nicht der Einzige, dem die Beschäftigung mit diesen Dingen, wie manches Mal, Trösteinsamkeit gewesen ist. Warum soll sie es, und vielleicht gerade durch eine solche Handreichung, nicht noch manchem werden können? Es gilt doch vor allem, uns muthig zu erhalten für die Zeit, da Gott uns wird bereit finden wollen.

Pfarrhaus zu Leutzsch, im August 1899.

Dr. Schnedermann.

110263

Inhalt.

		Seite
1.	Die ältere Zeit	1
2.	Die Höhe des Mittelalters	10
3.	Martin Luther	19
4.	Hans Sachs und Johann Fischart	27
5.	Der Eintritt einer neuen Zeit mit Martin Opitz; die Rettung des Zusammenhangs im Liede	38
6.	Die Sittenschilderer des 17. Jahrhunderts	51
7.	Von Hans Rosenblüt bis Gottsched	63
8.	Die Vorboten des Aufschwungs	74
9.	Friedrich Gottlieb Klopstock	86
10.	Gotthold Ephraim Lessing	98
11.	Goethe als Lyriker	110
12.	Innere Zusammenhänge in Schiller's Begriffswelt; Schlußbetrachtung	123

LIBRARY
OF TH
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

1. Die ältere Zeit.

Wurze des Waldes
Und Erze des Goldes
Und alle Abgründe,
Die sind dir, Herre, kunde.
Es hüten's deine Hände.
Alles himmelische Heer,
Das könnte sagen nicht dein Lob zu Ende.

Versuchen wir den Gang in die ältere Zeit. Es sind nur wie die Schritte eines frühe hinausgehenden Wanderers. Noch liegt Dämmerung überall. Was wir von literarischen Zeugnissen des Lebens unseres Volkes aus der älteren Zeit haben, gibt uns nicht Tageshelle. Alles muß ahnend nachverstanden, wie im Zwielichte erschlossen werden. Aber wie der Duft von Waldblumen umweht es uns. Adern goldhaltigen Erzes blicken uns aus dem Felsgestein an. Abgründe, auch dunkle Abgründe, machen uns beben. Und über allem ist das Walten dessen, der auch eine trotzige, starke, tief innerlich in zarter Scheu gehaltene und doch im sittlichen Wollen so kühne und gewaltige Volksart sich unterthänig machte. Mit Kindersinn ahnungslos Männerthaten vollbringend, das waren unsere Väter, so war ihre Natur. In die Schule des Evangeliums gehend konnten sie beides auf einer höheren Stufe, die Natur in die Gnade Gottes aufgenommen, wiederfinden; und sie habens gefunden.

Nu sis uns willekommen, Herro Krist,
Du unser aller Herro bist.
Nu ist Gott geborn, unser aller Trost,
Der die hölischen Pforten mit sim Krüze uffloz,

so klang das Loblied zu Weihnachten im 11. Jahrhundert.

Es kann kaum etwas Lieblicheres geben als den Bericht eines der Eckharde von St. Gallen über den Tod seines Lehrers Notker. Am 29. Juni 1022 starb dieser echte deutsche Schulmeister, dieses Kleinod an Ernst und Einfalt. Er beichtete, als mit der Pest sein letztes Stündlein kam; das Schlimmste, was er zu gestehen hatte,

war, daß er, noch ein Jüngling, einen Wolf erschlagen hatte, da er doch schon Mönchsgewand trug. Als die Glocke zur letzten Hora läutete, sangen ihm die Brüder auf seine Bitte den Schluß. Indem seine Kräfte schon schwanden, blickte er noch mit innigem Behagen auf die Armen, für die er, eine letzte Freundlichkeit, eine Speisung bestellt hatte. Daß man ihn nach seinem Tode entkleide, wünschte er nicht; nur die Nächststehenden wußten ja, daß er eine Kette um den Leib trug. Und dieses Kindergemüth hatte eine Männerthat gethan, die ihm den Dank aller deutschen Geschlechter sichert. Er hatte eine deutsche abhandelnde Prosa geschaffen. Die Liebe zu seinen Schülern hatte ihm den Gedanken eingegeben. Sie sollten, was ihnen im gelehrten Original zu viel Schwierigkeiten machte, Martianus Capella von den sieben freien Künsten, Logisches von Aristoteles und kirchliche Lehrer wie den Boethius, den Gregor, aber auch den Psalter mit den Auslegungen Augustin's, in der Muttersprache lesen können, um dadurch mit der Sache vertrauter zu werden. Zaghaft, ja fast schüchtern spricht er von der Ungewöhnlichkeit dieses seines Verfahrens; nur „allgemach wird sichs euch empfehlen". Aber seine Hände waren ebenso glückliche als liebevolle Hände. „Ueberwältigend groß ist das Sprachkapital, über das er verfügte und dessen er auch bedurfte, um inhaltlich so ganz unähnliche lateinische Werke deutsch wiederzugeben. Keiner hat, seit man deutsch zu schreiben begonnen, die deutsche Sprache so wie er bereichert. Schöpferisch hat er in ihre Entwickelung eingegriffen. Er hat die philosophischen und rhetorischen Kunstausdrücke verdeutscht" (Kelle). Man sieht, er war ein Vorgänger Meister Eckhart's. Dabei war es ihm Freude, dem Reichthum der deutschen Sprache nachzugehen und die Fülle ihrer Möglichkeiten zu zeigen. Ein Ausdruck allein genügt ihm oft nicht; er häuft, um zu zeigen, wie unsere Sprache die Sache von verschiedenen Seiten zu zeigen lehre. Definition könne man wiedergeben mit gemäle, zeichenunga, bilde. Ein Gattungsbegriff zerlegt sich in Arten: „sie kommen aus Einem Ursprung, stammen von Einer Mutter; sie spalten sich", die höheren Begriffe. Das Subjekt im Satze ist das Fundament, das Prädikat das Oberzimmer: so bleibt der prächtige Mann, „der unvergleichliche Lehrer", bei der Anschaulichkeit einer lebensvollen Sprache.

Notker der Deutsche, Teutonicus, wie man ihn bald nach seinem Tode nannte (es ist derselbe, der als Notker Labeo, mit der großen Unterlippe, bekannt ist), hatte einen erlauchten Vorgänger in dieser Liebe zur Muttersprache, Karl den Großen. Unsere Zeit hat mit größerem Verständnisse denn je eine zuvor die Quellen lesen und erklären gelernt, die uns für die Kenntniß vergangener Verhältnisse fließen. Karl's des Großen Bild ist dabei immer leuchtender hervorgetreten. Wie weissagend in eine ferne Zukunft hinaus steht er da. In ihm

war kein Zweifel, ob das und das auch recht sei, wie doch sonst die Gebildeten jener Jahrhunderte aus dem Schwanken nicht herauskamen, ob es auch recht sei, Zeit und Kraft auf das Lesen klassisch-heidnischer Schriftsteller zu verwenden, ja auch nur mit grammatischer Treue die Regeln ihrer Sprache zu befolgen beim Reden und Schreiben. Ihm war das Christenthum inneres Personleben geworden; und so konnte er die Freudigkeit haben und hatte sie, etwas Ganzes zu sein. Das gab ihm — so nahm er voraus, was erst die Reformation mit noch tieferer Begründung wiedergewinnen und besiegeln mußte — jene Höhe und Freiheit, hereinzuziehen in den Kreis seines Lebens, was edel weltlich war, Wissenschaft und Kunst, Volksüberlieferung und heimatliche Sprache. Und nicht blos in den Kreis seines eigenen Lebens. Er fand Freunde, die in seinen Sinn eingingen. Und sein Plan war der denkbar größte und liebevollste. Als Stellvertreter Gottes auf Erden — denn so fühlte er sich, nicht den Papst —, als Oberhaupt eines an römische Formen anknüpfenden großen fränkisch-abendländischen Reiches wollte er die Gesetzgebung und alles öffentliche Wesen, wir vermeiden das Wort Staat, zu einer erziehlichen Macht gestalten, den Völkern und Personen zu gute, die seinen Namen fürchteten und ehrten. Der Staat, sagen wir nun so, hat — gestützt auf die Kirche, deren Freund er ist und die er ebenso schützt als braucht — sittlich-religiöse Aufgabe; die verfaßte christliche Gesellschaft hält in ihrer Mitte ebenso auf Ordnung nach allgemeinen Gesetzen, wie sie jedes kräftig und gesund Besondere pflegt. Und es hätte auch für die Zukunft gelingen können. Karl wenigstens wollte es und traf die Anstalten dazu. „Wo das Recht eines der von ihm beherrschten Volksstämme noch nicht geschrieben war, da ließ er es zusammenstellen und schriftlich aufzeichnen", sagt sein Biograph Einhard. „Ebenso ließ er die uralten deutschen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen wurden, aufschreiben, damit sie — wir sehen den Blick in die Zukunft! — unvergessen blieben". Sind diese Schätze unwiederbringlich verloren? Man hat vermuthet, jenes großartige Bruchstück alter Heldendichtung, das Hildebrandslied, könne zu jenen Sammlungen gehört haben. „Ich erfuhr das durch die Sage, daß sich als Kämpfer allein begegneten Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren". Welche tragische Unlöslichkeit, schon von der Sage als solche empfunden: der Vater dem Sohne gegenüberstehend, dem es in seinem Heldenungestüm wie Feigheit erscheinen würde, vom Kampfe abzustehen, wenn doch nicht jeder Zweifel ausgeschlossen ist, daß sein Gegner der Vater sei, und den so eben die edle Jünglingskühnheit, die den Germanen ziert, dazu treibt, des Vaters Mörder oder ein von ihm Erschlagener zu werden. „Nun soll mich mein leiblich Kind erlegen mit dem Schwerte, niederstrecken mit der Streitaxt, oder ich ihm zum Ver-

derben werden". Und welche ungebrochene, heidnische Wildheit zugleich! Der Vater, dem Kampfe nicht mehr ausweichend, erschlug den Sohn, wie wir zwar nicht aus jenem Bruchstücke, aber aus einer anderen Fassung wissen. Mild versöhnend hat dann das Christenthum eine Perle des deutschen Volksliedes geschliffen, indem es, die Tragik aufhebend, dem Stoffe einen anderen Ausgang gab.

Karl der Große begann auch — wir sehen seine persönliche Liebe zu Heimat und Volksthum — „eine Grammatik seiner Muttersprache (des Rheinfränkischen?) abzufassen", sagt Einhard. Und in dem folgenden Satze bei Einhard erhalten wir die bekannte Mittheilung, daß Karl den Monaten und den Winden Benennungen „aus seiner eigenen Sprache" gab. Heuvimanoth der Juli, dann Aranmanoth (Aehrenmonat), Witumanoth (Holzschlagmonat), Windumemanoth (Weinlesemonat) — wir erkennen den hausväterischen Sinn des großen Regierers, der auch über die königlichen Landgüter und Gärten eingehende Gesetze gegeben hat. Aber auch die helle Freude am Lieblichen bricht hervor: Winnemanoth der Mai, d. i. der Wonne und Weide gibt. Und wie ein Nachtigallenruf des in fränkischen Landen heimisch gewordenen Evangeliums ist der Name des dunkelsten Monats: Heilagmanoth (was kann anderes als das längst in der römisch-christlichen Welt eingebürgerte Weihnachten gemeint sein?) der Dezember! — Durch die Schulen wollte Karl die eigentlich geistliche wie die weltliche Bildung heben; und wenn er, wie jetzt nicht mehr zu bezweifeln ist, Pfarrschulen als Stätten einfachster Anleitung für das Volk gewollt hat, so muß er auch da an die Muttersprache gedacht haben. Er stand viel zu hoch, als daß er der vielfach verbreiteten Meinung gehuldigt hätte, Gott gefalle das Gebet nur in einer der drei Sprachen, in denen die Aufschrift an Jesu Kreuze verfaßt war. Wenn er auf den Reichstagen vorschrieb, es solle nicht versäumt werden, jedermann im Volke mit dem Wortlaute des Glaubens und Vaterunsers bekannt zu machen, so war es nur folgerichtig und in seinem Sinne, wenn eine katechetische Literatur entstand: ehrwürdige Benediktiner zu St. Gallen, Fulda, Freising ꝛc. gaben uns einen althochdeutschen Katechismus! Dann wurden auch Beichtbekenntnisse abgefaßt, fränkisch und sächsisch; ja eine Synode, die ein Jahr vor Karl's Tode gehalten wurde, konnte bestimmen, daß die vorgelesene lateinische Homilie oder Predigt übersetzt werde, „damit alle um so leichter verstehen können, was gesagt wird". Und die Anfänge einer deutschen Bibel: das Evangelium Matthäi in fränkischer Sprache liegt, wenigstens in Bruchstücken, vor!

Freilich können nur diejenigen, die sich durch die Erfahrungen der heutigen Missionare belehren lassen, einen Begriff von den Schwierigkeiten bekommen, die sich bei den Versuchen, dem Volke die Heilsthatsachen und christlichen Lehrgegenstände in seiner Sprache

nahe zu bringen, auf Schritt und Tritt zeigen mußten. Und doch leuchtet auch hier alles, wenn man näher zusieht, von göttlicher Vorbereitung, von göttlicher Geduld. Die neuere Mythologie lehrt uns, daß doch auch im altgermanischen Religionswesen die Angst vor launenhaften Geistern und Gespenstern gleichsam den Unterstrom dessen bildete, was die Seelen beschäftigte. Es konnte nicht fehlen, daß, wenn sich nun der Deutschen die frohe Einsicht bemächtigte: der, den wir nun kennen und dem wir nun dienen, ist mächtiger als alle jene finsteren Gewalten („er ist gewaltig und stark") — es konnte nicht fehlen, daß nun vielfach an die Stelle altheidnischer Sprüche und Zauberformeln christliche Segenssprüche traten, die doch eben auch als ein kräftiger, äußerlich wirkender „Segen" gemeint waren. Haben wir doch das jetzt noch in allen Schichten des Volkes. Es spiegelt sich das auch in der Literatur ab; vorher: „Vol und Wodan ritten auf die Jagd ꝛc."; nun: Christus und die Heiligen sollen dem Jäger helfen, daß er die Hunde heil vor Wolf und Wölfin wieder heimbringe. Und weiter: wol hoben sich im heidnischen Götterglauben gewisse höhere Gestalten, die Sitte beschützend, Herd und Ehe heiligend, Sieg und Ernte verleihend, über der bangen Welt des Spukes empor (obschon doch immer nur wie im anstrebenden Versuche; es gab, wie man jetzt sagen muß, kein irgendwie triumphirendes Hoffen der dunklen Hel gegenüber); aber wenn sie auch, diese Verkörperungen eines höheren Ahnens, einmal stärker das Innere bestimmten, welches Verhältniß konnte man zu ihnen haben? Man bewunderte ihre Macht, man sang von ihren Thaten, man opferte ihnen; ja die Sachsen zogen einen der höchsten Götter näher zu sich heran, indem sie ihn Saxnot, ihren Schwertgenossen, nannten. Es gab auch einige besondere Götterlieblinge. Das war alles. Eine ganz andere Stellung, eine innerlichere, persönlichere, verlangte doch das Evangelium zu dem, den es verkündigte, dem allein Wahren, Mächtigen und Gnadenvollen. Daran ändert die Thatsache nichts, daß in der Kirche selbst das Evangelium längst eine äußerliche Disziplin geworden war. Denn die Triebkraft des Evangeliums, persönlich zu werden, blieb. Seien wir kurz: die Kirche scheint alle Schwierigkeiten dadurch überwunden zu haben, daß sie sich des Wortes hêrero, hêrro bemächtigte, wie es die Sprache der Germanen darbot. Es sei dahingestellt, ob es den germanischen Priestern geläufig war, bei Anrufungen der höchsten Götter „Herr" zu sagen; das Wort hatte gewiß auch einen vertrauteren Klang, indem man den „Hehreren", den mächtigen Grundbesitzer, der zugleich schirmte und im Kriege anführte, so nannte. Gewiß ist, daß wir noch heute eine Fülle innerer Beziehungen des Vertrauens und der Hingabe, eben als Deutsche, darin fühlen, wenn wir hören: „ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir",

und wenn wir bekennen: „ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr". Darum auch: „auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene" — der Katechismus der Reformation ist in der Lage, die Begriffe heraufzunehmen und zu erneuern, an denen noch der Duft des ältesten deutschen Christenthums hängt! Ist es nicht eine ganz ähnliche Erfahrung, die jeder kennt, der Wanderungen durch das deutsche Bergland gemacht hat: den Duft und die Gemüthstiefe der deutschen Waldbäume, die er gesehen, hat er mit heimgebracht und trägt sie in seinem Herzen, wenn er längst wieder in seiner Arbeit steht, und durch die Erinnerung daran wird er immer wieder innerlich bereichert und erfrischt. Jemandes eigen sein, in Jemandes Reiche (Krist künec aller keiser) als sein Unterthan leben, ihm dienen (wie alle religiöse Selbstdarbietung so treu germanisch als dionon, Gottes Dienst, bezeichnet wurde)! Und so alle die anderen Begriffe, die jene ersten Verkündiger, ohne Zweifel eingeborene Gehilfen an der Seite wie Wynfrith seinen Sturmi, als willkommene Gefäße erkannten, in die sie den neuen Inhalt hineinlegen konnten: Huld und Gnade, Sünde und Bekehrung, Heil, Erlösung und Versöhnung, Demuth und Minne, jüngster Tag und ewiges Leben. Gilaubistû in got fater almahtîgan? Ih gilaubu. Gilaubistû in Christ gotes sun nerjenton (den zur Genesung Führenden, Heilenden, d. i. Jesus)? Ih gilaubu — wie liegt doch gerade in diesem „ich glaube an ihn" eine unerschöpfliche Quelle für ein immer persönlicher werdendes Verhältniß in Liebe und Lob, eine Quelle, die jedem Kinde erschlossen werden kann, das etwa auf der Stufe eines Konfirmanden steht! Man denke einen Augenblick, wie anders es für Ohr und Herz klänge, wenn man hiefür bei dem fremden Begriffe des credo geblieben wäre, wie man die mehr äußerlichen Begriffe Opfer, Kirche, Evangelium in ihrem fremden Gewande belassen hat. Wie gut, so hat Hauck erinnert, daß der heidnisch-fatalistische Begriff wurt vermieden und an seine Stelle Schicksal, Schickung gesetzt wurde; aber freilich, wie verhängnißvoll, das zeigt uns Luther's Erleben, daß man, unevangelisch wie man selbst schon war, für die Sinnesänderung nichts anderes fand als das „büßen" und „Buße thun"; zu nahe lag da der germanische Begriff des Schadenersatzes, und mitgebracht war der römische Begriff des poenitentiam agere, des äußerlichen Wirkens und Thuns!

Das sogen. Wessobrunner Gebet: wie mit leisem Flügelschlage erhebt sich biblisch erhabene Dichtung. Muspilli: in gewaltthätiger Zeit wird mit erschütterndem Ernste an das Gericht erinnert; auf hochstehende Laien, so scheint es, ist dieses Gedicht in der Volkssprache nicht ohne Eindruck geblieben. Dringender wurde bei geistlichen Volksfreunden der Wunsch, die weltlich-heidnischen Stoffe der Spielmannspoesie — welche Sagengestalten waren es,

die noch Otto's des Großen männliche Seele erfüllten, wenn er einsame Jagdwege reitend liebliche Weisen sang? Wüßte man das! — durch Christliches zurückzudrängen und zu ersetzen, wie in dem merkwürdigen Spruche von der Brücke Christus den Donar und seine Anhänger zuo der stûdon, in die Stauden, in die Büsche schlägt. So entstand unter Karl's Sohne Ludwig dem Frommen der Heliand, unter Karl's Enkel Ludwig dem Deutschen Otfrid's Krist.

Es war nach einer alten Ueberlieferung der fromme Kaiser Ludwig selbst, der einem Manne sächsischer Herkunft den Auftrag ertheilte, den geschichtlichen Inhalt des Alten und Neuen Testaments in der poetischen Sprache seiner Landsleute wiederzugeben. Jener Mann war natürlich ein Geistlicher; den Stoff und den Lehrgehalt gab ihm unmittelbar die kirchliche Gelehrsamkeit seiner Zeit. Das Alte Testament, seit kurzem haben wir davon ein großes, werthvolles Bruchstück wieder. Das Neue Testament, er verarbeitete eine bekannte Ineinanderarbeitung der vier Evangelien. Er hat nun bekanntlich nicht übersetzt, sondern er ist Dichter gewesen. Er hat die evangelische Geschichte ganz neu als eine wie auf sächsischem Boden vorgehende erstehen lassen. Wie vieles war davon bewußt, wie vieles unbewußt? Daß er die alte epische Langzeile nahm mit dem Stabreim, das war ohne Zweifel eine That der Absicht; eben auch dadurch sollte es erreicht werden, daß alle, nicht nur „die, die lesen konnten, eine Kenntniß der heiligen Bücher erlangten"; in der vertrauten Form dargeboten sollte die Kunde allen um so lieber werden. Und ein Vorrath jener in sich selbst so dichterisch kräftigen Wendungen und Ausdrücke der alten Sprache war damit von selbst gegeben. Und auch das lag gewiß wenigstens noch auf der Grenze des Gewußten und Gewollten, daß der Hintergrund der Landschaft, das Gewand der Sitten sächsisch ist. Nach der Bethlehemburg ziehen Joseph und Maria, wie der Jüngling von Nain zum Burgthore hinausgetragen wird. Bei den Pferden im Freien sind die Hirten in der Weihnachtsnacht. Auf waldigen Wegen sind die Weisen vom Morgenlande herangezogen, wie wir den Herrn bei der Versuchung in der Einöde, im tiefsten Walde finden. Fahrtmüde kommen die Waller, die Hochbegabten vom Osten, in der Königsstadt an und treffen den Herodes sitzend in seinem gezimmerten Saale. („Auf solchen Felsen, sprach der Herr zu Petrus, will ich meinen Saal erbauen".) Durch die Treue wackerer Gefolgsleute sind die Jünger mit ihrem Herrn verbunden; „stehn wir all ihm bei, folgen seiner Fahrt, lassen Freiheit und Leben uns wenig werth sein", spricht Thomas, nicht schwermüthig, sondern kampfesfroh; lasset uns mit ziehen, daß wir mit ihm sterben. Aber dies berührt schon das Innere; und hier ist der Punkt, wo von bewußtem Anpassen nicht mehr die Rede sein kann. Denn kaum mit gutem Gewissen hätte der Dichter vollziehen können, was eine Umgestaltung des eigentlich

Geſchichtlichen war. Die Mutter des Herrn, in der Geſchichte die Davidstochter, die es eben noch aus den Geſchlechtstafeln weiß, daß ſie altköniglicher Herkunft iſt, die Verlobte eines einfachen bürgerlichen Meiſters, dürftig in ihren Verhältniſſen, daß ſie das Opfer der Aermſten bringt, gewiß edel in jeder weiblichen Einfalt und Tugend, aber ob vom Glanze der Schönheit umfloſſen? Wir wiſſen es nicht. Im Heliand aber, wer kann, wenn er ſich entſchließt, den bibliſchen Hintergrund einmal nicht zu wiſſen, ein anderes Bild vor der Seele haben als das der erlauchteſten Würde auch äußerlich, der verklärteſten Schönheit, der auch durch alle äußeren Umſtände unterſtützten vollendetſten Zierde und Anmuth, wenn er hier hört, wie die minnigliche Magd, aller Jungfrauen ſchönſte, die Ankündigung empfängt, daß ſie des mächtigen Fürſten Mutter werden ſoll, und wie dann, da er an der Menſchen Licht kam, der Geborenen Hehrſter, ihn die Mutter nahm, mit Gewand ihn bewand, der Weiber Schönſte, mit zierlichen Zeugen, und ſaß davor, das wachende Weib, und wartete ſelber und hütete das heilige Kind. Freilich, in eine Krippe — der Beſtand der äußeren Geſchichte ſelbſt mußte ja bleiben — hatte ſie gelegt das Kind, das doch Gottes Kraft beſaß, der Menſchen Mächtigſter. Denn nun vor allem eben der Herr ſelbſt: in der Geſchichte, woran hat Johannes ſeine Herrlichkeit geſehen? und was ſahen die Augen der Jünger, die von ihm ſelig geprieſen wurden um dieſes ihres Sehens willen? Sie ſahen, durch ſein Wort und Werk mehr und mehr zum Verſtändniſſe geführt, eine innere, weſentliche Herrlichkeit; und doch geſchah es in Stunden der Schwachheit, daß ihnen die unſcheinbare Hülle eine Schwierigkeit wurde, das Verborgene zu ſehen. „Wir wiſſen nicht, was er redet", wenn er von der Nothwendigkeit eines Leidens bis zum äußerſten ſpricht. Hier aber — er iſt dem Weſen nach des edelſten Stammes und weithin herrſchend über alle Welt; er iſt mild und freigebig, wie es ſich für den König gebührt, und er kann das ſein, denn Reichthum ſteht ihm zu Gebote; er entſpricht auch perſönlich jedem Heldenideal, denn er iſt ſtark, ſchnell und tapfer, bald endi strang. Wie hat er den Fürſten der Hölle überwunden! Das alles iſt er weſentlich, und darum ſtellt er ſich in der Empfindung des Sängers auch immer ſo dar. Zwiſchen zu Grunde liegendem Weſen und zeitweiliger Daſeinsgeſtalt konnte und wollte dieſer in ſeiner Einfalt nicht unterſcheiden; niemals wird von ihm die Pflicht gefühlt, die Aufmerkſamkeit der Hörer darauf zu lenken, daß der Herr in der geſchichtlichen Erſcheinung ſo herrlich nicht war. „Die ganze Glorie eines reichen, mächtigen, milden deutſchen Volkskönigs überträgt der Heliandgeſang auf Chriſtus" (Freybe), und zwar eben auf den hienieden wandelnden. Er leidet; aber ſelbſt da weiß der Dichter in der rührendſten Weiſe das Gefühl zu erwecken, wie erhaben er doch in ſeinem Bewußtſein blieb über denen, die ihm ſo

viel Weh anthaten. „Er wollt es nicht öffentlich allen verkünden, daß er Gott selber wäre; denn wüßten sie das — an den Geborenen Gottes legten sie die Hände nicht; aber das Himmelreich bliebe dann den Leuten verschlossen". In diesem treuen sächsischen Kleriker selbst — wir kennen ihn leider nicht; lebte er im Kloster Werden an der Ruhr? — hatte das Evangelium eine Vermählung mit germanischen Grundanschauungen vollzogen, war also wirklich inneres Eigenthum geworden; und er kann darin nicht allein gestanden haben. Das ist das Werthvollste von allem und muß uns dafür entschädigen, daß wir über die Wirkung, die seine Dichtung hervorgebracht haben mag, nicht unterrichtet sind.

Selbstbekenntnisse über Art und Zweck seines eigenen Werkes haben wir von dem Mönch Otfrid zu Weißenburg, dem Verfasser eines Evangelienwerkes in Strophe und Reim, das gewöhnlich „der Krist" genannt wird. Wie schön, daß Sinn für das germanisch Eigene, Liebe zur Muttersprache in gelehrten Kreisen noch lebte! Es war das Wirkung noch von Karl dem Großen her, sie war nicht untergegangen trotz der Ungunst der Zeiten. Wir wissen den, dem wir dafür Dank schuldig sind: es war Hraban Maurus in Fulda, der Begründer des deutschen, d. h. ostfränkischen Schulwesens. Der Sänger des Heliand ist vielleicht aus seiner Schule hervorgegangen und Otfrid gewiß. Otfrid spricht aus, daß seine Dichtung, und zwar schon im Sinne derer, die ihn dazu aufgemuntert hatten, eine absichtsvolle sei. „Possen und unanständiger Laiengesang sollen nicht mehr so häufig die Ohren der besten Männer verletzen". Etwas Besseres soll an die Stelle treten. Er dachte sich sein Werk gesungen, und es ist gesungen worden. Freilich, hört man den trefflichen Mönch sich weiter erklären, so möchte man in ihm den ärgsten Verächter der deutschen Sprache vermuthen. Er klagt, daß die Barbarensprache eine lingua natürlich inculta, aber auch indisciplinabilis sei; er scheut sich, wenn er lateinisch schreibt, fränkische Wendungen auch nur des Beispiels wegen anzuführen, weil das Bäurische neben dem Feinen nur zum Lachen reize. Also verdroß ihn doch aber dieser Abstand! Einen anderen Maßstab als den der gelehrten Römersprache kannte er nicht; und es gab damals niemanden, der diese Alleingiltigkeit nicht anerkannt hätte. Nun, so galt es, wenn man ein Patriot war, und er war es, den Versuch zu machen, ob das Deutsche nicht fähig sei, der Würde der lateinischen Sprache und Poesie nahegebracht zu werden. Er unternahm den Versuch; und von diesem edlen Feuer beseelt gewesen zu sein, das ist es, was wir ihm hoch anzurechnen haben! So führte er den Reim, wie ihn die lateinische Dichtung längst kannte (quid, tyranne, quid minaris? quidquid tandem machinaris ꝛc.), mit einem an die alten epischen Gesetze noch angelehnten Verse in die deutsche Poesie ein. Er wollte damit eine der fremden eben-

bürtige Literatur begründen, er wurde so der Martin Opitz des 9. Jahrhunderts! Es ist ihm (s. bei Kelle I, 166) Herzensfreude, daß nun „gesungen ward des Herren Lob in unserm fränk'schen Dialekt". Die volksthümliche Auffassung ist übrigens dieselbe wie im Heliand. Nur ist der Heliand freudiger; eine tiefere Gnadenbedürftigkeit angesichts alles des Drückenden wie in des Menschen Loos so in seiner Sündhaftigkeit scheint durch Otfrid's Werk hindurchzugehen (vgl. die Darstellung in Hauck's Kirchengeschichte). Es mag wol deshalb sein, daß die Kirchengeschichtschreiber der Reformationszeit diesen treuen Mann zu den Zeugen der in besonderem Sinne evangelischen Wahrheit rechneten, während ihnen die altsächsische Evangeliendichtung ganz unbekannt war.

Evangelisch — ja, das Evangelium hatte angefangen, inneres Leben bei den Germanen zu werden; und Gottes Segensmacht war über diesem innerlichen Prozeß. „Nachdem die Germanen äußerlich für das Christenthum gewonnen waren, war ihre allmähliche Erziehung für das Christenthum der innerste Kern ihrer ferneren Geschichte" (Uhlhorn).

---

2. Die Höhe des Mittelalters.

Man wird im vorchristlichen Alterthum, klassischem wie germanischem, „die Einheit und Energie menschlichen Vermögens bewundern, die ein durchaus egoistisches Wollen begründete, indem es den Menschen selbst zum Mittelpunkte seiner Welt machte. Wir aber wissen, daß wir nicht um unser selbst, sondern um des Ewigen willen da sind: uns soll die Welt eine Verherrlichung Gottes sein, während die götterreiche Welt der Alten die schönste Verherrlichung ihrer selbst war. Indem wir aber unser Thun abhängig machen von einem Zweiten außer und über uns, gebiert der Widerstreit des Endlichen und Ewigen einen Zwiespalt, der in unsere Welt eine Doppelseitigkeit bringt, wie sie die Alten gar nicht kannten, und der so zu unserer Pein wird, aber auch die Quelle ist des reichsten inneren Lebens und seelischer Schönheit, die unser größter Segen. Es gibt daher in Wahrheit nur eine alte und eine neue, eine antike und moderne Welt; die Epoche aber, wo der Umschwung, obgleich lange vorbereitet, doch endlich plötzlich erfolgte, der große Wendepunkt der Zeiten, liegt mitten im sogenannten Mittelalter". Diese

Worte des tiefſinnigen Müllenhoff verdienen es, in Erinnerung gebracht zu werden.

Die Vorausſetzung für den Durchbruch der ſittlichen Mächte einer neuen Zeit, für — um mit Müllenhoff zu reden — „den Sieg des Chriſtenthums über den Egoismus der alten Menſchheit“ war ein tiefes, bis in die Wurzeln der Gemüthswelt gehendes Erregtſein. Die Harfe des geheimſten Innenlebens muß zu tönen angefangen haben, wenn es zu den höchſten Entſcheidungen auch des Willens kommen ſoll, des ganzen Menſchen. Aus jenem inneren Erzittern in Angſt und Weh wird das Neue geboren. Die Fragen des Heils müſſen in Fluß gekommen ſein; gibt es ein Verhältniß der Zuverſicht zu Gott? gibt es ein ſolches nur durch die offiziellen Vertreter der Kirche? gibt es ein ſolches unmittelbar?

Wir ſtehen hier vor lauter Räthſeln. Biſchof Piligrim von Paſſau war unbefangen und liebevoll genug geweſen, Antheil zu nehmen an dem, was die Heldenſage von Siegfried und Kriemhild überlieferte, mag ſich auch die alte Nachricht vielleicht nicht bewähren, daß er „dieſe Mähre in latiniſchen Buochſtaben aufſchreiben hieß“. Wer aber waren die deutſchen Volksſänger, die ſich nicht abſchrecken ließen, dieſe alten Stoffe in Liedern auszuführen und zum Ganzen zuſammenzuarbeiten in einer Zeit, wo alles ſchon bewußter geworden war und geiſtlicher Scharfblick ſchon das vom chriſtlichen Standpunkte aus Anfechtbare der Nibelungenhelden erkannte? Die keuſche Zurückhaltung, die wir bei den Dichtern des volksthümlichen Heldenliedes beobachten, erregt in uns den Wunſch, in ihr Antlitz zu blicken, nur um ſo inniger: ihr tretet ſo ganz zurück hinter den erlauchten Geſtalten, die ihr uns zeichnet; ihr wollt, was euch überliefert worden iſt, nur eben wieder überliefern. Jene alten erhabenen Männer und Frauen ſelbſt mit ihrer Freude und ihrem Klagen, ihrer Liebe und ihrem Leid, wie ſies euch angethan haben, ſollen die Herzen eurer Hörer warm und lebendig berühren und von ihnen feſtgehalten werden. Hinter ihnen verbergt ihr euch, als komme auf euch nichts an. Wohl, aber wie iſt es zugegangen, daß ihr ſo hochdenkend und ſelbſtändig zu Verkündigern des großen Themas werden konntet, daß Treue mit Leide lohnen muß, weil es vor allem Treue gegen ſich ſelbſt iſt? Treue gegen das eigene Weſen, ſo ſehr ſie auch des Menſchen natürliche ſittliche Aufgabe iſt, bringt irgendwie eine Schuld mit ſich und führt ebenſomit zum Leide. Fühltet ihr euch als Tröſter in einer von bangen Wirrniſſen bewegten Zeit? Iſt es die einſame Größe Heinrich's III., jenes in der Treue eines chriſtlichen Charakters einzig im Mittelalter auf ſolcher Höhe daſtehenden Mannes; iſt es die leidvolle Laufbahn eines ſich ſelbſt doch niemals untreu gewordenen Heinrich's IV., die ſich in eurer Auffaſſung nachwirkend wiederſpiegelt? Sollte Ermuthigung darin liegen für die Kämpfe der Staufer und derer,

die sich zu ihnen hielten? Daß wir die Entstehung unseres Nibelungenliedes zwischen 1190 und 1210, seine erste Aufnahme am Wiener Hofe zu suchen haben, würde dem nicht widersprechen.

Wir haben damit schon angedeutet, welche Dinge es waren, die das Innerste im deutschen Volke erzittern machten: die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser, zwischen dem Anspruche der äußerlich verfaßten Kirche, der Ausgangspunkt jeglicher Macht auf Erden zu sein, und dem Bewußtsein des deutschen Königthums, die Rechte einer selbständigen Stellung zu vertreten, die es nicht preisgeben könne, ohne etwas von Gott Anvertrautes gewissenlos fahren zu lassen. Wer kann nach der neuesten, quellenmäßig begründeten Darstellung noch zweifeln, daß Heinrich IV., „ein Prophet der Zukunft" in diesem Stücke, so (der Kürze halber sei diese ältere Ausdrucksweise wiederholt) ghibellinisch dachte! Und mit ihm z. B. Erlung von Würzburg, wenn er es war, der die Beschreibung von Heinrich's IV. Leben geschrieben hat, die so ganz für diesen eintritt. Die offizielle Kirche hat wider ihren Willen dem deutschen Volke innere Freiheit gegeben; unter unsäglichem Weh mußte es lernen, daß eine im Gewissen befriedete (oder doch — vor der Reformation! — den Frieden suchende) Stellung zu Gott möglich sei auch ohne die Gutheißung der äußeren Kirche, ja im Widerspruch mit ihr. Mag in der von Cluny ausgehenden Klosterreform manches Ungermanische gelegen haben, die Deutschen hatten daraus einen neuen Antrieb genommen, auch an das Kirchliche selbst den höchsten Maßstab des Christlichen anzulegen.

Im Nibelungenliede, so wird gesagt werden dürfen, wurde eine solche Auffassung der Treue in der Handlung der Heldensage vorgeführt trotz der damit gegebenen Nothwendigkeit, die ungebrochene heidnische Gesinnung der Rachepflicht in idealem Lichte erscheinen zu lassen. Wir werden annehmen müssen: die Dichter empfanden den Zwiespalt, fanden den Weg noch nicht, um in der Dichtung selbst auch hierin zu einer reineren Höhe zu führen, waren aber trotzig genug, die Ueberlieferung, wie sie war, darzubieten auf die Gefahr hin, daß sie verletzen konnte.

Einen weiteren Schritt zur Höhe bezeichnet schon das auch in der Form einheitlichere zweite unserer großen Volksepen, das um 1210 in Bayern auf Grund der Sage ausgearbeitete Lied vom Leid und dem geduldigen Ausharren der edlen Königstochter Gudrun. Zwar ein stürmisches stolzes Herz hat diese herrliche deutsche Jungfrauengestalt auch; sie kränkelt nicht etwa an einem Zuviel der Sanftmuth und zeigt dadurch, daß sie nicht etwa ein Gebilde christlich sein wollender Reflexion ist, sondern aus dem selbwachsenen Walde urthümlich deutschen Lebens emporgesproßt ist. Aber die herbe Gudrun, der die Treue höher steht als ein noch so wohlwollend dargebotenes Glück („es ist nicht nöthig, daß wir glücklich

sind; aber es ist nöthig, daß wir treu sind", wie man die Grundgesinnung dieses Liedes schön wiedergegeben hat), ist keine furchtbare Kriemhild. Rache verlangt auch ihr Herz für schimpfliche Erniedrigung; aber — und das hatte der Dichter freilich schon seinem Stoffe zu danken — nicht um Blutrache handelt es sich. Wie mitten im Kampfesgewühl das zarte Beben einer Frauenseele es ist, das Macht gewinnt, die streitenden Männer zu scheiden — auf Hilden's Bitten bindet König Hetel den Helm ab und Frieden wird ausgerufen über den noch eben vom Kampfgetöse hallenden Strand hin —, so siegt am Schlusse in Gudrun's Herzen selbst „hochherzige Regung über den natürlichen Trieb eines gequälten Gemüths; die Erinnerung an Ortrun's und Hartmut's Mitleid mit der Verbannten ist stärker als die Racheluſt, und so wird edler Antheil vergolten" (Scherer, nach Müllenhoff's Quellenscheidung).

Gehen wir vom Dichter des Gudrunliedes zu dem ihm innerlich verwandten Wolfram von Eschenbach über, so werden es der Räthsel immer mehr, und sie werden immer anfassender und innerlich beschäftigender. Zwar daß ein Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, gerade dadurch befähigt war, Ritter zu bleiben mitten im Dichten und niemals die frischen Farben des Lebens zu verleugnen, das begreifen wir. „Zum Schildesamt bin ich geboren". Den Unterschied zwischen Gottfried von Straßburg, dem Einschmeichelnden, Verweichlichenden, und Wolfram von Eschenbach, dem sittlich Stählenden, vermögen wir schon nicht mehr blos rationalistisch zu erklären, obschon etwas Begreifliches darin liegt, daß Gottfried, der Bürgerliche, nachdem er einmal eitel genug gewesen war, seine Seele ganz der ritterlichen Adelsgesellschaft zu verkaufen, hier auch alles schön und nachahmenswerth fand, auch die versunkenste Weltlichkeit und die haltloseste Freigeistigkeit des Lebens, während Wolfram, der geborene Ritter aus dem von französischem Einflusse unberührter gebliebenen Bayerlande, Recht und Freiheit in sich fühlte, an den Sitten seiner Standesgenossen ein selbständiges Urtheil zu üben. Warum fragt Parzival nicht, wo sich doch aus der Bewegung eines unverdorbenen Herzens theilnehmende Fragen auf die Lippen drängen mußten? Es ist die Schuld eurer auf Formsicherheit hinarbeitenden Erziehung; ihr drängt mit euren angelernten Anstandsregeln das menschlich Wahre und Warme zurück! Woher aber nahm Wolfram seinen Maßstab? Sein Ernst, seine Tiefe, sein Humor, seine einsam stille Freudigkeit mitten in der Buntheit des Weltlebens, deren Glanz ihn doch auch erfreut, sind das Geheimniß seiner Persönlichkeit!

Zu den eigentlich höfischen Erzählern im Konversationstone der kurzen Reimpaare will Wolfram nicht gezählt sein, obgleich doch auch er in dieser metrischen Form, nicht ängstlich korrekt, einhergeht. Seine Dichtung rauscht dahin in gesundester Kraft wie ein Wild-

bach, der stolz die allzu künstlichen Schranken verachtet. Man hat hierfür, so erstaunlich es ist, in neuerer Zeit eine wahrscheinliche Erklärung gefunden. Im Ritterthum hatte von seiner Entstehung her etwas Internationales gelegen: es war zum Wandern bereiter Dienstadel, nicht nothwendig seßhafter grundbesitzender Adel. In den Kreuzzügen hatte das Ritterthum als solches, romanisches und deutsches, eine gemeinsame Aufgabe gesehen. So waren die deutschen höfischen Kreise in die Formen des höheren französischen Gesellschaftslebens eingegangen. Das zeigte sich auch in der Dichtung. Es zeigte sich nicht minder in der Sprache; Gottfried gebrauchte selbst für Deutschland nur das französische Wort. Aber — die Stauferzeit hegte ja die Keime zur Herausbildung eines Nation gegen Nation abgrenzenden Bewußtseins; und Friedrich's I. glänzende Herrschergestalt mochte eine kräftige Hebung gerade des deutschnationalen Gefühls bewirken. So brachte — eine Reaktion gegen das Fremdländische — die Bearbeitung der Nibelungensage alte Schätze des eigenen nationalen Lebens zu Ehren; und so wollte Wolfram nicht höfisch-konventionell dichten nach französischer Weise, sondern mit freudigem Trotze der Wahrheit und Einfalt, ja wenn es der Sache entsprach, auch Derbheit deutschen Empfindens zum Rechte verhelfen.

Aber wer erklärt die unerhörte Selbständigkeit und Freiheit seiner religiösen Stellung? Daß die Form heilsnothwendiger Kirchlichkeit, unevangelisch päpstlicher Gewissensbindung, in der die Deutschen das Evangelium überkommen und angenommen hatten, kein endgiltiges Hinderniß für die Entstehung persönlich völlig entfalteten, Eigenthum und Herzensblüthe gewordenen Christenthums gewesen war, wir sehen es an Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide! Wie Parzival zum Haderer wird mit Gott, wie aber rein innerliche Mittel — demüthige Selbsteinkehr, bußfertige Anerkennung der Wege Gottes — ihn heilen und zur Theilnahme an einer von Frieden und Seligkeit durchdrungenen Gemeinschaft führen, die keine kirchlich-päpstliche ist: es versagen einem die Worte, das Erstaunen auszusprechen, das einen überkommt, wenn die Augen für diese Erscheinung aufgehen. Die Klarheit der Reformation ist nicht da, sie wird postulirt. Man könnte meinen, das hätte zu bitterer Stellungnahme gegen die äußere Kirche führen müssen. Nichts von dem; Wolfram's Seele war im Inneren des Evangeliums zu Hause; hatte er nun das Bedürfniß, die inneren Gegensätze zu begrifflicher Klarheit zu erheben, überhaupt nicht? genügte ihm die Gestaltenwelt der Dichtung? sah er in der ritterlichen Gesellschaft Deutschlands die Stätte, in der seine Ideale vielleicht Wahrheit gewinnen könnten? Wir wissen es nicht.

Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogel-

weide haben sich gekannt und geachtet. Und bei letzterem wurde ja nun die Stellungnahme eine wirklich antipäpstliche, aber — und das ist seine größeste Größe — nicht antikirchliche. Er wurde Bekämpfer des Papstthums unter den heißesten Nöthen eines patriotisch erregten Mannesherzens. Wohin rief die Pflicht den Christen, den deutschen Königstreuen in dem furchtbaren Gegensatze zwischen den Bannsprüchen der höchsten kirchlichen Autorität und der Selbstbehauptung der Kaiser? „Bischof Gardolf von Halberstadt ward durch die Verzweiflung über die widersprechenden Gebote auf das Krankenbett geworfen und starb an den Qualen seiner Seele. Sein Nachfolger Konrad von Krosigk entfloh der inneren Bedrängniß durch eine Pilgerfahrt ins heilige Land und ging später ins Kloster. Erzbischof Johann von Trier bat den Papst um die Enthebung von seinem Amte" (Burdach). Bischof Wolfger von Passau, Walther's Gönner und Freund, konnte es mit seinen Grundsätzen vereinigen, sich wenigstens äußerlich zu fügen. Walther seinerseits hat nicht verzweifelt, hat sich den Kämpfen nicht in stumpfer Ergebung entzogen; er hat eine Entscheidung getroffen, die in solcher Schärfe, auf solcher Höhe der Oeffentlichkeit ausgesprochen und in solcher Unvermischtheit mit Separationsgelüst und joachimitischer Schwarmgeisterei, ebenso neu als erschütternd war: weil ich Christ bin, weil ich treuer Sohn der Kirche bin, darum gegen den Papst! Genauer: gegen den Anspruch des römischen Stuhles, Quellort irdischer Gewalt, Stätte des Bindens und Lösens sittlich-rechtlicher Gehorsamspflichten zu sein. Und er hat damit dem deutschen Spruchgedichte eine Bedeutung, eine Höhe gegeben, die es sonst nicht gehabt hat, weder zuvor noch nachher. Die knappe Form, die pfeilartige Spitze, die anscheinende Ruhe der Situation (Ich saß auf einem Steine, Ich hört ein Wasser tosen) bei innerer starker Bewegung, die sittliche Entrüstung (Herr Opferstock, hat euch der Papst hierher gesendet, Daß ihr ihn reich macht und uns Deutsche pfändet?), ja selbst die heftigste Heftigkeit (Ahi wie christlich schön der Papst doch unser lachet!) wie nicht minder die Begeisterung für den edlen Glanz der kaiserlichen Krone, wenn er ein würdiges Haupt ziert (sie leuchten beide einander an: Das edle Gesteine und der junge süße Mann) — dies alles athmet den tiefsten Gewissensernst und trägt die Weihe seines lauteren Herzens. Sie waren eine Macht, diese Sprüche, wie nur je Sammelworte für die Einverstandenen durch die Lande geflogen sind, erquicklich für wartende Herzen in der Hitze des Tages. Kein Wunder, daß Stimmen erklangen, die Walther den schlimmsten Verführer nannten. Wie er die Geschichte vom Zinsgroschen einfach groß hinstellt, das klingt rein evangelisch: „daß sie den Kaiser ließen haben Sein Kaisersrecht und Gott, was Gottes wäre".

Die es Walther zum Vorwurf machen, daß er aus dem Dienste einer Person in den Dienst einer anderen ging, die thun ihm un-

recht. Dienst ging nach Brot; und einer anderen Person dienen (wie erst Otto und dann dem jungen Friedrich), das war keine Verleugnung der Sache. Wir finden bei Sirach (29, 29 ff.) eine lebhafte Schilderung von der Bitterkeit des Wandernmüssens, wenn unfreundlich die Herberge gekündigt wird und wieder der Heimatlose suchen muß, wo sich ihm eine gastliche Stätte aufthue. Das war Walther's Loos! Er hat, der Fahrenden Bester, seine Aufnahme in die höchste Gesellschaft mit seiner meisterlichen Kunst erkämpft; aber das hat ihm nicht dazu geholfen, daß es ihn vor den Erfahrungen auch nur der bittersten äußeren Noth geschützt hätte. Und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er, der aus den niederen Kreisen des Ritterthums Hervorgegangene (trotz des „Herr"), dem entsprechend keinen Familiennamen hatte und mit dem Beisatz „von der Vogelweide" mit köstlicher Ironie nur eben anspielte auf sein Loos, dem Vogel im Walde gleich zu spähen, wo er Weide finde, wie sonst die armen Schelme in gleicher Lage sich Fälklein, Hasensprung, Irregang, Hagedorn, Suchenwirth nannten (Burdach). Seine Heimat war, nur das wissen wir, im Oesterreichischen. Eine Stätte, wo er selber „Wirth und nicht Gast war", fand er endlich gegen den Abend seines Lebens, als ihm die Huld Kaiser Friedrich's II. ein kleines Landgut zu eigen gab. „Ich han mein Lehen, hör es alle Welt!" Ob er, viele Ideale der Zeitlichkeit ins Grab legend, im heiligen Lande gewesen ist und als Kreuzzugstheilnehmer am Grabe des Herrn gestanden hat? Wahrscheinlich. Ja, daß in der Welt seine Ideale verwirklicht werden würden, dem entsagte er mehr und mehr mit Schmerzen (die Welt ist außen schöne, weiß, grün und lieblich roth, Und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod). Aber er selbst ist in aller Noth und Enttäuschung geblieben, als den wir ihn lieben und zu den vorbildlichen Söhnen unseres Volkes rechnen: der Mann mit dem zartesten Herzen, so leise fühlend, daß ein Hauch sein Inneres in Bewegung setzte, und mit der entschlossensten Widerstandskraft, deren innerste Ursache zugleich der Kern seiner Weltanschauung war: Gott wird zum guten Ende führen, was der Menschen Thorheit und Sünde verkehrt! Seine Gnade ist, was uns bleibt; die kann uns niemand verletzen noch nehmen, wenn wirs nicht selber thun.

Diz kurze leben verswindet,
Der tôt uns sündic vindet:
Swer sich ze gote gesindet,
Der mac der helle engân.
Nû sende uns vater unde sun den süezen geist her abe.

Eben sein Zartestes aber, seine Empfindlichkeit, wenn man ihm unrecht gethan; sein banges Einsamkeitsgefühl, wenn Natur und Menschen ihn kalt ansahen; sein muthiges neues Hoffen, „so die

Blumen aus dem Grase dringen, als lachten sie der tanzenden Sonne entgegen, und die kleinen Vöglein fröhlich singen und Wettstreit ihrer besten Kunst erregen", seine Anschlußbedürftigkeit in jener Liebe, die sich sehnt, verstanden zu werden — wer hatte denn dafür das feinfühlige Ohr? Wer wußte zugleich das Treffende seiner Einkleidungen, die Lebhaftigkeit seiner im Zwiegespräche verlaufenden Rede, das Schlagende seines Witzes zu schätzen? Er war ja Minnesänger: die Frauen! Wie der Frauendienst mit dem „Gottesdienste" in innerlicher Wahlverwandtschaft stand, das ist wol noch nicht genügend ermittelt worden. Soviel scheint klar zu sein, daß man im Ritterthume eine Form des Lebens gefunden zu haben glaubte, in der man bei voller äußerer Weltlichkeit Gott dienen konnte. Denn die Kreuzzüge, dieser endgiltige Sieg des Christenthums über den Egoismus der alten Menschheit als rein um Gottes willen geführte Kriege (so Müllenhoff, man erinnere sich seiner Worte oben), sie waren ja die eigenste That des Ritterthums. Soll aber der Ritter als Streiter Gottes zugleich den Schwachen schützen, dann doch gewiß auch und vor allem die Frau? Und war die Idee der Kreuzzüge in ihrer reinsten ursprünglichen Gestalt ein Freiwerden christlicher Begeisterung, ein Inkrafttreten des höheren sittlichen Prinzips des Christenthums — weil eben ein Trachten nach rein ideellen Zielen —, wohl, war nicht auch das Werthhalten des Weibes in seiner seelischen Hoheit ein von Anfang an mit dem Christenthum gegebener Trieb, dem im germanischen Lebensgebiete etwas Entsprechendes noch besonders entgegengekommen war? So nun auf jener Höhe des Mittelalters die bedeutsame Geltung der durch geistlichen Unterricht hindurchgegangenen, hochgebildeten Frau der höfischen Kreise. Man kann hohe Verdienste haben nicht blos durch Geben, sondern auch durch verständnißvolles Empfangen. Und dieses Verdienst haben die edlen Frouwen jener Zeit: wo sie den Ton angaben, da gedieh überhaupt ein gehalteneres Wesen, bei welchem auch den Männern ein Wort zugerufen werden konnte wie der schöne Sittenspruch Walther's: „Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen? wer überwindet jenen und diesen? Das thut einer, der sich selber zwinget und jedes Glied in Hut und Obacht bringet, aus der Wildheit in den Hafen steter Zucht!" Geradezu aber muß gesagt werden: ohne der Frauen geschmackvolles Lob und ihren feinbegründeten Tadel, ohne ihr Lächeln der Zufriedenheit bei maßvoll bewegtem Vortrage und ihr Farbewechseln, wenn der Dichter Erschreckendes jetzt und jetzt Liebliches, obwol alles in schicklich gedämpfter Form, zu lesen, zu singen hatte (denn Männer wie Walther beherrschten auch das Musikalische in jeder Weise), hätten wir sie nicht, jene ganze rein poetische Literatur. Die Dichter jener feineren Kunst bedurften der begleitenden Theilnahme der Frauen als ihrer Lebensluft; hier fanden sie die Erregbarkeit des Gemüths,

auf die sie rechnen mußten. Und bedurften sie als Minnesänger der Erwiderung seitens der (wie bekannt, in vielen Fällen verheiratheten) Frauen in wirklichem Liebesverhältniß? Meist, so werden wir anzunehmen haben, war dieses Heimlichthun mit innerem Sehnen, dieses Klagen über Verschmähtsein von einer hohen Frau ꝛc. mehr konventionell angenommen als wirklich, mehr Gelegenheit zu tiefklingenden Reflexionen als sittlich verwerfliche Lebenswahrheit. Walther hat in seiner Gesammtrichtung und im Gesammterfolge — und so dürfen wir von Einzelnem, was uns sittlich verletzt, absehen — auch hier erhöhend gewirkt, indem er, Ablehner des Fremden und auf deutsche Eigenart vertrauend auch in diesem Stücke („deutsche Zucht übertrifft sie doch alle") die Standessitte durch die Naturfarben volksthümlicher Liebeslyrik belebte („ihr tanzenden Mädchen, thut mir die Liebe, rückt eure Hüte aus dem Gesicht, daß ich sehen kann, ob die, von der ich so lieblich geträumt habe, vielleicht unter euch ist"). Er wurde so einer der anziehendsten Lyriker aller Zeiten; er läßt uns so tief in sein Seelenleben blicken, wie es überhaupt möglich war in einem Zeitalter, das der Persönlichkeit den völligen Muth der Freiheit, Gott und der Welt gegenüber, doch noch nicht geben konnte. „Es ist Morgenglanz, der über seinen Werken webt, thauige Lebensfrische, die darin athmet, wie wenn im Frühling die Vögel jubiliren und die Bäume klingen und die Sonnenlichter spielen" (Burdach). Freilich, Wolfram von Eschenbach ist nicht müde geworden, geradezu betonend die eheliche Liebe zu verherrlichen — dem armen Walther wurde das Glück, aus eigener Erfahrung davon zu reden, nicht zu Theil.

Wir schließen für dieses Mal mit einem Worte Hoffmann's von Fallersleben. „Mit dem 12. Jahrhundert beginnt eine neue Zeit für unsere Poesie. Die christliche Lehre war nicht mehr ein so alleiniges Eigenthum der Geistlichkeit und des Mönchsstandes; sie hatte inniger alle Lebensverhältnisse durchdrungen; sie erfüllte mit dem Geiste der Liebe und Demuth Eltern und Kinder, Freie und Knechte, Ritter und Bauer, Reich und Arm, jedes Alter, jeden Stand. Sie entwöhnte den Menschen von dem alleinigen Sichgenügen an den irdischen Gütern und erschloß ihm die himmlischen; sie machte den menschlichen Willen frei, indem sie ihn dem Willen Gottes unterwarf. Gott zu folgen, Gott ähnlich zu werden, dahin sollte jeder streben und ringen; das sollte sein nächstes Bedürfniß, sein wahres Leben und letztes Ziel sein".

3. Martin Luther.

Den Zeiten des Herabganges von der Höhe des Mittelalters widmen wir kein besonderes Kapitel. Wol blühte damals das Volkslied auf, wir hoffen davon noch einen Kranz zu pflücken. Wol sprachen damals kühn denkende Dominikaner und verständnißvolle Nonnen die tiefsten Geheimnisse der Gottversenkung in deutscher Rede aus, wir gedenken ihnen noch zu begegnen. Wol that das deutsche Drama seine ersten Flügelschläge, aber es bewegte sich damit zum Theil — so reich war jene seltsame Zeit an erschütternden Gegensätzen — im schlimmsten Koth. Der für das Leben der Nation ein Emporführer wurde zur Höhe ohne gleichen, war kein anderer als Martin Luther. Schon der gewaltige neue Aufschwung der Sprache wäre deß Zeugniß.

Die Jesuiten mußten doch wissen, was sie thaten, als sie ein Buch zum Unterrichtsmittel in ihren Schulen bestimmten, das seine Belege für die Gesetze des Ausdrucks in der deutschen Sprache grundsätzlich alle aus Luther's Schriften nahm: die Grammatica Germanica ex biblliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta von Clajus, zuerst 1578 erschienen. Der Satz: „Ein veste Burg ist unser Gott" war darin auch zu finden! Was hat der Sprache Luther's eine solche Uebermacht gegeben, ihn so zum Klassiker gemacht?

Praktische Gründe haben in jener aufs Nüchterne, aufs Reale gerichteten Zeit eine Einigung der wirr auseinander gegangenen deutschen Sprachzweige empfohlen. Aber hoch darüber stand Luther's Sinn und Wille, die Dinge anzusehen, obwol er auch ein Auge für das Praktische hatte; und zu derselben Höhe der Auffassung erhob sich mit ihm, das ist sein Ruhm in jener Zeit, das deutsche Volk. Geschichtliche Gründe gaben schon vor Luther der mitteldeutschen Sprachgestalt ein Uebergewicht; aber er mußte sie erst adeln, da wurde sie des Höchsten fähig.

Merkwürdig, wie der Mangel an etwas Allgemeinem, Großem, Fortreißendem, der seit dem Erlahmen der Kreuzzugsbewegung das geistige und sittliche Leben des deutschen Volkes drückte, sich auch in der Sprachgeschichte sein Denkmal gab. Man schrieb und schrieb, die Schreiber kamen zu Ehren. Kinder, die nicht die lateinischen Schulen besuchten, sollten doch in die Schreib- und Rechenschulen gehen. Man druckte in allen Literaturgattungen. Da gab es des Nützlichen, des allgemeiner Belehrenden wie des unmittelbar Brauchbaren, viel zu lesen: Chroniken und Reisebeschreibungen, Rechtszusammenstellungen und Kunstregeln, Arzneivorschriften und Bücher von guter Speise. Und es war Treffliches darunter. Man weiß,

wie sich die Geschichtswerke eines Tschudi, eines Sebastian Franck und Turmair, die Schriften Albrecht Dürer's von menschlicher Proportion und von Messung mit dem Zirkel und Richtscheit herausheben. Aber die Sprachgestalt? Völlig naiv schrieben die Meisten dasjenige Deutsch, das ihnen nun gerade als die Umgangsrede des Ortes, an dem sie schrieben, bekannt und zur Hand war. Männer, die als Sprachlehrer wirkten, forderten das geradezu. „Geübte und gewöhnliche Worte soll man nehmen, und das seind die, so man gemeinlich in einer Gegend zu sprechen pflegt. In diesem Land sprechen wir Großvater, und übern Schwarzwald sprechen sie Eni" (vgl. Burdach, Einigung der Neuhochdeutschen Schriftsprache). Es war die Gefahr eines völligen Auseinanderfallens vorhanden, nicht etwa nur im Wortschatze, sondern bis in den Lautbestand und die Bildungsgesetze zurück. Wer in Augsburg schrieb, der wurde nicht in Köln, und wer in Leipzig schrieb, in Basel nicht verstanden. Wir freuen uns jetzt von Herzen der Literatur der Mundarten; das können wir ruhig, wo es eine von allen verstandene und überall da, wo es auf Gemeinverständniß ankommt, selbstverständlich gehandhabte Schriftsprache gibt. Letztere müssen wir uns hinwegdenken, um die sprachliche Zerrissenheit jener Zeit zu fühlen.

Es mußte Stellen geben, an denen dies besonders stark als Schwierigkeit bemerkt wurde. Das waren die größeren fürstlichen Kanzleien, in denen Schriftstücke verschiedenster Herkunft zusammenliefen. Voran die kaiserliche, zu Prag schon früher, zu Wien. Und wir finden Einen, in dem der Verdruß darüber etwas wie patriotischer Schwung wurde: Kaiser Maximilian! Zeugt nicht die Ambraser Handschrift, in der wir auch die Gudrun finden, von seinem Eifer um deutsche Ehre, die ohne das Werthhalten der edlen Denkmäler des nationalen Lebens nicht bestehen kann? So war ihm die Sprache lebendiges Denkmal; und es wird nicht ohne Grund gewesen sein, daß man ihm große sprachliche Reformgedanken zutraute, an deren Ausführung ihn der Tod hinderte (vgl. Kluge, Von Luther bis Lessing). Dem kaiserlichen Ansehen war es zuzuschreiben, daß man z. B. in Augsburg seit 1501 nicht mehr mîn hûs, trûwe, lûte druckte, sondern mein Haus, Treue, Leute, und daß selbst Erfurter, also mitteldeutsche Drucker dem folgten. War dies einfach ein Sieg der Mundart der österreichischen Donaulande, so führte man zu derselben Zeit eine Vereinfachung der Orthographie gewiß mit Recht auf Niclas Ziegler und die übrigen Kanzleiräthe Maximilian's selbst zurück und nahm sie in weiten Gebieten mit Dank und Anerkennung an. Man schrieb und druckte nun nicht mehr Hellffershellffer und Czeytten.

Warum aber ist die Sprache der Donaulande nicht auch in anderen Stücken der Lautgebung durchgedrungen? Warum sagen wir nicht und schreiben Bruoder, Stain, Künig, Suhn, Gleichnus?

hatte jene Sprache das Ansehen des Kaisers, und gerade Maximilian's, auf ihrer Seite, so stand hinter einer zweiten Sprachgestalt ein gewaltiges geschichtliches Verdienst und drückte sie durch. Franken, Thüringen, Meißen, Brandenburg, Schlesien waren Jahrhunderte hindurch der Rückhalt und die Bethätigungsstätte einer nationalen Vorkämpferarbeit gewesen: sie hatten deutsches Wesen, deutsche Sitte, deutschen Ackerbau und deutsches Städteleben behauptet und immer weiter vorgerückt dem slawischen Osten gegenüber! Mag Scherer Recht haben mit dem Satze, daß auf dieses fleißige Arbeiten nach nüchternen Zielen hin der Niedergang der Poesie mit zurückzuführen sei, auch er betont doch, daß in jener stillen, emsigen Arbeit nur ein Idealismus anderer Art lag. Und es war nun wie ein geschichtlicher Lohn, der diesem sittlich gesammelten Thun von Jahrhunderten auch im Ideellen zu Theil ward, daß die Sprachgestalt dieser Lande — sie wird das Meißnische, das Obersächsische, umfassender das Mitteldeutsche genannt — ein Gewicht bekam, mit dem sie der Sprache der Donaulande, der kaiserlichen Kanzleisprache, die Waage halten konnte.

So hatten wir also zwei Hauptsprachen (neben der Schweizerischen und der ebenso ganz für sich stehenden Niederdeutschen); und es wäre Luther's Verdienst, indem er, auf dem Mitteldeutschen fußend, damit einige Eigenthümlichkeiten des Bairisch-Oesterreichischen verband („daß mich beide Ober- und Niderländer verstehen mögen"), eine höhere Einheit über jenen beiden geschaffen zu haben? Wir überlassen dies den Sprachgelehrten, die über diese Fragen noch keineswegs völlig einig sind. Wir nehmen auch gern von ihnen die Erinnerung an, daß es ganz verkehrt wäre, in Luther den unmittelbaren Urheber unseres jetzigen Schriftdeutsch, des Neuhochdeutschen im engeren und engsten Sinne, zu sehen. Wir schreiben und sprechen nicht mehr wie er: er treib sie alle aus und nahm mit ihm den Vater und die Mutter des Kindes und greif das Kind bei der Hand (plur. den Henden) und sprach: Megdlin, stehe auf; und das Megdlin stund auf, und sie entsatzten sich. Luther hat auch hier die Ueberlieferung nicht gewaltsam abgebrochen, steht noch im lebendigen (oder wie er gewiß betonte lébendigen) Flusse vom Mittelhochdeutschen her. Aber das hat er gethan, und darin sind wir mit allen Sprachgelehrten einig: er hat die Fähigkeit der Muttersprache entdeckt, Ausdruck des Höchsten und Würdigsten überall da zu sein, wo der Mensch von diesem Höchsten und Würdigen innerlich in Anspruch genommen und in Bewegung gesetzt wird, in der leidenschaftlichen Tagesrede wie in der feierlichen Erbauung, in der Dichtung wie in der Prosaerzählung. Man denke für die letztere an seinen köstlich schlichten und ergreifenden Bericht „vom Bruder Heinrich, in Ditmar verbrannt"! Und er hat umgekehrt der Muttersprache durch das Siegel seiner Sache und seiner

Persönlichkeit eine solche Weihe gegeben, daß, wo ein Gegenstand so erhabener oder zum Gemüthe sprechender Art war, daß er den Menschen als solchen berührte, fortan die Muttersprache dafür als das allein völlig entsprechende Gefäß empfunden wurde. Man denke sich Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller lateinisch dichtend und schreibend! Bewußt knüpften sie alle an Luther an und eiferten, es ihm in der Belauschung und Herausstellung des Geistes der Muttersprache gleich zu thun. Hatte Otfrid das Deutsche würdig gefunden zur Wiedergabe erhabener Gegenstände in der Poesie; hatte die Zeit der großen kirchlichen Kämpfe, wie sie in Streitschriften das öffentliche Gewissen anrief, so auch eine geistlich-erbauliche deutsche Laienliteratur zu erzeugen begonnen (Hauck, Geschichte der deutschen Kirche III, S. 950 ff., 968 ff.) und hierauf Walther von der Vogelweide das deutsche Spruchgedicht, es zur Höhe reinster Kunst erhebend, zur stahlblanken, ins Herz treffenden Waffe gemacht: so viel innerlich freier Luther dastand als Otfrid, so viel wuchtiger war auch der ein neues Bette grabende Strom seines Sprachschaffens; und so viel evangelisch freudiger und gewisser Luther sein konnte als Walther, so viel entschiedener konnte ihm ein ganzes Volk folgen! Dieselbe Erwägung stellt ihn als Prediger über Berthold von Regensburg und die übrigen mittelhochdeutschen Prediger.

Man sieht eine ebenso schwierige als großartige Aufgabe der Geschichte und Psychologie vor sich, wenn man den Versuch machen will, Luther's Sprachgewalt zu erklären. Was war das Erste, so möchte man fragen: konnte er der deutschen Sprache Meister werden und in ihr neu schaffen, weil der Mittelpunkt seines Denkens mit denjenigen Dingen zusammentraf, die das eigentliche Lebensinteresse der Deutschen bildeten, bei denen also ihr ganzes Herz war? Oder konnte er für seine Deutschen der Dolmetsch der höchsten Dinge werden, weil ein Verständniß des deutschen Sprachgeistes von Haus aus in ihm war als herrliche Gabe? Jedenfalls dem Manne fehlte dies beides, der schon vor Luther seine Sache gegen die Römlinge mit deutschen Schriften auszufechten begann und an dem wir doch deutlich sehen können, daß der bloße Wille noch nicht genügt, um ein Zeuge und Vertreter des Könnens der deutschen Sprache zu werden: dem Ritter Ulrich von Hutten.

Latein ich vor geschrieben hab,
Das was eim jeden nicht bekant —
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation, in ihrer Sprach,
Zuo bringen diesen Dingen Rach,

so gab er das Programm aus, ein deutscher Streitschriftsteller zu werden, nachdem er 1519 öffentlich von einem Freunde dazu aufgefordert worden war. War er zu sehr Humanist, als daß sein

Deutsch auch nur etwas von der fortreißenden Kraft der Sprache Luther's haben konnte? Wem hätte nicht beim Studium der Reformationszeit der packende Witz Hutten'scher Kampfgespräche Vergnügen gemacht! Aber der Geist seiner Muttersprache war ihm für diese Arbeit des scharfen Verstandes, trotz ihres patriotischen Ausgangspunktes, nicht so hold wie der lateinische. „Wie reich ist Hutten, wo er Latein schreibt, und wie ungelenk, wie gezwungen ist sein Deutsch" (Kluge)! Luther war doch auch ein trefflicher Lateiner. Aber er war eben eine andere Persönlichkeit. Drücken wirs nach der Natur aus: es war Genialität in ihm. Drücken wirs nach der Gnade aus: es war Feuer von oben in ihm, Feuer des heiligen Geistes. Dieses nahm jene in den Dienst.

Seine Genialität läßt sich am besten in den Worten wiedergeben, mit denen Schiller die Sprache des Genies so unübertrefflich gekennzeichnet hat: „ruhig und sicher geht es durch alle Schlingen des falschen Geschmacks; wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß; die Sprache ist hier so sehr eins mit dem Gedanken, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint". Wirklich: man hatte genau dasselbe schon in der Reformationszeit, unter dem unmittelbaren Eindrucke der Worte Luther's, gesagt: significantissimis utitur verbis maximeque propriis et unica voce rem ob oculos ponit, so urtheilte Sleidanus. Ohne daß Luther Dichter wäre, kommt durch ihn jene dichterische Kraft fort und fort zu Klang und Geltung, die in der Sprache selbst wohnt, und zwar eben in der Sprache, die vom Volke lebendig gesprochen wird. Dem Begriffe abhold, sinnt, denkt und äußert sich das Volk, wo es noch es selbst ist, in unmittelbar anschauendem Umgange mit dem warmen farbenreichen Leben und schöpft damit unbewußt aus dem Urquell aller Poesie. Der Reichthum bringt Verlegenheit für den, der aus Luther's Schriften Belege bringen will. Heben wir, da jeder selbst suchen kann, einfach die bekannte Stelle wieder heraus, die ihn als den bewußt nnd willentlich die Volksrede Erlauschenden zeigt (Sendbrief vom Dolmetschen, Braunschweiger Hausausgabe VII, S. 25 ff.). „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie diese Esel thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß

man deutſch mit ihnen redet. Als wenn Chriſtus ſpricht, Matth. 12, 34: Ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eſeln ſoll folgen, die werden mir den Buchſtaben vorlegen und alſo dolmetſchen: Aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund. Sage mir, iſt das deutſch geredet? Welcher Deutſche verſteht ſolches? Was iſt Ueberfluß des Herzens für ein Ding? Das kann kein Deutſcher ſagen, er wollte denn ſagen, es ſei, daß einer ein allzu großes Herz habe oder zu viel Herzen habe. Wiewol das auch noch nicht recht iſt. Denn Ueberfluß des Herzens iſt kein Deutſch, ſo wenig als das Deutſch iſt: Ueberfluß des Hauſes, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank. Sondern alſo redet die Mutter im Haus und der gemeine Mann: Wes das Herz voll iſt, des gehet der Mund über. Das heißt gut Deutſch geredet ... Item, da der Engel Maria grüßt und ſpricht: Gegrüßt ſeiſt du, Maria, voll Gnaden, der Herr mit dir! Wolan, ſo iſts bisher ſchlecht, den lateiniſchen Buchſtaben nach, verdeutſcht. Sage mir aber, ob ſolches auch gut deutſch ſei? Wo redet der deutſche Mann alſo: Du biſt voll Gnaden? Und welcher Deutſche verſteht, was geſagt ſei „voll Gnaden?" Er muß denken an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes. Darum habe ichs verdeutſcht „du Holdſelige", damit doch ein Deutſcher deſto mehr hinzudenken kann, was der Engel mit ſeinem Gruß meint. Aber hier wollen die Papiſten toll werden über mich, daß ich den engeliſchen Gruß verderbt habe, wiewol ich dennoch damit nicht das beſte Deutſch getroffen habe. Und hätte ich das beſte Deutſch hier nehmen ſollen und den Gruß alſo verdeutſchen: Gott grüße dich, du liebe Maria (denn ſoviel will der Engel ſagen, und ſo würde er geredet haben, wann er hätte ſie wollen deutſch grüßen): ich halte, ſie ſollten ſich wol ſelbſt erhenkt haben vor großer Andacht zu der lieben Maria, daß ich den Gruß ſo zu nichte gemacht hätte. Aber was frage ich danach, ſie toben oder raſen? Ich will nicht wehren, daß ſie verdeutſchen, was ſie wollen; ich will aber auch verdeutſchen, nicht wie ſie wollen, ſondern wie ich will ... Das hörſt du wol, ich will ſagen: du holdſelige Maria, du liebe Maria; und laß ſie ſagen: du voll Gnaden Maria. Wer Deutſch kann, der weiß wol, welch ein herzlich feines Wort das iſt: die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiſer, der liebe Fürſt, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob das Wort „liebe" auch ſo herzlich und genugſam in lateiniſcher oder anderen Sprachen reden möge, daß es alſo dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unſerer Sprache!"

Wem nimmt ſie da nicht das Herz hin, die Zartheit dieſes ſtarken Mannes! Iſts doch derſelbe, der an ſein Söhnlein Hänſichen ſo phantaſievoll Ahnung erweckend, an die Tiſchgeſellen ſo launig, an Lazarus Spengler über ſein Petſchaft ſo erhaben, an ſeinen

Kurfürsten so apostolisch frei und gewiß, an Vater und Mutter so kindlich und beichtväterlich zugleich, an Meister Peter Balbierer übers Beten so herzlich vertraulich schreiben konnte. „Meine herzliebe Mutter (20. Mai 1531, a. a. O. VIII, S. 422 ff.), ich habe die Schrift meines Bruders Jakob von Eurer Krankheit empfangen, und ist mir ja herzlich leid, sonderlich, daß ich nicht kann leiblich bei Euch sein, wie ich wol gern wäre; aber doch erscheine ich hier mit dieser Schrift leiblich, und will ja nicht fern von Euch sein geistlich sammt allen den Unsern. Wiewol ich aber hoffe, daß Euer Herz ohne das längst und reichlich genug unterrichtet und — Gott Lob! — sein tröstlich Wort wol innen habt, dazu mit Predigern und Trösten allenthalben versorgt seid: so will ich doch das Meine auch thun und meiner Pflicht nach mich für Euer Kind und Euch für meine Mutter erkennen, wie unser beider Gott und Schöpfer uns gemacht und gegeneinander verpflichtet hat, damit ich zugleich den Haufen Eurer Tröster vermehre. Erstlich, liebe Mutter, wisset Ihr von Gottes Gnade nun wol, daß Eure Krankheit seine väterliche Ruthe ist . . . Zum andern wisset Ihr, liebe Mutter, auch das rechte Hauptstück und Grund Eurer Seligkeit, worauf Ihr Euren Trost setzen sollt in dieser und allen Nöthen, nämlich den Eckstein Jesum Christum, der uns nicht wanken noch fehlen wird, auch uns nicht sinken noch untergehen lassen kann . . . Derhalben mögen wir nun mit aller Sicherheit und Freudigkeit uns freuen und, wo uns will etwa ein Gedanke von der Sünde oder Tod erschrecken, dagegen unser Herz erheben und sagen: Siehe, liebe Seele, wie thust du? Lieber Tod, liebe Sünde, wie lebst du und schreckst mich? Weißt du nicht, daß du überwunden und du Tod gar todt bist? Kennst du nicht einen, der von dir sagt: „Ich habe die Welt überwunden?" . . . Mit solchen Worten und Gedanken, liebe Mutter, lasse sich Euer Herz bekümmern und sonst mit nichts; und seid ja dankbar, daß Euch Gott zu solcher Erkenntniß gebracht hat und nicht stecken lassen in dem päpstlichen Irrthum . . . Der Vater und Gott alles Trostes verleihe Euch durch sein heiliges Wort und Geist einen festen, fröhlichen und dankbaren Glauben. Es bitten für Euch alle Eure Kinder und meine Käthe. Etliche weinen, etliche essen und sagen: die Großmutter ist sehr krank. Gottes Gnade sei mit uns allen, Amen". Und in der zuletzt erwähnten Schrift: „Was ist es anders, denn Gott versuchen (Wie man beten soll, für Meister Peter Balbierer, VI, S. 125 ff.), wenn das Maul plappert und das Herz anderswo zerstreut ist? . . . Ein rechtes Gebet gedenkt gar fein aller Worte und Gedanken, von Anfang bis zu Ende des Gebets. Gleich als ein guter, fleißiger Balbierer muß seine Gedanken, Sinne und Augen gar genau auf das Scheermesser und auf die Haare richten und nicht vergessen, wo er sei im Strich oder Schnitt; wo er aber zugleich will viel plaudern oder anderswo

hin denken oder gucken, sollte er wol einem Maul und Nase, die Kehle dazu abschneiden. Also gar will ein jegliches Ding, so es wohl gemacht soll werden, den Menschen ganz haben mit allen Sinnen und Gliedern — wie vielmehr will das Gebet das Herz einig, ganz und allein haben, solls anders ein gutes Gebet sein".

Ueber Luther's Zorn und Schärfe — neben der Zartheit — viele Worte zu machen, ist nicht noth. Sie habens zu allen Zeiten gethan, die Gegner; ja ein Janssen hat sich den Anschein gegeben, als sei bei manchen Schriften Luther's Ursache, an seinem gesunden Verstande zu zweifeln. Sie mögen uns den ganzen Luther lassen, auch mit dem Zolle, den er dem Grobianismus seiner Zeit gebracht (sittengeschichtlich gewürdigt von Kawerau, Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 39, S. 41 ff.). „Es ist sehr die Frage", sagt übrigens Koldewey gerade mit Bezug auf eine der heftigsten Schriften, die „wider Hans Worst", „ob er mit einer höflicheren Phraseologie der guten Sache einen besseren Dienst erwiesen hätte" (Nr. 2 desselben Vereins, S. 35). Wohl, es ist Zorn, der Luthern sagen läßt (IV, 249 ff.): „einem Balg auf der Gasse sollts nicht sauer werden, ein solches Buch zu reden, wie Hans Wurst hier von Wolfenbüttel geschrieben hat". Und: wolan, mit solchen „nackten, bloßen Lästerworten läßt man sie sich heisch oder zu Tod schreien und antwortet dieweil mit einem geringen, leichten Wörtlein: Teufel, du lügst!" Aber es ist echter, auf heiliger Gewißheit der guten Sache ruhender, nicht blind machender Zorn; denn in derselben Schrift: welche hohe, majestätische Ruhe der Sachlichkeit! Hier sind ja jene unvergänglichen Worte niedergelegt von der alten und neuen Kirche, wer in Wahrheit das Alte, das stets zu Recht bestehend Gewesene wieder zu Ehren gebracht habe und wer einen Bruch vollzogen habe mit der Vergangenheit. „Wie aber, wenn ich beweise, daß wir bei der rechten alten Kirche geblieben, ja daß wir die rechte alte Kirche sind, ihr aber von uns, das ist von der alten Kirche, abtrünnig geworden und eine neue Kirche angerichtet habt wider die alte Kirche?" Und er beweists in voller Klarheit. „Sie lästern Christum selbst, wenn sie uns Neue schelten".

Von Luther's Sprachgenie wollten wir reden und sind dabei unvermerkt in die Sache gekommen, von der er sprach. Aber wir deuteten ja schon an, daß dies die andere, die noch tiefere Seite der hier vorliegenden geschichtlichen und psychologischen Erscheinung ist. Würden die Deutschen auch dann so bis ins Innerste beglückt seine Schriften aufgenommen haben, wenn er — gesetzt, es wäre dies überhaupt möglich gewesen — mit derselben Zartheit und Kraft deutscher Rede zu ihnen von anderen Dingen gesprochen hätte, die sie doch auch beschäftigten, beispielsweise von der Reichsreform? Jeder, der nur etwas von den Stimmungen jener Zeit weiß, wird dies verneinen. Weil Gottes heiliger Geist durch ihn

redete, weil eines Gottesmannes Lehre über Versöhnung mit Gott, über Freudigkeit eines in Gott und seiner Gnade getrost gewordenen Gewissens an ihm gefunden wurde, darum fielen sie ihm zu. Und das ist großartig. Es ist, wenn wir nicht irren, Heinrich Rückert (Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache), dessen Anregung wir das Gleichniß von einem Examen verdanken, das damals mit dem deutschen Volke abgehalten wurde. Es wurde gefragt, welche von allen den sich drängenden Angelegenheiten und Fragen der Zeit es für die wichtigste erklären wollte: ob die so wünschenswerthe Zentralisation der Reichsverwaltung (Maximilian's Bestreben) oder die wirthschaftlich-soziale Schwierigkeit (Wucherfrage, Leibeigenschaft) oder die Beziehungen zu den neuentdeckten fernen Ländern, die Aufnahme des römischen Rechts, die technischen Fortschritte, die astronomischen Erkenntnisse u. s. f. — oder das große Thema von Sünde und Gnade, als wo es sich um den innersten Grund eines wahren Lebens handelt. Es entschied sich für das Letztere.

---

4. Hans Sachs und Johann Fischart.

Wer den Beweis will, daß die Reformation auch im zweiten und dritten Geschlechte lautere Persönlichkeiten hervorgebracht habe, wir nennen ihm aus der, Gott Lob, großen Zahl ohne langes Besinnen Martin Chemnitz und Johann Gerhard. Wer den Beweis will, daß die Renaissance in Deutschland etwas Anderes wurde, als sie jenseits der Alpen war, nämlich ein Indienststellen der schaffenden Kraft zu erziehlicher Arbeit am Volke, und auch dies im Bunde mit der Reformation: wir nennen mit Stolz als den Einen von Vielen Albrecht Dürer. Und wer den Beweis fordert, daß der Geist der Reformation eine neue, in sich einige, in allem Streite friedevolle Weltanschauung möglich machte, aus der heraus gottgegebene Genies Werke hervorbringen konnten voll innerer Schönheit und Wahrheit, Lust zum Anschauen für alle Zukunft und Muth erweckend für jede mit schweren Aufgaben ringende Zeit — wir hatten in jenen Tagen keinen Shakespeare, aber wir hatten einen Hans Sachs und Johann Fischart.

Hans Sachs ist der Aeltere. Er erlebte die große kirchliche Bewegung von Anfang an mit; er verarbeitete sie innerlich. Deß Zeuge ist seine Stellung in der Geschichte des Meistergesanges. Der Meistergesang hat etwas Ehrwürdiges schon um seines Zusammenhangs willen mit der älteren Poesie. Er war der in die Hand-

werkerkreise herniedergestiegene Minnegesang. Es gilt das freilich nur von der Form. Die Technik des dreitheiligen Strophenbaues und jedenfalls — worüber noch zu wenig ermittelt ist — auch seiner musikalischen Behandlung hatte man von dorther. Man drückte dies phantastisch aus, wenn man die Kunst auf die „zwölf alten Meister" zurückführte. Die Satzung, daß die Meisterlieder nicht gedruckt, nur gesungen und dann handschriftlich weitergegeben werden durften, mag sich aus jener Ueberlieferung mit erklären. Wenigstens würde diese Gepflogenheit allein noch nicht das Recht geben, die meisterliche Kunstübung ein bloses „Privatvergnügen" zu nennen. Freilich, ob man den Meistergesang in seiner sittlichen Gesammtbedeutung so hoch stellen darf, wie manchmal geschehen, ist doch fraglich. Schwung und Begeisterung, wir haben dies schon gesehen, war dem ausgehenden Mittelalter überhaupt nicht eigen außer in der Richtung auf sehr praktische Ziele. Und der verneinende Beweis liegt in der Sittengeschichte handgreiflich vor: woher der bodenlose Sumpf der Gemeinheit z. B. in den bürgerlichen Fasnachtsspielen, der neben anderen Erscheinungen auf weitgehende Verderbniß schließen läßt, wenn die Zünfte an ihrer sonntäglichen Kunstfeier einen besonderen Hebel der Zucht und Sitte gehabt hätten? So wird nicht viel dagegen zu erinnern sein, wenn neuere Darsteller, wie in der Dichtung jener Zeit im großen und ganzen (einsam nur das Volkslied!), so auch im Meistergesang eine Befriedigung nur allernächster Zwecke der Unterhaltungssucht, der Wißbegierde und der Frömmigkeit sehen. Frömmigkeit heißt da auch nur, sonst hätte ja sittliche Kraft von ihr ausgehen müssen, tiefsinnigklingendes Auskramen scholastischer Tüfteleien. Woher kamen die ehrsamen Meister auf solchen Stoff? Woher schöpften sie, wenn sie in der Strophe Gegenstände der Sternkunde oder der Geographie, der Gewerbstechnik oder der Politik abhandeln und damit dem Wißbegierigen nützen wollten? Antwort: die Scholastik hatte ja den Anspruch erhoben, ein einheitliches, umfassendes Weltbild aufstellen zu können, sie hatte einen encyklopädischen Drang. Große Werke dieser Art waren es, die einen Gesammtumfang und Inhalt der allgemeinen Bildung darstellten wie nur heute irgend ein Konversationslexikon; vor einiger Zeit hat v. Liliencron das speculum universale des Dominikaners Vincenz v. Beauvais und den „Schatz" (tesoro) des Brunetto Latini in diesem Sinne beleuchtet, auf den Dante verweist. Es muß Wege gegeben haben, auf denen diese Stoff- und Wissensspeicher auch den handwerklichen Dichtern zugänglich waren.

Auch Hans Sachs, dessen Meisterlieder, 4275 an der Zahl, nun doch gedruckt worden sind, hat über die hundertzehn Flüsse in Deutschland, über hundert Arten der wilden und Hausthiere, über die Vertheilung der Arbeit auf die zwölf Monate, auch in schola-

stischer Weise über das Geheimniß der Gottheit gedichtet. Aber das helle Auge, das ihm Gott gegeben, verschloß er auch dann nicht, als sich ihm die Dinge darboten, die, sei es auch nicht ohne heiße Kämpfe, innerlich das freudigste Licht zu geben versprachen. 1520 verstummte sein Gesang. Luther's wirkungsreichste Schriften erschienen. Sachs sammelte und las, studirte mit brennendem Eifer die Bibelübersetzung. Als er den Mund wieder aufthat 1523 — es war sein Heroldsruf von der „wittembergischen Nachtigal", den man da vernahm, gleich in doppelter Form, für die Singschule als Lied, für die eigentliche Oeffentlichkeit als Spruch bearbeitet! Seine sieben, 1524 erschienenen Dialoge gehören zu dem Kräftigsten und Durchschlagendsten, was die deutsche Streitschriftenliteratur aufzuweisen hat. Und die Singschule? Soweit sein Einfluß reichte, und er reichte weit, von Augsburg bis Magdeburg und von Straßburg bis Breslau, gab man nun die scholastische Weise auf und behandelte mit liebevollem Eifer biblische Gegenstände „nach des Lutheri reinen Worten". Ein treues, andauerndes Beschäftigen mit der Bibel wurde dadurch allgemein und drang in die Bürgerhäuser, in das Leben. Aber vermöge der ihm neu gegebenen inneren Freiheit konnte er auch weiter blicken, und er that es. Alle, die auf ihn etwas gaben, und derer waren viele, fanden damit ihren Gesichtskreis erweitert. „Da seht ihr an der anderen Seiten Ein altes Weiblein zu ihm gleiten; man nennet sie Historia, Mythologia, Fabula — Er freut sich dessen wundersam, Denn es dient sehr in seinen Kram; Von wannen er sich eignet sehr Gut Exempel und gute Lehr" (Goethe). Ja, es ist erstaunlich, welchen Reichthum geschichtlich-moralischer Literatur Hans Sachs, der nur mäßige Schulbildung genossen, sich zu erschließen und nach dem Gesichtspunkte volksfaßlicher „guter Exempel und guter Lehr" zu durchforschen wußte. An Anregungen von den verschiedensten Seiten her fehlte es in jener übersprudelnden Zeit nicht. Vom Humanismus her kam der Hinweis auf die Alten. Uebersetzung auf Uebersetzung erschien; und Hans Sachs war der rechte Mann, sie aufzunehmen. Jetzt entnahm er aus dem Livius einen brauchbaren Stoff zu Schwank oder Historia, jetzt aus dem Herodot, Homer, Xenophon, Ovid, Sueton, Plutarch, Josephus, Eusebius; Plinius gab ihm einmal an einem Tage (Hans Sachs hat ja allen seinen Sachen das Datum beigeschrieben) Anregung zu drei Gedichten. Aber nicht minder war er ein eifriger Kenner und Benutzer der in das Bild jener schreiblustigen Zeit gehörenden Chroniken und Reisebeschreibungen: Schedel, Albert Cranz, Sebastian Franck u. s. f. finden wir als seine Quellen. Es versteht sich, daß ein solcher Mann, der sittlich-anschauliche Gestalten und Vorwürfe brauchte, auch der Novellistik, dieser Vorgängerin des neueren Dramas, nicht fern blieb: die Sammlung Cento Novella, das Werk Boccaccios

über die berühmten Frauen u. ä. gehörte zu seinem Bücherschatze. Dazu war er mit den deutschen Volksbüchern vom Herzog Ernst ꝛc. wohl bekannt.

Und wozu alles dieses freudige Aufnehmen und Wiedergeben? Ja, wie wollte ein so reiches Gemüth dem wehren, daß nicht fortwährend eine vielbelebte innere Welt zur Gestaltung drängte! Und die ihn umgebende Welt selbst in allen Ständen, hatte sie es nicht nöthig, daß ihr der Text gelesen wurde auf allerlei Weise, auch in der Weise, wie sie ihm gegeben war, mit Sittenpredigt im Tone der unverwüstlichen guten Laune, mit dem, was alle Leute am liebsten hören und wobei sie gar nicht merken, daß man Einfluß auf sie gewinnen will: mit Erzählung, jetzt abschreckend, jetzt ermunternd? Beweis dessen, daß Hans Sachs mit seiner Dichtergabe ein solcher Auferbauer des Volkslebens sein wollte, ist die Thatsache, daß er nicht blos für den engeren Kreis der Singschule dichtete, sondern sich mit denselben Gegenständen, die er für jene bearbeitete, zugleich an die weiteste Oeffentlichkeit wandte. Dort nur geschrieben, hier gedruckt; dort das kunstvolle Lied in der dreitheiligen Strophe, hier der Spruch in den für die Erzählung so prächtig passenden kurzen Reimpaaren, die eine spätere Zeit so albern belächelt hat. Als ob nicht auch sie ein Erbe gewesen wären von Wolfram von Eschenbach und den übrigen großen höfischen Erzählern her! Vor allem aber: wer kann diese Sprüche lesen, ohne fort und fort einem treuen Manne ins Auge zu blicken, dem bei aller Schalkhaftigkeit ein für die sittliche Gesundheit seines Volkes begeistertes Herz schlägt! Der Inhalt seiner Sprüche zeugt für den tiefen, reinen Ernst dieses Mannes, der das sittliche Ziel seiner Erzählung allemal am Schlusse treuherzig herausſagt und gerade durch diese Naivetät am köstlichsten dafür sorgt, daß niemand solche Art der Sittenbelehrung als aufdringlich empfinden kann. Erinnern wir uns an die Erzählung von der Sitte der Aegypter, Gericht über ihre todten Könige zu halten, oder an das Gespräch der olympischen Götter über den Mangel eines wahren Gemeinsinns (des „gemeinen Nutzens“) im deutschen Reiche: welche Erhabenheit des Rügetones, welcher Schmerz eines edlen Patriotismus! Schonungslos wird dem Adel das Messen mit zweierlei Maße vorgehalten im Schwank „von dem frommen Adel“. Unbarmherzig wird die halb pfiffige, halb alberne Tölpelhaftigkeit der Bauern geschildert; ja, es wird nicht zu leugnen sein, daß Hans Sachs hier ein naiver Uebertreiber gewesen ist; zu den Zügen der Zeit gehört eine „in den Reichsstädten beliebte Bauernverhöhnung“ (Wendeler). Wenn er aber seine Mitbürger selbst vornimmt, wie erschütternd bald und dann wieder wie erheiternd die Zeichnungen aus dem Hause: Ehe, wie der Teufel es fertig bringen kann, das treueste Vertrauen zu vergiften, oder wie Gott es zu fügen weiß, daß der Langsame sich mit der Flinken

ergänzt; Kindererziehung, wie da bei dem besten ernstlichen Willen Schatten sein kann neben dem Lichte; Herrschaft und Dienstboten, wie jene über diese zu klagen hat und es doch gerathen scheint, der „Hausmeit" einen und den anderen Mangel zu gute zu halten, wenn sie nur sonst das Ihrige thut. Gern betont er, wie wenig der Mensch damit erreicht, wenn er großen, auf Gottes Ordnung zurückzuführenden Naturmächten kluge Vorbeugungsmaßregeln entgegenzusetzen versucht. Wie wars bei jenem Könige, der seinen Sohn bis zu einer bestimmten Zeit in völliger Weltferne aufwachsen ließ und ihm dann, als er endlich in den Umgang mit Menschen eingeführt wurde, einen vorbauenden Schutz gegen die allzu große Anziehungskraft der Frauen dadurch verschaffen wollte, daß er ihm vorredete, die schönen Frauen, die er in der Hofgesellschaft gesehen, das seien die Teufel gewesen? „Und als er ihm nun umb und umb Het angezeigt all sein' Reichthum, Thet ihn darnach der Vater fragen: Mein lieber Suhn, thu mir ansagen, Was hat am besten gfallen dir In allen Schätzen? Das sag mir! Der Suhn gar schnelle Antwort gab: Herr Vater, in dein' Schätzen durchab So haben mir in diesen allen Die Teufel am besten gefallen! Da lachet alles Hofgesind". Es gilt eben nicht, äußere Mauern zu ziehen (die werden übersprungen), sondern die innere sittliche Kraft zu stählen und zu stärken.

Wer so erzieherisch auf die Zeitgenossen wirkte, die er so wohl verstand, wie sie ihn verstehen konnten; wer dabei niemals auch nur die Anwandlung hatte, mit schulmeisterlicher Miene zu nörgeln und zu pathetisiren, sondern aus einem unerschöpflichen Quell heiterster Lebenspoesie herausschuf: wie hatte der den innersten Beruf der Dichtung wiedergewonnen; wie ließ er „Wißbegierde" und bloses „Unterhaltungsbedürfniß" weit hinter sich zurück, indem „Frömmigkeit" in tiefer Wahrheit zugleich das Geheimniß seiner Heiterkeit war, Frömmigkeit auf Grund der durch die Reformation geschenkten Gnadenerfahrung!

Und die Zeit wurde trüber. Muß es denn so sein, daß etwas Herrliches und Großes, was Gott in die Menschengeschichte hereingestellt hat und was die Menschen mit begeisterter Empfänglichkeit aufgenommen haben, sie dennoch nicht in den Stand setzt, auf solcher Höhe zu bleiben? Es muß so sein, solange die Menschen ein sündiges Geschlecht sind. Sie wollen das freilich nicht Wort haben, die Thoren; sie geberden sich, als stünden sie doch noch auf der Höhe, während sie längst wieder ins Kleinliche hinuntergesunken sind. Sie greifen prahlerisch nach den Sternen, während sie kaum wehren können, daß ihre Füße in den Sumpf gerathen. Das gibt dann wunderliche Grimassen und sonderbare Stellungen. Wer in solchen Zeiten ein Genie der Auffassung und ein Künstler der Darstellung ist, der muß zum Satiriker werden. Und so wurde

es — in jenem großen Sinne, wie Schiller den Satiriker gezeichnet, ohne wahrscheinlich irgend etwas von dem gewaltigen Elsässer näher zu kennen — Johann Fischart.

Ein unfaßbarer Mann. Unfaßbar schon in seinen äußeren Lebensumständen. Wir wissen nicht, wann er geboren worden ist; nicht sicher, ob wirklich in Straßburg oder in Mainz. Er wird gestorben sein im Frühling 1590 als Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken. Er selbst spielte in den Titeln seiner Schriften Versteckens mit seinem Namen. Und es kam, wie wir noch sehen werden, eine Zeit, die sich das Verständniß für alles „Altväterische" und „Altfränkische" fast geflissentlich verschloß. Er wurde, noch gründlicher als Hans Sachs, verkannt und vergessen. Erst vor hundert Jahren etwa hat man ihn wieder entdeckt.

Kennen, wirklich kennen, können ihn trotzdem nur wenige. Denn auch darin ist er unfaßbar: in der Fülle seiner Anschauungen, in der Unzählbarkeit der in seinen Werken niedergelegten Beziehungen auf Sitte, Leben und Lesestoff seiner Zeit. Vilmar hat ihn gekannt und über ihn einen im Grundverständnisse kaum übertreffbaren Artikel in Ersch und Gruber's Encyklopädie geschrieben. Der Freiherr von Meusebach hat ihn gekannt, dessen zu Fischart's allseitiger Erklärung zusammengebrachte Bücherſammlung Friedrich Wilhelm IV. mit großen Kosten für die königliche Bibliothek erwarb. Gödeke und Wendeler haben ihn gekannt, sonst Wenige. Will jemand einen Eindruck davon bekommen, daß eine Lebensarbeit dazu gehört, um in das sittengeschichtliche Verständniß des 16. Jahrhunderts einzudringen, so muß er Fischart lesen.

Unfaßbar ist der Mann auch in seiner Schreibart; aber hier beginnt schon eine große Herrlichkeit. Wir setzen — aber noch mit Verkürzungen; denn jene Zeit muß die Kunst besessen haben, die wir nur selten üben, nicht blos mit dem Auge, sondern zugleich mit dem Ohre, d. h. laut zu lesen; und bei Fischart gehört buchstäblich ein besonders guter Athem, eine Kunst des schnellen Lautlesens dazu! — eine seiner Perioden hierher. Sie kennzeichnet, wie seinen Satzbau selbst, so auch einige andere der von Vilmar (auch in der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur") hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten seines Stiles. „Wiewol nun eine lange Zeit mit großem Verlangen schier sprichwortsweise unter den Leuten ist umgegangen, daß, dieweil der arme Eulenspiegel (welches ich — nämlich daß er sagt armer Eulenspiegel — von seinem mühseligen, stehenden und lehnenden Begräbniß, nicht von seinem vielberühmten Namen, der bei Menschen hohes und niederes Standes, Jungen und Alten, Einheimischen und Ausländischen in großem Ruf und frischem Gedächtniß noch vorhanden, will verstanden haben) nun viel Jahr her in mancherlei Weis, Art, Schlag, Sprache, Format, groß und klein, grob und gmein, figürlich und unfigürlich, zierlich und

unzierlich, ist ausgegangen und im Druck gesehen worden, so möchte es nicht wohl fehlen können, man würde ihn auch etwa mit der Weil gesangsweis oder pfeifensweis und also musicaliter oder reimensweis der heutigen neubegierigen Welt vorbringen und vorsingen (dieweil zu jeder Zeit bei den alten lieben Teutschen Brauch und gewöhnlich gewesen, was sie bekannt, gemein, lieb und werth den Leuten machen wollen, daß sie das in Gesängen, Liedern und Reimensgedichten vorgebracht haben) — so ist doch solches seither, weiß nicht aus was für Ungelegenheit, unterblieben, bis letzlich ich das Erwarten, Hoffen und Harren des Eulenspieglischen Volks zu stillen und zu erfüllen bin erbeten worden, welchs ich denn etlichen guten Freunden nit hab gewußt abzuschlagen, sintemal der Scherz oder Schimpf zu Erbauung und Besserung förderlich sein mag; denn ist es nicht angenehmer, ermahnt werden mit Scherzen denn mit Schmerzen? und schimpflich (d. h. spaßhaft) denn unglimpflich und stümpflich? mit Rathen und Reden, denn mit Schaden, Rädern und Tödten? Da seind linde Mittel, die brauchen keinen Büttel!" „Daß ich endlich einmal abdrück", wie er sonst wol sagt. Herrlichkeit, in diesem Satze und ähnlichen so für sich allein ist sie noch nicht zu erkennen; wer mehr von ihm liest, dem geht das Erstaunen über den niemals nachlassenden Reichthum seiner Sprache auf wie ein Einblick in die quellenreichen Hintergründe des deutschen Sprachgenius selbst. Er spielt wie ein übermüthiger König mit der Sprache, aber nur aus Liebe zu ihr; er setzt ihre Möglichkeiten wie bunte Steine zusammen, aber nur um ihre Schönheit, Fülle und Tiefe wie im schönsten Muster leuchten zu lassen. Man kann davon keinen Begriff geben, auch wenn man so unbezahlbare Bildungen von ihm zusammenstellt wie haberlachend Pferd, gemsenklettrige und dritthimmelverzückte Materie, laubblattrauschender Schrecken, balkengeblendeter Splitterarzt; Verdeutschungen wie das bekannte maulhängolisch statt melancholisch, Pfotengram für Podagra, Mannsherrschie für Monarchie; Umkehrungen wie verwirrte Ungestalt und ungestalte Verwirrung, beispielige Spiegelweise und spiegelweisliches Beispiel, prächtige Heiligkeit und heilige Pracht; spöttische An- und Umklänge wie tief- und ausgeleert statt hochgelehrt, ohrenfest statt ehrenfest, großmägig und durchdurstlechtig statt großmächtig und durchlauchtig, Lugvolla gleich Loyola, Jesuwider gleich Jesuiter! Er will gelesen sein und wieder gelesen; und wer ihn gelesen hat, der wird ihn wieder lesen, obgleich er noch in einem weiteren Stücke unfaßbar ist.

Nämlich auch darin, daß er für alle seine größeren Werke ein fremdes Vorbild gehabt hat! „Wer die Arbeitsweise Fischart's kennt, wer es weiß, wie er all- und überall nur in der Ausgestaltung fremder Gedanken original ist", sagt einmal Wendeler — ja es ist räthselhaft, wie er der Vorlage bedurfte. Sein berühmter „Bienen-

korb“ ist eine deutsche Bearbeitung des holländisch geschriebenen bienkorf von Philipp Marnix von St. Adelgonde. Und für den satirischen Roman Gargantua hat ihm ein französisches Werk Vie, faits et dicts héroïques de Gargantua von dem ehemaligen Benediktiner Rabelais vorgelegen. Nur daß das eben den Leser nie und nirgends stört. Es ist wahr, was Fischart auf den Titelblättern selber versichert, daß alles „nach einem teutschen Model umgegossen und in unser Mutterlallen über- oder druntergesetzt ist“, „auf den teutschen Meridian visirt“ oder „mit Menzerkletten durchziert“ (hinter dem Menzer oder Mainzer versteckte er sich). Ueberall ist es die Heimat, auf deren Boden wir uns bewegen, das deutsche Leben mit seinen Tugenden wie mit seinen Sünden und Verkehrtheiten, das uns leibhaftig entgegentritt.

Deutsche Blumennamen — wir führen dies alles natürlich nur des Beispiels wegen an, können hier keine erschöpfende Charakteristik versuchen — müssen ihm satirische Anklänge gegen römische Gleißnerei und fälschlich angemaßte Heiligkeit im „Bienenkorb“ hergeben, dieser Rüstkammer der Polemik, sofern sichs um den Nachweis handelt, wie wenig das Leben des römischen Klerus zu Zeiten ein wirklich heiliges gewesen ist. In den Jesuiten erkennt er, ein deutscher Prophet, lange vor Pascal eine Verbindung des heiligsten Namens der Christenheit mit ausgefeimt klugen verderblichen Zielen, deren Lehrerin nur die Hölle gewesen sein könne: vierhörniges Jesuiterhütlein (zu dem ihm doch auch wieder eine fremde Schrift die Anregung gegeben). In seinem geliebten deutschen Vaterlande fand er die Naseweisheit und alle die anderen sittlichen Lächerlichkeiten, denen er in seinem sonderbaren Kalender „Aller Praktik (d. h. Kurpfuscherei u. dgl.) Großmutter“ ein ebenso lächerliches Gegenbild vorhalten wollte; er verspottet hier, mit Vilmar zu reden, eben „die Thorheiten, die für die Kultur des Zeitalters galten: daß das Jahrhundert die Augen hoch hinaus gerichtet hatte, in die Spekulation, in die Dialektik, in die Büchergelehrsamkeit, in die verborgene Kunst der Astrologie und Alchimie, daß aber niemand sah, was vor den Füßen lag, die Schwäche des Willens, den schnöden Egoismus, die armselige Feigheit, die Prahlerei und das Wortheldenthum, die Zerrüttung des Vaterlandes“. „Ich will euch“, sagte Fischart gleichsam, „eine Weissagung geben, die jeder wissen kann und doch niemand wissen will: die Blüthe wird heuer wie alle Jahre der Frucht vorausgehen; was meint ihr wol, was für Frucht aus eurer Blüthe hervorgehen werde?“ Geben wir eine kleine Probe aus dem Büchlein selbst. „Zu Regensburg wirds Wasser unter der Brücke hinfließen bis zu Konstantinopel ins Meer. Spanien wird zunehmen, wenn es ihm nicht fehlt. Das Niederland wird zu steigen haben, will es in das Oberland. Es wird viel Fische im Meer geben und nirgends mehr Salz als in der

Pfannen, viel Säu im Baierland, viel Sand zu Nürnberg und Hagenau, viel Rettige und Rüben zu Straßburg, viel Kühe im Schweizerland, viel Ochsen in Ungern, viel Butter in Holland, viel Käse in Flandern, viel Hengste in Friesland, viel Tannenzapfen im Schwarzwald, viel Honig in der Eifel, viel Rosse in Dänemark, viel Mandeln um Speier, viel Hopfen in Sachsen, viel Speck in Westfalen . . . Die Blödigkeit der Augen wird dem Gesicht weh thun. Die Podagramischen werden sich baß an den Zähnen denn an den Beinen befinden. Die Gesunden werden sich besser gehaben als die Kranken. Wenn ein Podagramischer einen Pfirsichkern drückt, daß er Oel gibt, so wird ihm geholfen. Das Alter wird unheilbar sein von wegen der vergangenen Jahre. Es wird das Leben kosten denselbigen, die da sterben. Kurzum, wir müssen uns alle zuletzt im Häuslein behelfen, da der Giebel bis an die Nasen stößt; und wer da fröhlich und friedsam fährt davon, der wird auch friedsam auferstohn. Darauf dürft ich schier sterben, daß ihm also sei, wenn es nicht weh thät und sein müßt".

Und der Gargantua? Es ist ganz unmöglich, in kurzen Zügen ein Bild von der Kraft des Witzes und der Tiefe des Gemüths zu geben, die in diesem Buche niedergelegt sind. Ungeschlacht ist es zum Theil wie der Riese, von dem es erzählt; man würde, wollte man daraus vorlesen im Familienkreise, fort und fort über die ungeheuersten Derbheiten fallen und es bald weglegen müssen. Verträgt man aber für sich selbst die Derbheiten (und sie gehören zur Farbe des Lebens): welche Erquickung dann im Sonnenschein dieses großen und reinen, jetzt in toller Lust sprudelnden, jetzt in zarter Innigkeit hingebenden Mannesherzens! Satirische Blicke und positiv aufbauende Rathschläge für Erziehung und Unterricht, Kulturgeschichtliches über die Schwelgerei und Modethorheit der Zeit bei Kleidung wie bei Namengebung, Zeichnung der superklugen Gelehrsamkeit wie der leidigen Händel- und Prozeßsucht — wir lassen dies jetzt alles und erinnern uns vielmehr der Worte Vilmar's: „wie Fischart hier (und im philosophischen Ehezuchtbüchlein sowie in der gereimten Anmahnung zu christlicher Kinderzucht) das Kinderleben und vor allem das Eheleben aufgefaßt hat, so fein und zart, so innig sich anschmiegend an die wichtigsten Empfindungen der menschlichen Seele und doch so fest und kräftig und so entschieden christlich-kirchlich, so sind diese Dinge nicht vor ihm im 16., so sind sie nicht im 17. Jahrhundert, so sind sie in ihrer Gesammtheit bis auf diesen Tag nicht wieder aufgefaßt worden". Davon geben wir denn hier, mit Weglassung der Derbheiten, ein Beispiel. „Wer keine Ehegespitze hat, ist nirgends daheim. Denn ob er schon ein Obdach hat, ist ihm, als wär er drein geliehen, und sitzt wandersweis wie ein Landstreifer im Gasthaus. Niemand kocht für seinen Mund; niemand hält ihm

das Seine zusammen, weder das groß noch das kleineſt Hausräthlein, weder das täglich noch das nächtliche; alles verſchwind ihm unter den Händen; hat niemand, dem er ſeine Noth klaget, der ihm ſein Anliegen abnimmt oder mit gleichen Achſeln leichtert. Keiner eifert um ſein Heil, niemand warnet ihn mit Treuen; und wann der Hahn todt iſt, kräht keine Henne nach ihm. Niemand drückt ihm mit tiefgeſuchtem Turteltaubenſeufzen die Augen zu, niemand nimmt die Leidkleider auf ihn heraus, keine läßt ihn in eine alte Säuhaut begraben (er neckt nach Hans Sachs!), keine trinkt auf Thraciſch ein halb Maß Wein auf ihn aus, keine läßt auf Indiſch ſich mit ihm lebendig verſcharren. In Summa, wer ſich mit keiner Ehegehilfin behilfet, ob er ſchon der Reichſte wär, hat er doch nichts, das recht ſein iſt, dieweil er es mit keinem in gleicher Freud weiß zu genießen; hat niemand, dem ers bring, der ihm Beſcheid thut, das Seine verwahret, ſchließet, verkramet, dem ers ſicher vertraue, dem ers auch zukünftig offentlich und hoffentlich könnte getroſt verlaſſen. Alles das Seine ſtehet in fremder, gefährlicher, mißtrauiger Hand; ſeine eigenen Ehehalten, ja Wehehalten, die Knechte und Mägde, betrügen ihn darum. So er den Rücken wendt, hat er keinen Anwalt noch Hauslieutenamt, der es in ſeinem Abweſen richt und ſchlicht". . . . Wie ſchön helfend und ergänzend nun eben die Ehegattin, die Hausfrau und Mutter: „Iſt ihr Ehewürt (ſoll heißen Ehewirth und Ehrwürd) fröhlich, ſo frohlockt ſie: „Gott ſei gelobet, der Korb iſt gemacht"; ſie kann mit ihm weinen, auch gleich wieder lachen, nachdem man auf der Papiermühl bald den Zapfen fürſtopfet. Sein einfach Glück iſt ihr zweifach, macht er ein Paar Strümpf (er neckt wieder), ſo macht ſie vier Paar Röck. Welchen ihr Hausherr ſchilt, den lobt ſie gewißlich nit, die Bauern möchtens ſonſt merken. Fluchet er, ſo lächelt ſie; iſt der Saul unwirſch — ziſch ziſch, Davidlein, daß die Kinder nicht ſchreien, er ſchießet ſonſt einen Spieß nach ihnen. Iſt er trunken, ſo teidingt ſie ihn ins Bett, räumt ihm Stühl und Bänk aus dem Weg, ſpart ihm die Geſetzpredigt bis Morgens. Thut ihm das Häuptlein weh, ſo iſt ihr gleich allenthalben nicht wohl; klagt er ſich wenig, ſo fragt ſie viel; klagt er ſich viel, ſo fragt ſie ihn wenig, nöthigt ihn auf die Federn, beredt ihn hinter den Umhang, ſchickt zum Docter, bringt Schleier her, daß ſie ihm den Kopf wie ein daubenfällig Faß umbind und umwind, umreif und umſchweif . . . Wenn er über Feld ziehet, o wie ernſthaft Beten gibt es alsdann für ihn, daß er wieder geſund heim komme! Und kommt er dann wieder, da macht man die Thor weit, daß der Hauskönig einreit, läuft ihm mit zugethanen Armen (man beachte wieder das Necken) entgegen. Die Töchterlin ſitzen ihnen auf dem Arm wie die Meerkätzlin, die Söhnlin hängen ihnen am Rock. Bald nimmt ſie ihm den Mantel ab,

bringt ihm ein frisch Nastüchlin, trägt das Beste aus dem Hackstock auf, daß sie von seinetwegen nit hat essen mögen, macht ihm mit dem Kind ein Kurzweil vor dem Tisch: „guck, Vater, unser Söhnlin mit dem Satinlin (Satin, der bekannte Stoff); wie wächst es so sehr, die Aermel sind ihm zu kurz, es bedürft wohl ein anders Röcklin!“ .... „O wie ein köstlich Ding ist das nächtliche Singen zur Wiegen; es vertreibet das Gespenst; merkts, ihr Männer, und singt, wann ihr auf der einen Seiten wieget, daß es zum Discant stimme, wenn sie auf der andern Seite gigaget und knappet; klopfet an die Kammer, so schweigen die andern jungen Schreilinge so lange still, bis sie es vergessen! O die Kinder singen oft, wie wenn einer durch einen finsteren Wald geht, mit furchtsamer Freud und freudiger Furcht, das eine innerlich, das andere äußerlich“. Und endlich noch mit vollem Ausklang dieses Lobes des tugendsamen Weibes: „sie geht im Haus auf wie die Sonne, ist des Hauses Lucifer (Gott behüt uns), versieht das Vieh, melkt die Küh, weckt die Lene wie der Hahn früh, schickt die Knechte ins Feld, schaffet den Mägden ihr Tagewerk, ist die Unruh in der Uhr, ein lebendiger Haspel und Bratspieß, des Mannes Mühle und unruhiger Beutelsteck, ist eine Hausschnecke, denn sie trägt das Haus am Hals, ist sie schon leiblich draußen, ist sie mit Sinnen zu Haus. Dasselbe ist ihre Niniveische Großstadt, ihre liebgebaute Hofstatt, ihr einiger Spazierplatz, ihr Tanzboden, ihr Lustgarten. Die Thürschwelle hält sie für ihre heilig verbotene Romulische Mauer, darüber zu schreiten sie sich mehr als Remus ein Gewissen macht: ohne seinen Willen geht sie nicht aus, ist nicht scharfzüngig, dachtropfig, wiederbellsam, aufrückig, adelstolz, dreckbatzig, zornkäuig, kleiderprächtig, heimsteuerrühmig, gallkallig, wortstichig, wurmstichig, stichwortgelehrt, freundschafttrotzig, redschärfig, ist kein Pestilenznebel, taubschreisam, predigt nicht über die Stunde, man bring ihr denn ein Stühlchen (!) ... Was soll ich weiter sagen? Gewiß, wo zwo treue ehverstippte Hände, die fördern mehr als acht fremde. Da blühen die Städte auf und das Land. Dieweil eine solche Ehemutter ist wie ein Kaufmannsschiff aus Indien, welches Gold und Spezerei bringt. Ihr Licht verlöscht nicht; sie siehet voraus wie ein Sternverkündiger die Theuerung, versorget sich wie eine Ameise für den Winter, braucht den Sommer wie die Heuschrecken, fröhlich weil mans hat; hat man nichts, so sauget man die Tappen; sie verwahret, daß kein Regen noch Schnee das Haus schädigt, recht das Feuer zusammen, verschließt Thor und Thür, ist die letzte schlafen und die erste auf, kann schlafen mit offenen Augen, ist die Gans im Kapitol, anser vigilatior cane, ist wahrsamer als ein Kettenhund und, daß ich's alles beschließ', bringt ihren Mann zu Ehren: wer wollt sie denn nicht wieder ehren?“

Wer findet es nicht begreiflich, daß man, wie er selbst sagt, manches seiner Büchlein den Druckern unter den Händen wegzog. „Es hat so große Autoritet, Daß es gleich beim Katechismo steht". Vilmar hat Spuren einer kleinen Fischart-Lesegemeinde aus einer Zeit gefunden, deren Wortführer längst einen anderen Geschmack verkündeten. „Egregium hoc opus" oder „hoc caput festivissimum" hat dann eine solche Hand beigeschrieben.

Und er selbst? Tief schaute er in die Schäden der Zeit: hat ihn das jemals persönlich verstimmt und verbittert, daß er um sich geschlagen hätte wie seinerzeit Thomas Murner oder den Weitblick verloren wie Sebastian Brant? Hat es ihn hoffnungslos gemacht beim Blick in die Zukunft? Nein, die Sünde der Menschen, mochte sie auch in immer neuer und immer noch verzerrterer Gestalt auftreten, war ihm niemals etwas Unerwartetes; weil seine Welt- und Lebensanschauung bis ins Tiefste hinein die christlich-kirchliche war, konnte er dies alles mit ungebrochenem Muthe sehen. Ja, er konnte wie mit einem Lächeln der hoffenden Güte Gottes darauf hinblicken (neben dem Zorne gegen das blos und ganz Schlechte, dessen er wahrhaftig auch fähig war), die da spricht: ihr in Hochmuth und Verderben euch überkugelnden Menschen, werdet ihr denn nicht doch noch einsehen, daß es euer eigener Schaden ist, mir widerstreben und selber Gott sein zu wollen? Fischart hat, damit trifft Vilmar den innersten Kern, „ein Gebiet, in das ihm keine Satire, keine Posse hineinreicht: das Gebiet der göttlichen Wahrheit und des göttlichen Friedens".

---

5. Der Eintritt einer neuen Zeit mit Martin Opitz; die Rettung des Zusammenhangs im Liede.

Wann beginnt die Lebensgestalt, die wir die moderne nennen? Diese Frage wird natürlich ganz verschieden beantwortet werden müssen, je nachdem man unter dem Modernen Neues, Neueres oder Neuestes versteht. Das Jahr 1689 bedeutet eine solche Wegscheide; denn damals war es, daß Christian Thomasius um der Neuerung willen, daß er sich in gelehrten Vorlesungen der deutschen Sprache zu bedienen unternahm, aus Leipzig weichen mußte. Christian Thomasius, ja er war mit seinem Auftreten gegen alles, was er „Schlendrian" nannte, so recht ein Moderner. Und hat er nicht auch die Hexen-

verfolgungen mit Erfolg bekämpft? Man würde sich dessen mit noch reinerem Danke erinnern, wenn seine eigene sittliche Würde eine größere gewesen wäre.

Aber ein Merkstein für die Scheidung großer Perioden, denken wir nur an Luther einerseits und an die geistige Luft, in der wir leben, andererseits, ist schon früher zu setzen. Soll ein Jahr genannt werden? Es ist das Jahr 1624. Wir denken da nicht hauptsächlich an das Erscheinen jener Schrift, mit der der englische Deismus seinen Anfang nahm: des Grafen Herbert von Cherbury „de veritate, prout distinguitur a revelatione". Vielmehr steht uns ein für die Geschichte der deutschen Nationalliteratur bedeutsames Ereigniß vor Augen: 1624 trat Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterei ans Licht.

Die Zeit vorher und die nachher wie zwei Welten verschieden! Vorbereitet hatte sichs natürlich schon in den vorhergegangenen Jahrzehnten. Eben Fischart's Satiren waren daraus zu erklären. Aber nun lag es offen da. Die Ideale waren ganz andere, wie man das heute gern ausdrückt. Vorher, suchen wir nur zunächst eine Seite zu erfassen, „der theologisch-humanistische Gelehrte, der sich dem Dienste der Kirche, der Schule, einer Stadtgemeinde, eines Fürsten widmete . . .; nachher ein ganz weltliches Bildungsideal, der galanthomme, der politicus (eigentlich homo politus), der möglichst vielseitig gebildete Weltmann" (Kämmel). Vorher ein Stehen in ungebrochener Liebe zu deutscheigenem Wesen in Sitte und Anschauung, wobei große Worte vom Vaterlande nicht nöthig waren — nachher ein pompöses Reden von der Reinheit deutscher Sprache und Dichtung, wobei man doch recht geflissentlich die Vertreter des besten Deutsch aus der älteren Zeit als barbarisch und nicht mehr brauchbar hinstellte, weil sie in ihrem natürlich lebenswahren Gewande nicht hoffähig erschienen. Ratio status — die heuchlerische Betonung eines vergötterten Staatswohles, das doch oft nichts anderes war als die Laune eines schrankenlos genießen wollenden Fürsten; Ehre — vielfach nichts anderes als das gespreizte Geltendmachen eines völlig hohlen, aber um so leichter verletzlichen Ichs, das solchem Götzen opfernd sich über jedes Gebot Gottes und der Menschen hinwegsetzte; die Mode geckenhaft und schamlos zugleich: lauter Dinge und Begriffe, in denen das frühere Geschlecht sich nicht wiedererkannt haben würde. Wer hat aus dieser Tiefe wieder herausgeführt, sodaß im Neuen sich auch gutes Neues, anknüpfend wieder an das Alte, herausgestalten konnte? Wir hoffen, auf diese Frage zurückkommen zu können. Uebrigens würden wir Unrecht thun, wollten wir nicht bei Martin Opitz selbst, so sehr er ein Vertreter jenes andersartigen Geistes war, etwas vom Ansatz zu den besseren Bestrebungen schon erkennen.

Er sah doch nicht blos mit hochmüthigem Tadel auf das herab,

was früher groß und mustergiltig genannt worden war; sondern er zeigte, wie es anders und seiner Meinung nach besser gemacht werden könne. Und was ihn dabei trieb, das war, neben aller persönlichen Eitelkeit und echt weltmännischen Thuerei und Gespreiztheit, doch auch ein Stück wirklich patriotischen Gefühls.

Um es kurz zu sagen: es schmerzte ihn, daß Deutschland in seiner Literatur auf der Höhe nicht stehe, auf der man das Ausland sah. Ahnten die Deutschen, daß ihr Vaterland im Begriff stehe, ein wehrloser Baum zu werden, an dem jeder Fremde rupfen dürfe? Und wollten sie ihm wenigstens in jenem Gebiete die Selbständigkeit und Ebenbürtigkeit retten, wo man durch den Zwiespalt zwischen Reichsform und Fürsteninteresse nicht unmittelbar gehemmt wurde, im Geistigen, im Literarischen? Doch was sagen wir Selbständigkeit! Nachahmung, Aufgeben aller Selbständigkeit war thatsächlich die Losung: den nothwendigen Wetteifer verstand man so, daß, was die Niederländer, die Franzosen ꝛc. gethan, im Deutschen nachgethan werden müsse. Hatten die Franzosen im Alexandriner einen vornehmen Vers, die Italiener im Sonett eine geistreiche Strophenform gefunden, warum sollten wir Deutschen Alexandriner und Sonett nicht auch haben? Gab es bei den Niederländern und Franzosen Neuklassiker wie Daniel Heinsius und Pierre de Ronsard, warum sollten sie bei uns nicht auch erstehen können, wenn man jenen nur die Kunstgesetze abzulauschen und sie dann aufs Deutsche anzuwenden verstand? Wie sehr auch das Wesen des wahren, unmittelbar aus Gottes Quelle schöpfenden Dichtens dabei verkannt wurde, das bleibt doch eben das Löbliche, daß man den Glauben an eine große Bestimmung des deutschen Volkes nicht wegwarf, sondern ihn sich rettete in einer uns oft genug kindisch anmuthenden Form. Zu einer Zeit, wo „das Vaterland Verfolgung leiden mußte — so schrieb Opitz in trüben Tagen, da noch kein Ende des verderblichen Krieges abzusehen war (1641) —, wollte man es durch Schreiben wiederum auf den Fuß bringen". „Zur Zeit der grauenhaftesten Verwüstung hat dies Vertrauen, daß auch der Deutsche endlich aufhören werde für einen Barbaren zu gelten, unerschüttert gedauert" (Burdach). Ja, der Flug der stolzen Sehnsucht ging, in sonderbar humanistischer Verbildung, so hoch, daß man sich ausmalte, es werde einer höheren Leitung gefallen, gerade „aus Deutschland ein neues Kunst-Griechenland zu machen, ein Ziel, das ja treibend und lockend gewirkt hat eigentlich, bis es durch die Romantiker von einem anderen abgelöst wurde" (Rud. Hildebrand). Denn die „uralte teutsche Haupt- und Heldensprache", sie sei doch, als die unmittelbarste Erbin der früheren germanischen, wie die ehrwürdigste und ursprünglichste, so auch die machtvollste und herrlichste unter allen Sprachen des Erdtheils. Die Wurzeln unserer treuesten deutschen Philologie liegen in jener Zeit (während man

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dort wiederum auf Anregungen zurückging, die schon die Humanisten gegeben)!

Der Gedanke, die Deutschen seien auf dem Standpunkte von Barbaren stehen geblieben, sie seien in Sprache und Literatur armselige Bettler, zeigt allein schon, welcher Riß klafft zwischen dem 17. und dem 16. Jahrhundert. Daß die Deutschen um das Jahr 1624 diesen Gedanken auch ihrerseits für berechtigt halten und sich eben dadurch zu den feurigsten Anstrengungen anspornen lassen konnten, hat seinen Grund, zu dem einen Theile wenigstens, in einer der merkwürdigsten Thatsachen der deutschen und aller Literaturgeschichte. Man hatte wie über Nacht den Schlüssel zur Form der alten Dichtung verloren. Man konnte sie nicht einmal mehr richtig lesen. Und darum mußten die Lieder Luthers, die Dichtungen eines Hans Sachs und Johann Fischart, auf die Form gesehen — und man war nun einmal in der Schule des Auslandes feinfühlig für die Form geworden —, hart, unschön, geschmackverletzend, ja roh und plebejisch erscheinen. Es bleibe hier unerörtert, ob nicht Hans Sachs wirklich, wie namentlich von Vilmar und Grein in der „Deutschen Verskunst" (1870) scharf betont wird, die feineren Regeln des Versbaues (wie anders noch Fischart!) ungebührlich vernachlässigt und dem Leser seiner Reimpaare oft unnatürliche Betonungen zugemuthet habe. Bei Luther empfand man es als hart, wenn er einfach groß die bloßen Stammformen hingestellt hatte: „Denn du bist der Tröster genannt, Des Allerhöchsten Gabe teur, Ein geistlich Salb an uns gewandt, Ein lebend Brunn, Lieb und Feur". „Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist".

Und hier setzte nun jene Schrift von Martin Opitz ein. Diesem schweren Mangel wollte sie abhelfen. Nicht daß er die ältere Weise in das Licht ihres richtigen Verständnisses gerückt und damit vertheidigt hätte. Er blieb viel zu sehr Kind seiner Zeit, als daß er dazu liebevoll und ahndereich genug gewesen wäre. Nein, der Schlüssel zur älteren Metrik war verloren; und es blieb nur übrig, eine ganz neue Thür zu öffnen.

Die alte Weise war: der Vers hat, entsprechend dem Takte des tanzartigen Gehens beim Singen, seine bestimmte Zahl der betonten Stellen, bei maßvoll beobachteter Freiheit der dazwischen vorhandenen oder nicht vorhandenen unbetonten. Daß man später und namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so hölzern geworden sei, lediglich die Silben zu zählen — der Verfasser dieser Zeilen hat dies nie annehmen mögen, so bestimmt es auch von manchen Darstellern der Versgeschichte behauptet wird. Wol aber ruhte man mit sicherem Taktgefühle auf den von der Strophe oder Versart geforderten Hebungen. Wenn noch Zinkgref im Jahre 1622 den Vers niedergeschrieben hatte: „Keiner vom Andern sich menschlich'

Gewalt laſſ' trennen", ſo hatte er natürlich ſo geleſen wiſſen wollen, wie wir im Drucke hier angedeutet haben. Opitz aber las (denn er legte den Maßſtab des lateiniſchen Verſes an, wonach der Vers in gleichgebaute „Füße" zerfällt): Keiner vom Andern ſich menſchlich Gewalt laſſ' trennen — kein Wunder, daß er ſolche Verſe barbariſch fand! Es mußte ja dann auch bei Martin Schalling ſo betont werden: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr! und bei Luther: Es ſpricht der Unweiſen Mund wohl; oder Darum ſpricht Gott: ich muß auffein. Richtig war nach dem alten Geſetze: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr! und Es ſpricht der Un-Weiſen Mund wohl; Darum ſpricht Gott: ich muß auf-ſein, wie wir bei Walther von der Vogelweide leſen: und wil ich ze hérbèrge várn oder: daz wír vil túmben níht mit der ámeizen rúngen. Wer wird in Walthers ſchönem Morgengebete anders leſen wollen als (neudeutſch übertragen) ſo: Mit Segen laß mich heut auf-ſtehn!? Und in Freidank's Beſcheidenheit anders als ſo: Sein' eigne Schand der mehret, der ſein Geſchlecht unehret!? Aber damals war man eben weder geneigt noch im Stande, die Berechtigung eines ſolchen älteren Geſetzes anzuerkennen. Ja man kannte es auf einmal nicht mehr. Und ſo war es ein Verdienſt, daß Opitz ein neues Geſetz aufſtellte, wie es nach Lage der Sache das einzig mögliche war für die Zukunft der deutſchen Dichtung: das Geſetz, der Vers müſſe durchaus jambiſcher oder trochäiſcher ſein, wobei man ſich ohne Ausnahme nach der natürlichen Wortbetonung zu richten habe. „Ein Jambus (jambiſcher Vers) iſt dieſer: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort; der folgende ein Trocheus: Mitten wir im Leben ſind". So Opitz im „Buch von der Deutſchen Poeterey", 7. Kapitel. Das Geſetz war beſtimmt und klar; alle, die von da an im Deutſchen gedichtet haben, haben es befolgt (die Beſten nicht ohne einen Gebrauch der Freiheit, der gerade auf dem Hintergrunde der Regelmäßigkeit trefflich wirkt; Schiller: wir heften uns an ſeine Sohlen, Das furcht-bare Geſchlecht der Nacht! Vgl. nun Rud. Hildebrand, Beiträge 1897, S. 56 f. 189).

Wir haben Martin Opitzens Verdienſt hervorgehoben. Die Gefahr war dabei doch eine recht große. Man brach gefliſſentlich alle Brücken ab, die die kluge Gegenwart mit der „pritſchmeiſterlichen" alten Zeit verbanden. Betrog man ſich bei dieſem Hochmuthe nicht zugleich um die Wahrhaftigkeit und Einfalt der alten Zeit? Was Wahrhaftigkeit! Vom Dichter wird man doch nicht etwa dies verlangen, daß er Wahres und Erlebtes ausſage? Kunſt iſt alles, Form iſt alles! Das war der Standpunkt Opitzens und ſeiner Zeit. Als Beiſpiel einer Ode führt Opitz ein Gedicht von ſich an, das wirklich eine gewiſſe Friſche hat: „Ich empfinde faſt ein Grauen, Daß ich, Plato, für und für Bin geſeſſen über dir; Es iſt Zeit hinauszuſchauen" ꝛc. Ganz hübſch als Einfall; aber glaubt jemand

ernſtlich, daß Opitz habe beim Worte genommen ſein wollen? Er, der Humaniſt, der auf ſeine lateiniſchen Werke gewiß nicht minderen Werth legte als auf ſein deutſches Dichten! Ihm alles Ernſtes zuzutrauen, er ſei wirklich einmal der gelehrten Beſchäftigung für einen Augenblick überdrüſſig geworden: er hätte das ſicherlich als Beleidigung empfunden. Aber Wahres in der Dichtung auszuſagen, das war auch gar nicht die Abſicht. Der Dichter machte nur aus Freude an der Kunſt den Verſuch, eine ſolche Stimmung, wenn ſie einmal über jemanden käme, alſo als etwas blos Angenommenes, in zierliche oder, wie man weiterhin ſagte, liebliche Form zu kleiden. „Ein Poet nimmt wol etwas vor, die Sprache und ſich zu üben". Und genau ſo in der Liebeslyrik, ganz ausgeſprochenermaßen. Man müſſe wiſſen, daß die „Aſterie, Flavia, Vandala ꝛc. nichts als Namen ſind". Kunſtpoeſie, mit der ſtarken Verſuchung zur inneren Unwahrhaftigkeit. Wer rettete den Zuſammenhang mit der älteren Zeit? Wer rettete für die deutſche Poeſie zugleich die Treue und Wahrheit des Empfindens?

Antwort: das Lied, das geſungene Lied! Die Blüthe des Volksliedes hatte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert gedauert. Ueber den Duft der Wieſenblumen ſpricht man nicht, man zerlegt ihn nicht. Man athmet ihn und dankt Gott für dieſe Seelenerquickung. So wäre es vergebene Mühe, denen die Freude am Volksliede andemonſtriren zu wollen, die ſich Dichtung nur als Studirtiſcharbeit denken können und die ein wahres dichteriſches Können nur da finden mögen, wo ein einzelnes Genie auftritt. Es iſt freilich ein Geheimniß, wie es das Sprudeln eines dichteriſchen Quells in einer ganzen Geſellſchaftsgruppe als ſolcher geben kann, deren Mund ſich nur wie unbewußt aufthut. Viele wittern da gleich verwerfliche Myſtik. Aber das Wort, das Jakob Grimm von den älteſten deutſchen Heldengeſängen geſagt hat, gilt auch hier: „Die Freude des Volkes an ſeinen geliebten Königen und Herren muß ſich ſozuſagen von ſelber an- und fortgeſungen haben; über der Art, wie das zugegangen, liegt der Schleier eines Geheimniſſes gedeckt, an das man Glauben haben ſoll". Dichtet nicht ſchon die Sprache in ihrer lebendigen Bildlichkeit für das Volk? Sind nicht Glück und Unglück, Leben und Tod, Liebe und Treue oder die ſchmerzliche Erfahrung des Gegentheils, dieſe urmenſchlichen Dinge, die das Herz des unverbildeten Volkes durchzittern, ſelber Poeſie, die im ſchlichteſten Ausdrucke am ergreifendſten wirkt? Einer der führenden Literarkritiker unſerer Tage hat freilich vom „ſogenannten Volkston", vom Liede der „Dilettanten" geredet. Und das nach Herder, nach Arnim, nach Uhland und Vilmar! Sie mögen es haben! Hoffen wir, daß der Freunde des Volksliedes doch mehr ſind, als es auf dem lauten Markte erſcheint. Der Mann ſpricht leider nicht mehr mit beredtem Munde, dem es ge-

geben war, die innere Welt des Volksliedes zu verstehen wie der lauschende Waidmann die Sprache des Waldes. Rudolf Hildebrand brachte zum Nacherleben der inneren Bedingungen des Volksliedes die sittliche Grundstimmung mit, ohne die man diesem Gebiete überhaupt fernbleiben soll: die Reinheit eines Herzens, das jauchzen konnte über jeden Beweis sittlicher Hoheit und Gesundheit in diesen Offenbarungen des Volksgeistes als über einen Beweis der Gegenwart des heiligenden Gottes im ungekünstelten Volksleben selbst, während eben dasselbe Herz unaussprechlich litt, wo es den Spuren des Unheiligen und Bösen begegnete. Von hier aus erschloß sich diesem einzigen Manne, dem bei solchem Kindessinn zugleich ein zartes Dichtergemüth gegeben war, die leiseste Bewegung in der Geschichte des Poetischen selbst wie in der Geschichte der das Handeln des Volkes bestimmenden Anschauungen, die Bedeutung der Sitten wie der Sprechweise, der Einfluß altgegebener Bilder wie wechselnder Zeitbegriffe, die Ueberlieferung der Stoffe und der Wandel in Text und innerer Haltung des Liedes. Welche Freude, wenn es zur Wahrheit würde, das, was er samenkorngleich in die Herzen vieler Hörer gelegt, als auch ein „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes“ im Drucke vorliegen zu sehen! — Wir geben hier, um nicht doch blos über die Sache zu reden, aus dem Büchlein dieses Namens von Vilmar zwei Proben.

1. Es steht eine Linde in jenem Thal,
ist oben breit und unten schmal,
darauf da sitzt die Nachtigal
und andre Vögelein vor dem Wald.

2. „Sing an, sing an, Frau Nachtigal,
du kleines Vöglein vor dem Wald!
sing an, sing an, du schöns mein Lieb!
wir beide müßen uns scheiden hie“.

3. Er nahm sein Rößlein bei dem Zaum,
er führts wol unter den Lindenbaum,
sie half ihm in den Sattel so tief:
„wann kommst du herwieder, du schöns mein Lieb?“

4. „Wann es geht gegen den Sommer,
will ich herwieder kommen;
wenn alle Bäumlein tragen Laub,
so schau auf mich, du schöne Jungfrau!“

5. „Wen setzst du mir zu einem Bürgen?“
„Den heiligen Ritter Sanct Jörgen;
so trau ich meinem Bürgen so wol,
daß ich bald wieder kommen soll“.

* * *

6. „Es geht wol gegen den Sommer,
mein feins Lieb will nicht kommen!“
Sie ging spazieren vor dem Holz,
begegnet ihr ein Ritterlein stolz.

7. „Gott grüß euch, Jungfrau reine!
was macht ihr hie alleine?
ist euch eur Vater und Mutter so gram,
oder habt ihr heimlich einen Mann?“

8. „Vater und Mutter ist mir nicht gram,
heimlich hab ich wol einen Mann:
dort unter der Linden also breit,
da schwur er mir einen hohen Eid.“

9. „Hat er euch ein' Eid geschworen,
wann habt ihr ihn verloren?“
„So ist es heut ein ganzes Jahr,
daß ich mein Lieb verloren hab“.

10. „Was wollt ihr ihm entbieten?
ich komm erst von ihm geritten,
so ist es doch heut der neunte Tag,
daß man ihm ein Jungfräulein gab!"

11. „Hat man ihm ein Jungfräulein geben,
so will ich beweinen mein junges Leben;
weil er mir nicht kann werden zu Theil,
so wünsch ich ihm viel Glück und Heil.

12. Und kann er mir nicht werden,
der Liebst auf dieser Erden,
so will ich brechen meinen Muth,
gleich wie das Turteltäublein thut.

13. Es setzt sich auf ein dürren Ast,
das irret weder Laub noch Gras,
es meidet das Brünnlein kühle
und trinket das Wasser trübe".

14. Was zog er ab der Hände sein?
von rothem Gold ein Fingerlein:
„seht hin, schöne Jungfrau, das sollt ihr haben,
eur feins Lieb sollt ihr nicht länger klagen"!

15. Sie warf den Ring wol in ihr Schoß,
mit heißen Thränen sie ihn begoß,
sie sprach: „den Ring will ich nicht haben,
mein feins Lieb will ich länger klagen".

16. Da zog er ab sein Seidenhut,
erst kennet ihn die Jungfrau gut:
„bis Gott willkomm, du schöns mein Lieb,
wie lang ließst mich in Trauren hie!"

17. „Da thät ich dich versuchen,
ob du mir thätest fluchen,
und hättest du mir ein Fluch gethan,
so wär ich geritten wieder davon.

18. Da du mir nicht thätst fluchen,
da erfreut sich mein Gemüthe,
du machst mein Herz ganz Freuden voll,
du erfreust mich, daß ich dich haben soll".

Welches reingestimmte Gemüth — dieser Ausdruck Schillers ist hierher gehörig — wird sich nicht wünschen, daß es eine solche Probe ebenso bestanden haben möchte wie dieses einfache Mädchen in seiner Seelenhoheit? Und wird nicht am Schlusse mit einstimmen in den hellen Jubel eines so beglückten Mannes? Noch ein Zweites.

1. Ich hört ein Sichellein rauschen,
wol rauschen durch das Korn.
Ich hört eine feine Magd klagen:
sie hätt ihr Lieb verlorn.

2. (Stimme eines zweiten Mädchens, das sich in gleichem Falle leicht getröstet hat:)
„Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
ich acht nit, wie es geh;
ich hab mir ein' Bulen erworben
in Veiel und grünem Klee!"

3. „Hast du ein Bulen erworben
in Veiel und grünem Klee,
so steh ich hie alleine,
thut meinem Herzen weh".

4. Laß rauschen das Sichellein, rauschen,
und klingen durch das Korn.
Ich weiß ein Meidlin trauren,
hat ihren Bulen verlorn.

Die wahre, tiefe Trauer will nicht getröstet sein, was man gewöhnlich so nennt, ganz wie in jenem anderen Liede. (Daß übrigens „Buhle" hier den edelsten Sinn hat, sollte nicht besonders erwähnt werden müssen.) Und das will nun nicht Poesie sein, es will gar nichts sein, es erhebt keinen Anspruch. Es schaut uns mit Kinderaugen an. Aber es ist die reinste Poesie. „Es trägt, wie die Brüder Grimm 1819 von ihrer Märchensammlung sagten, seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut".

Und eben diese wahre Poesie hat, als gelebte und gesungene, einen zerstörenden Einfluß von der Kunstdichtung der Opitzischen Zeit her im Ganzen Gott Lob nicht zu erfahren gehabt. Der Hochmuth, der die weltmännischen Kreise von den unverbildeten Schichten abschloß, war zugleich deren Schutz. Die alten Lieder wurden weitergesungen; ja der Quell, aus welchem auch neue Lieder dieser Art entstehen, ist nicht ganz versiegt bis in unsere Tage.

Weiter aber. Es gab und gibt noch heute ein Lied, das volksthümlich und gelehrt zugleich ist und so, indem es die Bildungsunterschiede überbrückt, zugleich die ältere Zeit gegen die Gefahr, durch Opitzische Geschmacksurtheile völlig verdunkelt und abgethan zu werden, geschützt hat. Einzige Erscheinung! Man wird richtig errathen können, daß es sich nur um den Gegenstand handeln kann, in welchem seinem Wesen nach der Höchststehende mit dem Geringsten gleich ist: um das religiöse Gebiet. Es ist das lutherische Kirchenlied. Wir lernen, beten und singen sie doch noch, die vor-opitzischen Lieder, wenn uns auch ihr Vortrag manchmal Schwierigkeiten macht, und werden es thun, solange es unsere Kirche gibt: das Allein Gott in der Höh sei Ehr und Lobt Gott ihr Christen alle gleich, das Herr wie du willst so schicks mit mir, Von Gott will ich nicht lassen und Valet will ich dir geben, die beiden Kleinode von Philipp Nicolai Wachet auf ruft uns die Stimme und Wie schön leuchtet der Morgenstern — wobei wir Luther's Lieder selbst noch gar nicht erwähnt haben. Und nach Opitz? Der Rahmen blieb derselbe und wurde doch, wie hätte das anders sein können und dürfen, nach den neueren Gesetzen ausgestickt. Der Rahmen blieb derselbe. Noch immer blieb sie in Geltung und Uebung, die dreitheilige Strophe. Wie das Stabat mater dolorosa und das Requiescat a labore des mittelalterlichen Kirchenhymnus, wie die klassische Form der Minnepoesie und von dorther das Grundgerüste des überkünstelten Meistergesangs die dreitheilige Strophe gewesen war, so haben wir bei Luther die zwei Stollen und den anders gebauten Abgesang in einer ganzen Anzahl von Liedern: Christ lag in Todesbanden, Mit Fried und Freud ich fahr dahin, Ein feste Burg ist unser Gott, Wär Gott nicht mit uns diese Zeit u. a. Aber dieser Bau wurde eben auch nach Opitz im Kirchenliede keineswegs aufgegeben: Sollt ich meinem Gott nicht singen, Morgenglanz der Ewigkeit, Gott des Himmels und der Erden, Mir nach spricht Christus unser Held, Dir dir Jehovah will ich singen, Mein Jesu dem die Seraphinen. Und neben der eigentlichen Strophe die ursprünglich der erzählenden Dichtung angehörenden Reimpaare: Vom Himmel hoch da komm ich her, und nachher: Gott sei Dank durch alle Welt. Endlich der Hildebrandston; vor Opitz: Ich dank dir lieber Herre; und nach ihm: Befiehl du deine Wege! Es sei erwähnt, daß die Opitzische Zeit wirklich auch ganz neue Formen in das Kirchenlied

einführte: den Alexandriner zeigen die Lieder O Gott du frommer Gott und Nun danket alle Gott. Ja eine Nachbildung horaziſchen Strophenbaues iſt verſucht worden: Herzliebſter Jeſu was haſt du verbrochen. Was uns aber hier das Weſentliche iſt: Dichter wie Paulus Gerhardt, Simon Dach, Johann Riſt gingen bewußt und gern auf die Opitziſche Reform ein; ſie verleugneten auch als Dichter nicht, daß ſie Gelehrte waren. So ſtark aber war der Gehalt, um den ſichs hier handelte; ſo gewiß war bei einem Gerhardt das, was er in ſeinen Liedern ausſagte, ein wahres inneres Erleben; ſo heilſam wirkte auf jenes ganze Geſchlecht die furchtbare Trübſal, daß hier der Beweis geliefert worden iſt: kunſtmäßiger ausgeſtaltete Form ſchließt doch einen wahren Inhalt nicht aus! Oder umgekehrt: der Inhalt des Evangeliums erfüllt auch eine glattere Form ſo tief, daß ſie nicht bloſe Form bleibt, wenn nur die in den Perſonen vorhandenen Vorausſetzungen dem nicht widerſtreben. Gewiß iſt das Kirchenlied der opitziſchen und nach-opitziſchen Zeit, wie es ſprachlich fließender und geglätteter iſt, ſo auch in ſeiner ganzen Haltung ſubjektiver als das der älteren Zeit; es iſt nicht mehr ſo ſtreng Gemeindelied, ſondern mehr Perſonlied; es erzählt nicht mehr ſo freudig epiſch, es ſpiegelt echt lyriſch das Eingehen der großen gegebenen Dinge ins Innenleben wieder. Aber ſind die großen Thatſachen nicht dazu beſtimmt, ins Perſonleben einzugehen? Kehrt nun nicht erſt, was wir ſchon im 12. Jahrhundert vor ſich gehen ſahen, auf höherer Stufe wieder? Man muß leſen, wie Paulus Gerhardt auf einen reflektirenden Geſchichtſchreiber wie Scherer gewirkt hat. „In ſeinen ſchönſten Liedern hat er einen herrlich weichen harmoniſchen Ton getroffen, wobei die friedliche Einſtimmung mit Gott alle Worte und Gedanken in ein ſanftes Klingen aufzulöſen ſcheint, das uns umgiebt wie milde Abendluft. . . Seine Dichtung iſt der Anfang jener unvergleichlichen modernen deutſchen Lyrik, des höchſten Stolzes unſerer neueren Poeſie . . Luther ſteht wie ein Mann dem Böſen, Gerhardt ſieht wie ein Jüngling darüber hinweg“. Scherer thut recht, daß er Luther und Gerhardt mit einander vergleicht und Unterſchiede findet; aber er hat auch Recht darin, daß ihm dieſe Unterſchiede keine ſolchen der Sache ſind. — Neben Paulus Gerhardt ſei der weiche, muſikaliſche Dichter der römiſchen Kirche Friedrich von Spee erwähnt.

Neben ſo großen, allgemeinen Vorgängen haben wir endlich noch einige Perſonen zu nennen, bei denen tief das Herz angreifende Erfahrungen und eigene nicht weiter zu erklärende Aufrichtigkeit zuſammentrafen und ſo dahin wirkten, daß auch ſie im Dichten wahr bleiben konnten mitten unter Einflüſſen, die ein hohles, geſpreiztes Weſen beförderten. Wir meinen Paul Fleming, Simon Dach und Andreas Gryphius. Und mit keinem von dieſen entfernen wir uns von der Geſchichte des Liedes.

Paul Fleming, wie wehmüthig berührt die Erinnerung an diesen edlen Sohn des Meißnerlandes, der, „in wilder Wüsten“ weilend, sich so gern von sehnsuchtsvollen Gedanken zu seinem „Muldenfluß“ und den Spielen der Kindheit, die er dort gespielt, zurücktragen ließ, ein zarter, dabei kraftvoller Lyriker! Nicht mit Unrecht zählt man ihn zu den Dichtern der schlesischen Schule. Er stellte Opitz hoch und bildete sich in formeller Hinsicht nach ihm. Als Opitz starb, schrieb Fleming die ernstgemeinten Worte: „Germanie ist todt, die Herrliche, die Freie; Ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue; Die Mutter, die ist hin; hier liegt nun auch ihr Sohn!“ Aber wir sehen eben hier, was ihm die wahrsten Töne entlockt hat: er war tief empfundener Schmerzen fähig; und Gott gab ihm, indem er ihn leiden hieß, zu sagen, was er leide. Mit 31 Jahren brach dieses ebenso weiche als tapfere Herz. Nicht als ob wir bei Paul Fleming nicht auch Scherz hörten und fröhliche Lust. Aber das Unglück des Vaterlandes steht immer im Hintergrunde. Dieser Jammer Deutschlands, „das kaum noch ist zu kennen“, war eine der Ursachen, die ihn in die Ferne trieben, auf eine Reise, deren Gefahren und Strapazen für seinen Körper zu stark waren. Und was ihm persönlich wie ein freundliches Glück zu winken schien, die Verbindung mit einem trefflichen Mädchen, ward nicht zur Wahrheit. Elsabe Niehusen wäre seiner, des Würdigen, so würdig gewesen. Aber ihre Liebe ward ihm, dem Liebenden und immer wieder Hoffenden, nicht zu Theil. So hat herbes Leid seine Persönlichkeit verklärt und seinem Dichten eine ernste, innige Weihe gegeben. So ist eine Reihe von Liebesoden und Sonetten entstanden, die immer theilnehmende Leser finden werden, solange es Deutsche geben wird, die die süße Pein der Sehnsucht zu fühlen im Stande sind, wie jener innerlich hochstehende Jüngling und Mann sie gefühlt hat. Wir denken an Verse wie diese:

1. Eine hab ich mir erwählet;
Und die soll's alleine sein,
Die mich fröhlich macht und quälet,
Doch mit einer süßen Pein.
Ihrer Jugend reine Pracht
Hat mir solche Gunst gemacht.

2. Lobt der seine von der Jugend,
Jener seine von der Zier:
Mich ergetzet ihre Tugend,
Die vor andern glänzt an ihr
Wie des Monden voller Schein
Unter tausend Sternelein.

3. So erstreckt sich mein Begehren
Weiter als auf Treue nicht.
Ihre Wahrheit kann gewähren,
Was mir ihre Gunst verspricht.
Hab ich sie, so hab ich mir
Aller Schätze Schatz an ihr!

* * *

Wollte sie nur, wie sie sollte,
Und sollt (dürft) ich nur, wie ich wollte,
So wär ich und sie vergnügt (hätten unser wahres Genügen)!
Ach, wie wär es wohl gefügt,
Wenn wir nicht so widerstrebten,
Sondern itzt und für und für,
Ich bei ihr und sie bei mir,
In verglichner (versöhnter) Liebe lebten.

* * *

Recht so, Schwester; laß nicht merken,
Was dich heimlich labt und kränkt.
Man verräth sich mit den Werken;
Der bleibt sicher, der viel denkt.
Laß sie sagen, was sie wollen:
Wir nur wissen, was wir sollen.

* * *

Es ist unverwand mein Herze,
Das ich trage gegen dir.
Es ist unverwand in mir,
Du mein Trost und auch mein Schmerze.
Das Gemüthe redt die Fülle,
Schweigt gleich Mund und Feder stille.

* * *

1. Itzt ist es Mitternacht,
Da alles ruht.
Mein munter Herze wacht,
Thut was es thut.
Es denkt von müden Thränen naß
Von ihr ohn Unterlaß
Und weiß nicht was.

2. Mit Gott und mit der Zeit
Muß alles sein.
Ein Wechsel kehrt mein Leid
Und ganze Pein.
Hat nichts als Unbestand Bestand,
So wird mein Ach zu Hand
In Lust verwandt.

* * *

Ueberstehe diese Stunden (der Trennung),
Schwester, und sei unverwand.
Ich verbleibe dir verbunden,
Und du bist mein festes Band . . .
Sei gegrüßt, bald Trost, itzt Qual,
Tausend, tausend, tausendmal.

* * *

Eines von diesen Liedern finden wir in den Kirchengesangbüchern, das innige: Ein getreues Herze wissen. — Endlich stehe hier noch eins von den Sonetten:

Du sagst mir dies und das von dir und mir und dem,
Was einst der Zweck soll sein nach diesen langen Plagen.
Itzt hast du dieses da, dort jenes hören sagen:
Und frag ich denn darnach, so weißt du nicht, von wem.

O Schöne, wär ich dir von Herzen angenehm,
Ich weiß, du würdest nicht nach fremden Mähren fragen,
Die, wie sie mich bei dir, so dich bei mir verklagen.
Ich aber halte mich auf allen Fall bequem.

Stell deinen Zweifel ab und laß die Leute lügen;
Es wird zu seiner Zeit sich alles müssen fügen.
Laß deinen starken Trost mein festes Herze sein,

Wie meinem deines ist. Und wenn ich bin geschieden (in der Ferne),
So laß dies Einige dich sprechen stets zufrieden:
Mein Herze steht bei Ja, wenn alles schwört auf Nein.

* * *

Spricht man von Simon Dach, so kann man auf die heute weitverbreitete Kenntniß der Musikgeschichte rechnen. Es war eine Stätte ernsten, schönen Schaffens im Reiche der Töne, das Königsberg der dreißiger und vierziger Jahre im 17. Jahrhundert. Johann Stobäus stand dort als Kantor und Musikdirektor an der Schule des Doms, der Schüler des großen Johann Eccard. Gleichzeitig war ein neuerer Geschmack, nämlich die italienisch beeinflußte Konzertweise Heinrich Schützens, vertreten: in Heinrich Albert, dem Organisten an der Domkirche. Des letzteren „Arien etlicher theils geistlicher theils weltlicher Lieder", seit 1638 herausgegeben, haben in der Geschichte der kunstmäßigen Liedbehandlung einen bedeutsamen Schritt bezeichnet. Und in diesem Werke sind, mit Singweise versehen, auch die Texte verschiedener Dichtungen Simon Dach's enthalten. So ist dieses Tonwerk zugleich ein Denkmal der Freundschaft dieser beiden Männer. Andere Gleichstrebende bildeten mit ihnen einen engverbundenen Kreis. Und Dach's weiche Seele brauchte diesen Halt der Freundschaft. So sagte auch seine Dichtung diesen Inhalt schlicht und treu aus. Noch heute wird sein Lied von der Freundschaft gesungen: Der Mensch hat nichts so eigen. Auch die ernste Todesbereitschaft, die seine geistlichen Lieder athmen, beruhte auf wahrem Erleben.

Andreas Gryphius endlich, dessen Hauptwirken der Geschichte des Dramas angehört: daß wahre Lyrik auch pathetisch sein kann, zeigt das Eine unwiderstehlich mächtige Lied „Die Herrlichkeit der Erden".

Wie reich sind wir Deutschen, wie reich nur im Liede! Ueberblicken wir: Volkslied, Kirchenlied, Arie, Lied des Haller-Klopstockischen, des Gleim-Hagedorn'schen Kreises, Goethe's Lieder, wie sie z. B. im Hause des Kapellmeisters Reichardt zu Giebichenstein zur Laute gesungen wurden (Karl v. Raumer's Leben. 1866, S. 71. 47), die Lieder der Salis, Overbeck, Claudius, auf neuer Höhe die Lieder aus der Zeit der Freiheitskriege, endlich die Lieder der Romantiker. Und ein solches Volk will kein singendes mehr sein?

6. Die Sittenschilderer des 17. Jahrhunderts.

Wer dich betrübt und kränket
(Du theure, werthe Friedensgab),
Der drückt sich selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze
Und löscht aus Unverstand
Die güldne Freudenkerze
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
In unser Seel und Herz hinein
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid;
Ihr Gräber voller Leichen
Und tapfrem Heldenschweiß
Der Helden, deren gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

So blickt Paulus Gerhardt, da der Friede verkündet ist und die Aufathmenden zum ersten Male ohne unmittelbare Angst den ganzen Umfang des Jammers überschauen können, thränenden Auges im Vaterlande umher und erweckt noch heute unsere innige Theilnahme für eine so unsäglich schwer geprüfte Zeit. Wenn er an derselben Stelle strafend und mahnend ausruft:

Wir sind fürwahr geschlagen
Mit harter scharfer Ruth;
Und dennoch muß man fragen:
Wer ist, der Buße thut?
Wir sind und bleiben böse ꝛc. —

so ist er zugleich ein Sittenschilderer. Er ist es ebenso in dem bekannten Neujahrsliede, wenn er um fröhliche Gedanken bittet für „die hochbetrübten Seelen, Die sich mit Schwermuth quälen". Wissen wir doch aus dem schönen, an schmerzensreichen Zeugnissen reichen Büchlein von C. F. Keller, „die Drangsale des Nassauischen Volkes" (1854), wie aus anderen ähnlichen Mittheilungen, wie schwer die Anfechtungen und Zweifel waren, die viele Herzen inner-

lich zerriſſen. Wenn aber Paulus Gerhardt dort blos anzuklagen ſcheint, ſo darf die Nachwelt hinzufügen: es haben die auf den dreißigjährigen Krieg folgenden Jahrzehnte gezeigt, daß aus der großen Trübſal doch die Frucht frommer, treuer Sitte für das Leben des deutſchen Hauſes erwachſen iſt. Und allerdings eben mit durch die unermüdliche Arbeit der Kirche und ihrer Diener. Man denke nur, damit Einer genannt ſei, an Johann Valentin Andreä! Freilich, wenn im Bürger- und Bauernhauſe ſtrenge Sitte einzog, ſo traten grelle Gegenſätze, ſo ſcheint es, Sitte neben frecher Unſitte, warme Kirchlichkeit neben höhnendem Unglauben, ernſter Chriſtenſinn neben ausgeſprochener Weltlichkeit, auf den Höhen des Lebens hervor. Wäre ſonſt die bald auftretende pietiſtiſche Bewegung geſchichtlich zu begreifen? Iſt es ein Zufall, daß ſie gerade in den Kreiſen des Adels beſonders empfänglichen Boden fand? Die Nothwendigkeit einer Abkehr von blos weltlichem Sinne und leichtfertig ſittenloſem Treiben ward hier von Ernſteren beſonders lebhaft anerkannt; es waren viele innerlich unbefriedigt geweſen. Die Sittenſchilderer, die wir in der Ueberſchrift dieſes Kapitels meinten, legen den Finger auf das Verderbliche; ſie zeichnen die ſittlich beklagenswerthen Wirkungen und Begleiterſcheinungen, zum Theil auch inneren Urſachen, des nicht blos landverwüſtenden Krieges. Wir finden ſie in der Gattung der Spruchweisheit, des Romans und wieder, wie im 16. Jahrhundert, der Satire.

Friedrich von Logau's Sinngedichte ſind wie Schrei auf Schrei, ausgepreßt einem redlichen Herzen, das durchaus nicht glauben will, die Zeit ſei endgiltig vorbei, wo deutſch noch ſoviel wie wahr und treu und züchtig bedeutete. Es proteſtirt, und bliebe es auch ein ganz einſamer Rufer. Wie bitter folgende Grabſchrift auf „einen ehrlichen Deutſchen“!

Es ſtarb ſich, der hier unten liegt, nun endlich noch zu Tode:
Der Plumpſack konnte nimmermehr ſich ſchicken in die Mode.

Was nämlich iſt nun Mode?

Weiland war die Hand
Unſrer Treu ein Band;
Itzt legt ihre Stricke
Durch die Hand die Tücke.

* * *

Um Deutſchland ſtand es gut und wohl,
Da Deutſchland nur war gerne voll —

er läßt das Sauflaſter auch ſonſt als das verhältnißmäßig zu duldende, leider nun einmal altüberlieferte gelten —,

Nicht, da es trügen, buhlen, beuten
Gelernet hat von fremden Leuten.

* * *

Ein Cavalier heißt itzt, was weiland hieß ein Held:
Dort macht' es Herz und Muth, hier macht es Gunst und Geld.

* * *

Deutsche Sinnen sind gefallen, deutsche Reden sind gestiegen;
Scheint also, man lass' an Worten mehr als Thaten ihm genügen.

Auf die Opitzische Reform und die Sprachgesellschaften zielt auch das Folgende:

Deutsche mühen sich jetzt hoch, deutsch zu reden fein und rein!
Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

* * *

Deutschland bei der alten Zeit war ein Stand der Redlichkeit;
Ist itzt worden ein Gemach, drinnen Laster, Schand und Schmach,
Was auch sonsten aus man fegt, andre Völker abgelegt.

Wie mußte der leiden, dem eine klare Einsicht und ein brennendes Herz die Pflicht auferlegten, solches seinem Volke vorzuhalten! Wie beherzigenswerth aber auch für uns noch Logau's Kampf gegen die Auslandsknechtschaft, insbesondere gegen die Franzosen-Nachäfferei:

Narrenkappe sammt den Schellen, wenn ich ein Franzose wär,
Wollt ich tragen; denn die Deutschen gingen stracks wie ich einher!

* * *

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei;
Solls denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterei!

Und von dem in die Mode gekommenen Reisen ins Ausland:

Das welsche Land heißt recht ein Paradies der Welt,
Weil jeder, der drein kommt, so leicht in Sünden fällt.

Oft kommt Logau mit Schmerzen auf die nothwendige Verarmung, auf die Verwüstung an Land und Leuten, auf das Verderben an Gut zu reden, das der Krieg mit sich brachte:

Was kostet unser Fried? O wie viel Ströme Blut!
Was kostet unser Fried? O wie viel Tonnen Gut!

* * *

„Bauern sind zum Rauben" Ist der Krieger Glauben.

* * *

Von Dürfen wurden wohl die Dörfer einst genannt;
Denn nichts als Dürftigkeit ist Dörfern itzt bekannt.

Aber die größte Angst hat dieser ehrwürdige Dichter um das sittliche, um das Seelenverderben:

Der Krieg macht Sinnen voller Lüste, die Länder macht er öd und wüste.
Wenn aber Eines nur nicht wär: er macht auch noch den Himmel leer!

Gottes Erbarmen und die sittliche Kraft des Evangeliums hat auch aus solcher Noth wieder emporgehoben; mit zitterndem Herzen aber wird jeder, der der Betrachtung jener Zeit näher tritt, Logau's Klageruf würdigen:

Die Alten konnten fröhlich singen
Von tapfern deutschen Heldens-Dingen,
Die ihre Väter ausgeübet;
Wo Gott noch uns ja Kinder giebet,
Die werden unsrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können.

* * *

Dieser Eindruck wird uns nur bestätigt werden, wenn wir den unvergänglichen Roman jener Zeit ins Auge fassen, den „abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus" von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen. Das Wort „Roman" ist der Niederschlag einer merkwürdigen Geschichte: romans ist die altfranzösische Form für romanice oder wol auch romanisce. Wer bei den Italienern und Franzosen nicht in der wirklich klassisch-römischen, sondern in der nach und nach gewordenen Volkssprache schrieb und dichtete, der that es romanice. So würde Roman eine Dichtung in der Volkssprache heißen. Und haben wir denn, was wir Roman nennen, von den Franzosen? Mit Logau könnten wir antworten: ja, den Alamode-Roman, der auch den Namen Roman mit sich brachte, den bekamen wir von den Welschen. Aber etwas echt Deutsches in diesem Gebiete hatten wir schon vorher. Im 14. und 15. Jahrhundert, wenn nicht schon früher, begannen die höfischen Epen in Prosaerzählung aufgelöst zu werden. Dies ist das Erste, was hierher gehört. Und weiter: die sogenannten deutschen Volksbücher! Ganz und ursprünglich deutsch vom hürnin Siegfried, Herzog Ernst, Abenteuer des Tyll Eulenspiegel, Schwarzkünstler Faust, die Schildbürger oder das Lalenbuch (auch Wickram's Goldfaden wäre zu nennen); daneben übersetzte französische und lateinische Erzählungen wie der Hug Schapler (Hugo Capet), die schöne Melusine, Fortunatus ꝛc. — Dinge, die durch Goethe und Tieck so herrlich wieder zu leben begannen! Welches war denn nun aber jener Alamode-Roman? Er kam nach Deutschland herüber und fing hier an zu wirken im Jahre 1569. Wie stimmt diese Thatsache und ihre Folgen mit dem Bilde

der Zeit, das wir uns nach Fischart, Logau und den lateinischen Satiren Joh. Val. Andreä's gestalten müssen! Es war der aus Spanien und Frankreich stammende Amadis.

Dieses mit Erstaunen aufgenommene und mit großer Gelehrigkeit nachgeahmte Werk übte Einfluß hauptsächlich nach zwei Richtungen hin. Es brach mit der früheren Weise, einfach das in Sage und Ueberlieferung Gegebene zu erzählen; vielmehr war hier recht eigentlich die Erfindung, die Erfindung aus den Verhältnissen der Gegenwart heraus, das Reizende. Wie hätte das bei den Deutschen jener Zeit, besonders als durch Opitz das Erfinden zur Kunstaufgabe des Dichters geworden war, nicht zünden sollen! Bezeichnend aber für das ernste Schwergewicht, das der Deutsche in jede Sache zu legen geneigt ist: man richtete bei dem künstlich gesponnenen Faden der Erzählung ein Hauptaugenmerk darauf, daß möglichst viel Gelegenheit zu stofflicher Belehrung gegeben war. Die Gegenwart in Nähe und Ferne oder selbst die graue Vergangenheit verstehen zu lehren, kurz im Gewande der Dichtung zeitgemäß verwerthbare Kenntnisse zu vermitteln, das machte man zur Mitaufgabe des Romans. War es nicht ein löbliches Bestreben, „die bittere Aloe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände zu versüßen und die Früchte der Staats- und Tugendlehre mitten unter den Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen" zu machen? So legte der Schlesier Lohenstein eine Fülle von Gelehrsamkeit in seinem vierbändigen Roman „Arminius und Thusnelda" nieder. Und die zweite Richtung des Einflusses: es wurde durch den Amadis Mode, die auf Stelzen gehende Sprache verliebter Stutzer und gezierter Schönredner für die wahre Art gehobenen Sprechens überhaupt zu halten! „Eure Schönheit, welche weit über den Horizont der Vollkommenheit gestiegen, hat mein Herz und Verstand so gefangen, daß, ob ich wol hiebevor die scharfe Pfeile des Cupidinis verlachet, so muß ich doch jetzo vor dem Altar eurer extraordinari Qualitäten niederknieen und euch mein inbrünstiges Herz in tiefer Demuth aufopfern", so läßt Schuppius einen „jungen Maulaffen" seine Betheuerungen aus dem Amadis hervorbringen. Wir wissen ja aus der Geschichte der Predigt, wie sich selbst die Kanzel in jener Zeit von den Geschmacklosigkeiten einer geblümten Redeweise nicht frei hielt. Ihren Triumph aber feierte diese „Zierlichkeit der affektaten Rede", wie es Schuppius nennt, in Romanen wie „Herkules und Valisca" und „römische Geschichte Oktavia", die noch für Goethe's Fräulein von Klettenberg eine gern verschlungene Jugendnahrung waren, und wie die „asiatische Banise", deren Pomp in kühnen Bildern und hochklingenden Wendungen noch Jung-Stilling mit Entzücken in sich aufnahm.

Auch Grimmelshausen hat solche „Liebes- und Heldengeschichten"

geschrieben. Aber wenn ihrer kaum in Literatur-Handbüchern noch gedacht werden wird, dann wird jenes Buch noch gelesen werden, das wie die blaue Immergrünblume mitten aus Wildniß und Gestrüpp hervorleuchtet: der Simplicissimus. Nicht daß er jemals ein deutsches Hausbuch werden könnte als Ganzes. Wir sind nicht so gewöhnt, Gott Lob, und wollen es nie werden, daß die Bilder, die naturgetreu von einer entsetzlichen, vielfach unsittlichen Wirklichkeit abgenommen sind, uns eine vertraute Hauskost werden können. Aber wen Vaterlandsliebe und geschichtliche Theilnahme treibt, eine furchtbare Vergangenheit aus der Quelle kennen zu lernen, den wird beim Lesen dieses Buches neben sittlichem Abscheu und tiefem Erbarmen oft auch die Bewunderung für einen Mann erfüllen, der, indem er rücksichtsloser Sittenschilderer war, zugleich ein so zart auffassender und liebevoll wiedergebender Poet sein konnte. Es gibt Stellen im Simplicissimus, die von erschütterndem Pathos, und andere wieder, die vom Hauche mildester dichterischer Feinheit durchweht sind.

Wie tief empfunden ist das Mitleid mit dem in thierischer Unwissenheit aufgewachsenen Bauernpflegekind im Spessart!

. . . . . da der Einsiedel vor mir stund und sagte: „Uff, Kleiner, ich will dir Essen geben und alsdann den Weg durch den Wald weisen, damit du wieder zu den Leuten und vor Nacht in das nächste Dorf kommest". Ich fragte ihn: „Was sind das für Dinger, Leuten und Dorf?" Er sagte: „Bist du denn niemalen in keinem Dorf gewesen und weißt auch nicht, was Leute oder Menschen seind?" „Nein", sagte ich, „nirgends als hier bin ich gewesen; aber sag mir doch, was seind Leut, Menschen und Dorf?" — „Behüt Gott", antwortet der Einsiedel, „bist du närrisch oder gescheit?" — „Nein", sagte ich, „meiner Meuder und meines Knans Bub bin ich, und nicht der Närrisch oder der Gescheit". Der Einsiedel verwunderte sich mit Seufzen und Bekreuzigung und sagte: „Wol, liebes Kind, ich bin gehalten, dich um Gotteswillen besser zu unterrichten". Darauf fielen unsere Reden und Gegenreden, wie folgendes Kapitel ausweiset.

Einsiedel: Wie heißest du? Simplicius: Ich heiße Bub. Einsiedel: Ich sehe wol, daß du kein Mägdlein bist; wie hat dir aber dein Vater und Mutter gerufen? Simplicius: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. Einsiedel: Wer hat dir denn das Hemd geben? Simplicius: Ei, mein Meuder. Einsiedel: Wie heißet dich denn dein Meuder? Simplicius: Sie hat mich Bub geheißen, auch Schelm, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel . . . Einsiedel: Wie hat dich denn dein Knan geheißen? Simplicius: Er hat mich auch Bub genennet. Einsiedel: Wie hieß aber dein Knan? Simplicius: Er heißt Knan. Einsiedel: Wie hat ihm aber dein Meuder gerufen? Simplicius: Knan und auch Meister. Einsiedel: Hat sie ihn niemals anders genennet? Simplicius: Ja, sie hat. Einsiedel: Wie dann? Simplicius: Rülp, grober Bengel, volle Sau und noch wol anders, wann sie haderte. Einsiedel: Du bist wol ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen nicht

weißt. Simplicius: Eia, weist du's doch auch nicht. Einsiedel: Kanst du auch beten? Simplicius: Nein, unsere Ann und mein Meuder haben alls das Bett gemacht. Einsiedel: Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vatterunser kanst? Simplicius: Ja ich. Einsiedel: Nun so sprichs denn.

Simplicius (spricht ein entstelltes Vaterunser). Einsiedel: Bist du nie in die Kirchen gangen? Simplicius: Ja, ich kann wacker steigen und hab als ein ganzen Busem voll Kirschen gebrochen. Einsiedel: Ich sage nicht von Kirschen, sondern von der Kirchen. Simplicius: Haha, Kriechen, gelt, es seind so kleine Pfläumlein? Gelt du? Einsiedel: Ach, daß Gott walte! Weist du nichts von unserm Herrgott? Simplicius: Ja, er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden, mein Meuder hat ihn von der Kürbe (Kirchweih) mitgebracht und hingekleibt.

Einsiedel: Ach gütiger Gott, nun erkenne ich erst, was vor eine große Gnade und Wohlthat es ist, wem du die Erkenntniß deiner mittheilest, und wie gar nichts ein Mensch sei, dem du solche nicht gibst! Ach Herr, verleihe mir, deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, um dir diese hohe Gnade so eiferig zu danken, als freigiebig du gewesen, mir solche zu verleihen. Höre du, Simplici (denn anders kann ich dich nicht nennen), wenn du das Vaterunser betest, so must du also sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brot gib uns heut, und . . .

Simplicius: Gelt du, auch Käs darzu?

Einsiedel: Ach liebes Kind, schweige und lerne! Solches ist dir viel nöthiger als Käs; du bist wol ungeschickt, wie dein Meuder gesagt hat; solchem Buben, wie du bist, stehet nicht an, einem alten Mann in die Rede zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohneten, so wollte ich dich gerne wieder hinbringen und sie zugleich lehren, wie sie Kinder erziehen sollten.

Simplicius: Ich weiß nicht, wo ich hin soll. Unser Haus ist verbrannt und mein Meuder hinweggelauffen und wiederkommen mit dem Ursele, und mein Knan auch, und unser Magd ist krank gewesen und ist im Stall gelegen. Einsiedel: Wer hat denn das Haus verbrannt? Simplicius: Ha, es sind so eiserne Männer kommen, die seind auf Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner; dieselbe Männer haben Schafe und Kühe und Säu gestochen, und da bin ich auch weggelauffen, und da ist darnach das Haus verbrannt gewesen.

Wie erhaben wirkt die nur einem wahren Dichter mögliche Schilderung, wie der Gesang des Einsiedels die nächtliche Stille der Waldtiefe unterbricht:

Wenn ein unvernünftiges Thier an meiner Stell gewesen wäre, so hätte es besser gewußt, was es zu seiner Erhaltung hätte thun sollen, als ich; doch war ich noch so witzig, als mich abermal die Nacht ereilte, daß ich in einen hohlen Baum kroch, mein Nachtlager darinnen zu halten.

Kaum hatte ich mich zum Schlaf bequemt, da hörete ich folgende Stimme: „O große Liebe gegen uns undankbare Menschen! Ach mein

einziger Troſt, mein Hoffnung, mein Reichthum, mein Gott! und ſo dergleichen mehr, das ich nicht alles merken noch verſtehen können.

Dieſes waren wol Worte, die einen Chriſtenmenſchen, der ſich in einem Stand, wie ich mich dazumal, befunden, billig aufmuntern, tröſten und erfreuen hätten ſollen. Aber, o Einfalt und Unwiſſenheit, es waren mir nur böhmiſche Dörfer und alles ein ganz unverſtändliche Sprache, aus der ich nicht allein nichts faſſen konte, ſondern auch eine ſolche, vor deren Seltſamkeit ich mich entſetzte. Da ich aber hörete, daß deſſen, der ſie redete, Hunger und Durſt geſtillt werden ſollte, rieth mir mein unerträglicher Hunger, mich auch zu Gaſt zu laden; derowegen faßte ich das Herz, wieder aus meinem hohlen Baum zu gehen und mich der gehörten Stimme zu nähern. Da wurde ich eines großen Mannes gewahr in langen ſchwarzgrauen Haaren, die ihm ganz verworren auf den Achſeln herum lagen... Da konnte ich nichts anders erſinnen, als dieſer alte Greis müßte ohn Zweifel der Wolf ſein, davon mir mein Knan kurz zuvor geſagt hatte. In ſolcher Angſt wiſchte ich mit meiner Sackpfeif herfür, welche ich als meinen einzigen Schatz noch vor den Reutern ſalvirt hatte; ich blies zu, ſtimmte an und ließe mich gewaltig hören, dieſen greulichen Wolf zu vertreiben, über welcher gählingen und ungewöhnlichen Muſic an einem ſo wilden Ort der Einſiedel anfänglich nicht wenig ſtutzte, ohn Zweifel vermeinend, es ſei ein teufliſches Geſpenſt hingekommen, ihn, wie etwan dem großen Antonio widerfahren, zu ſchrecken und ſeine Andacht zu zerſtören. Sobald er ſich aber wieder erholete, ſpottete er meiner als ſeines Verſuchers im hohlen Baum, wo hinein ich mich wieder retirirt hatte; ja er war ſo getroſt, daß er gegen mir ging, den Feind des menſchlichen Geſchlechts auszuhöhnen. „Ha“, ſagte er, „du biſt ein Geſell darzu, die Heiligen ohne göttliche Verhängnus —“. Mehreres habe ich nicht verſtanden; denn ſeine Näherung ein ſolch Grauſen und Schrecken in mir erregte, daß ich des Amts meiner Sinne beraubt wurde und auf den Fleck in Ohnmacht niederſank.

Wasgeſtalten mir wieder zu mir ſelbſt geholfen worden, weiß ich nicht, aber dieſes wol, daß der Alte meinen Kopf in ſeinem Schoß und meine Juppen vorne geöffnet gehabt, als ich mich wieder erholete. Da ich den Einſiedel ſo nahe bei mir ſah, fing ich ein ſolch grauſames Geſchrei an, als ob er mir im ſelben Augenblick das Herz aus dem Leib hätte reißen wollen. Er aber ſagte: „Mein Sohn, ſchweig! Ich thue dir nichts, ſei zufrieden!“ Je mehr er mich aber tröſtete und liebkoſte, je mehr ich ſchrie: „O, du frißt mich! O, du frißt mich! Du biſt der Wolf und willſt mich freſſen“. „Ei ja wol nein, mein Sohn“, ſagte er, „ſei zufrieden, ich friß dich nicht“. Dies Gefecht währete lang, bis ich mich endlich ſo weit weiſen ließ, mit ihm in ſeine Hütten zu gehen; darin war die Armuth ſelbſt Hofmeiſterin, der Hunger Koch und der Mangel Küchenmeiſter; da wurde mein Magen mit einem Gemüs und Trunk Waſſers gelabt, und mein Gemüth, ſo ganz verwirret war, durch des Alten tröſtliche Freundlichkeit wieder aufgerichtet und zurecht gebracht. Derowegen ließ ich mich durch die Anreizung des ſüßen Schlafes leicht bethören, der Natur ihr Recht zu geben. Der Einſiedel merkte meine Nothdurft, darum ließ er mir den Platz allein in ſeiner Hütten, weil nur einer darin liegen konnte; ohngefähr um Mitternacht erwachte ich wieder und hörete ihn folgendes Lied ſingen, welches ich hernach auch gelernet:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigal,
Laß deine Stimm mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen!
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen!
Laß dein
Stimmlein
Laut erschallen,
Dann vor allen
Kanstu loben
Gott im Himmel hoch dort oben . . .

* * *

Unter währendem diesem Gesang bedunkt mich wahrhaftig, als wenn die Nachtigal sowol als Eule und Echo mit eingestimmt hätten; und wenn ich den Morgenstern (Echo, Sterne, Erde werden in den folgenden Versen jenes Liedes als Gott mit lobend eingeführt) jemals gehöret oder dessen Melodey auf meiner Sackpfeifen aufzumachen vermögt, so wär ich aus der Hütten gewischt, meine Karten mit einzuwerfen, weil mich diese Harmonia so lieblich zu sein bedunkte.

Endlich auch noch einige Proben vom sittlich Empörenden. Auf dem Hintergrunde der frommen Einfalt des Helden hebt es sich um so greller ab.

Was mir am allerschröcklichsten vorkam, war dieser Greuel, daß etliche, sonderlich Soldatenburschen, bei welchen man die Laster nicht am ernstlichsten zu strafen pflegt, aus Beidem, ihrer Gottlosigkeit und dem heiligen Willen Gottes selbst, nur einen Scherz machten und denselben ganz heroischer Weise durchzogen. Zum Exempel, ich hörete einsmals einen Ehebrecher, welcher wegen vollbrachter That noch gerühmt sein wollte, diese gottlosen Worte sagen: „Wenn ich die Wahrheit bekennen soll, so hab ich's mehr dem Mann zu Leid gethan, damit ich mich an ihm rächen möge".

„O kahle Rache", antwortete ein ehrbar Gemüth, so dabei stund, „dadurch man sein eigenes Gewissen beflecket und den schändlichen Namen eines Ehebrechers überkommt!"

„Was, Ehebrecher?" antwortet er ihm mit einem höhnischen Gelächter, „ich bin darum kein Ehebrecher, wenn ich schon diese Ehe ein wenig gebogen habe; dies seind Ehebrecher, wovon das sechste Gebot sagt, allwo es verbietet, daß keiner einem anderen in den Garten steigen und die Kirschen ehe brechen solle als der Eigenthumsherr!" Und daß solches also zu verstehen sei, erklärte er gleich darauf nach seinem Teufels-Katechismo das siebente Gebot, welches diese Meinung deutlicher vorbringe, indem es sagt: Du sollst nicht stehlen. Solcher Wort trieb er viel, also daß ich bei mir selbst seufzte und gedachte: O gotteslästerlicher Sünder, du nennst dich selbst einen Ehebieger und den gütigen Gott einen Ehebrecher, weil er Mann und Weib durch den Tod voneinander trennet! . . .

Solche und dergleichen unchristliche Reden erfüllten mir alle Tage die Ohren, und überdas hörte und sah ich auch in Gottes Namen sündigen, welches wol zum Erbarmen ist; von den Kriegern wurde es am meisten geübt, wenn sie nämlich sagten: „wir wollen in Gottes Namen auf Partei, plündern, mitnehmen, todtschießen, niedermachen, angreifen, gefangen nehmen, in Brand stecken", und was ihrer schröcklichen Arbeiten und Verrichtungen mehr sein mögen. Also wagen's auch die Wucherer mit dem Verkauf „in Gottes Namen", damit sie ihrem teuflischen Geiz nach schinden und schaben mögen.

* * *

Was uns hier erschreckt, das herausfordernde Trotzen gegen Gottes Gebot, das frech und muthwillig Sündigen, das ist ein Zug im Bilde jener Zeit, den uns die ausgesprochene Satire erschütternd bestätigt. Es sind die „wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte" Philander's von Sittewald, die wir meinen. Sie erschienen zuerst 1640. Nicht, daß dieses Werk hohen poetischen Werth hätte. Eines echten Dichters würdig ist nur die treuherzige Gestalt des Expertus Robertus, dem Philander ganz die Bedeutung gibt, die wir im getreuen Eckart verkörpert finden. Auch gelingt es dem Satiriker in einem Gesichte wie dem „Soldatenleben" so ziemlich, eine gewisse einheitliche Stimmung festzuhalten. Im übrigen kommt er aber niemals auf die Höhe, von der aus er die Dinge unter seinen Füßen hätte. Die Einkleidung als „Gesicht" für die einzelnen Beobachtungsgebiete übernahm er von seinem spanischen Vorbilde. Sie hätte aber ebenso gut wegbleiben können; denn es ist einerlei, ob man die zürnenden Ergüsse des ehrlichen Verfassers an seinem Studirtische entstehen sieht oder angeblich ins Todtenreich geführt wird, um sie anzuhören. Der Studirtisch oder wie er selber sagt der Schulsack guckt doch überall hervor. Denn die Belesenheit des gelehrten Mannes in neuer und alter Literatur will fortwährend, das ist ein Stück unfreiwilliger Sittenschilderung, bewundert sein. Die Gelehrsamkeit gab es ihm ja auch ein, sich Philander zu nennen; vielleicht soll dieses „Menschenhold" eine griechische Umformung seines Vornamens Johann sein. Denn sein wirklicher Name war Johann Michael Moscherosch. Sittewald ist eine Umstellung aus Wilstädt im Elsaß, wo er geboren war. Und die sprachliche Form! „Was hastu in solchen Gesichten mit wälschen, lateinischen, griechischen, italianischen, spannischen Worten und Sprüchen um dich zu werfen gehabt?" so läßt er sich selbst einmal Vorhalt thun. Und wir können ihm die Entschuldigung nicht gelten lassen, daß es nothwendig gewesen sei, das Alamode-Zeitalter mit Alamode-Farben zu zeichnen. Er geht viel zu sehr mit eigenem Behagen in diesem tausendfach gestückten und pfaufedrig aufgeputzten Gewande einher, auch hierin wie in dem ganzen altklugen Tone ein unfreiwilliger Schilderer jener in aller Verdorbenheit halb

kindischen, halb greisenhaft überbildeten Zeit, die ihm selbst manchmal „wie eine Atzel beschwätzt" scheint (geschwätzig wie eine Elster) und als wolle sie mit den fremden Wörtern beweisen, „sie habe alle diese Nationen gefressen".

Alles dies vergißt man aber oder hält man ihm zu gute, wenn man den Anspruch an poetische Erhöhung und Verklärung aufgibt und lediglich den tiefen sittlichen Ernst beachtet, aus dem das Werk hervorgegangen ist. „Strafschriften" nennt er es auch; und das trifft besser als Gesichte. Seine Feder zittert, wenn er von den ausgestandenen Schrecken berichtet.

Was hab ich ... anderes erfahren als Gefahr, Angst, Sorg, Schrecken unter den grausamen hochsprechenden Feinden und Gotteslästerern? Rauben, Plündern, Stößeleiden, Laufen, Fliehen, Schreien, Bitten, Zittern, Zagen, Streiten und Kriegen, Würgen und Morden, sodaß ich mich oft gern in ein Mausloch hätte verkriechen wollen, wo nur Sicherheit darin zu finden gewesen wäre ... Des Unfrieds, der Unruhe, des besorgenden Uebersteigens, des Waldverkriechens, des nächtlichen Ausreißens, des Erfrierens, des Schnee- und Wasserwatens, des vierzehntägigen Kleiderliegens, des Niederstoßens, des Qui va là, des Demeurez là, des mort, teste, ventre, sang (in Flüchen), des Diable, foudre, bougre ꝛc. war ich wahrhaftig so müde, daß ich weder Ohren noch Augen mehr mochte aufthun zu hören oder zu sehen ... Wo Gott nicht Hand ob mir gehalten hätte, wäre ich zwanzigmal erschossen, so viel mal erstochen, von wilden Thieren zerrissen und gefressen worden.

Aber nicht minder ist er ergriffen, wenn ihm die sittliche Verschlechterung entgegentritt, der Leichtsinn, der auf Mahnungen gar nicht mehr hören kann, weil das Herz bereits so weit ist, daß es in ruchloser Gesellschaft auf breiter Straße mit lachendem Munde in den Abgrund rennen will.

Wann eine Mutter ihre Tochter zur Zucht und Ehrbarkeit ermahnen will, „ein ehrlich Maidlein soll nicht so frech über und um sich sehen oder die Augen hin und her werfen wie ein Vogler, sondern unter sich wie ein Einsiedler, wann sie bei einem Mannsbild vorübergeht", so wird die Tochter antworten: „Ach das ist gar altfränkisch! Ein Weibsbild soll die Mannsleute anschauen, von deren Rippen sie genommen!" ... Wann ein Vater zu seinem Sohne sagt: „Mein Sohn, fürchte Gott, halte seine Gebote; rufe ihn an, wann du aufstehest und niedergehest; meide Müssiggang und Unzucht", so wird der Sohn antworten: „Ha, Vater, das ist altfränkisch zu hören! Ich hab es zuvorhin schon gewußt. Ich muß mich ebenwol der Welt auch etwas gleichstellen!" ... „Bedenket, sagt man zu Einem, ihr seid nun alt und betagt; bittet Gott um Verzeihung und bekehret euch zu ihm; ihr sehet, daß der eine Fuß schon auf der Grube gehet" — „ich möcht mich zu todt lachen, ist die Antwort; meinet ihr denn, daß ich ans Sterben denke? Bin ich mein Lebtag je so frisch gewesen als jetzund?"

Wie vieles soll die Ehre entschuldigen, ja löblich machen, die doch damals ein ganz hohler, nur Aufgeblasenheit und Unwahrhaftigkeit ausdrückender Begriff wurde!

Jener will ein Junker sein und sein Vater war ein Schneider . . ., will sich nicht mehr Metzger, Wagner, nicht mehr Müller . . ., sondern Herren von Metzgern, Junkern von der Mühlen . . . tituliret, respektiret, ceremonisiret haben . . . Der Stallknecht träumet sich einen Stallmeister, der Kammerdiener einen Hofmeister, der Gaukler einen Zeitvertreiber, die Kupplerinnen gottesfürchtige Matronen, Wucher Häuslichkeit, Betrügerei Geschwindigkeit. Der nur ein gut Kleid anhat, will Vester Junker, ein jeder Dintenfresser Sekretarius tituliret werden. Und unter diesen allen ist keiner das, was er sein will. Keiner will sein, was und wer er ist (was heute fast in allen Ständen auch der Beherzigung bedürfte!) . . . Aber noch viel schlimmer: aus allen Sachen kann man Ehren halber eine Entschuldigung machen. Ein Straßenräuber und Dieb sagt: es sei zur Erhaltung seiner Reputation und Ehre, daß er stehle; es sei ja stehlen reputirlicher als betteln. Ein Hochtrabender redet mit keinem gemeinem Mann: es ist zur Erhaltung seiner Reputation und Ehre. Ein Meineidiger, ein falscher Zeug, ein Mörder wird eben diese Ehre vorwenden. Eher, heißt es, solle sich einer zwischen vier Mauern verfaulen lassen, als zu Verkleinerung seiner Reputation einem anderen etwas nachgeben.

Die Reue wird freilich einst kommen; aber sie wird kommen, wenn es zu spät ist.

Piget facti — sprachen Einige —; mich verdreußt's ins Herz hinein, daß ich meines eigenen Vaterlands Verräther, meiner Kinder Henker worden. Pudet stultitiae, sprachen andere, ich möchte mich zu todt schämen, daß ich mich an fremder Untreu so vernarret habe. Non putaram, sprach ein Haufe, ich hab nicht gemeint, daß Bienen einen Stachel haben; ich hab nicht gemeint, daß allzu härtig macht schärtig; merkt's, ihr Könige auf Erden, daß ein Fürst nimmermehr sein Land wird in Frieden behalten mögen, wenn er (man denke an den üblen Grundsatz: cujus regio, ejus religio) die Unterthanen zum Glauben oder die Gewissen wird zwingen wollen . . . Es ist nicht blos um wahre Ehr' und Reputation zu thun, nein Heil und Seligkeit müssen zu Boden fallen und erliegen.

Das Bild wird nach der furchtbaren Seite hin vervollständigt, wenn wir von der Soldatentheologie vernehmen, wo die zehn Gebote heißen: der ist des Teufels, der barmherzig ist; der ist des Teufels, der betet, der nicht alles nimmt ꝛc., oder wenn Moscherosch manche mitten im Sündigen sagen läßt: „Daß mir's Gott verzeih, Gott ist barmherzig!"

Doch wer auf Gnade sündigt hin,
Fährt fort in seinem bösen Sinn
Und seiner Seele selbst nicht schont,
Der wird mit Ungnad abgelohnt,

warnte Johann Heermann eben damals. Und wenn nur die geistlichen Lehrer selbst überall ein gutes Beispiel gegeben hätten; aber auch bei Moscherosch finden wir bezeugt, daß die rechte Lehre nicht immer von der Beweismacht des rechten Lebens begleitet war. Er ruft sein Wehe aus über die, die „predigen und

sind trunken, Pfarrherrn sind und nichts studiren auf die Predigten, sind hoffärtig und predigen von der Demüthigkeit, sind unflätig und predigen von der Ehrbarkeit, in summa, die die Lehre im Munde führen, aber mit dem Leben verleugnen"!

Wie zur Erholung mögen zuletzt noch, als Beweis dafür, daß es noch Gemüther gab, bei denen mitten in den Eindrücken des Leibes- und Seelenverderbens etwas von Gottesfurcht, Vertrauen auf Hilfe von oben bei guter Sache und Liebe zum Evangelium geblieben war, zwei Verse eines von Moscherosch mitgetheilten Soldatenliedes hier stehen, das als Umdichtung von „Ein feste Burg" in die Kriegssprache jener Zeit wunderlich genug ist, aber eine gewisse Kraft nicht verleugnet:

Gott ist der Christen Hülf und Macht,
Ein veste Citadelle.
Er wacht und schildert Tag und Nacht,
Thut Rond und Sentinelle.
Jesus ist das Wort,
Brustwehr, Weg und Port,
Der rechte Corpoural,
Hauptmann und General,
Quartier und corps de garde.

Gott Ehr und Preis, der uns zu gut
Die Feind mit Furcht thut schlagen,
Und über uns hat treue Hut
Auf seinem Feuerwagen.
Sein ganz himmlisch Heer
Rondet um uns her;
Lobsingt, lobsinget ihm,
Lobsingt mit heller Stimm:
Ehr sei Gott in der Höhe!

---

7. Von Hans Rosenblüt bis Gottsched.

Indem wir uns anschicken, die Geschichte des älteren Dramas von Höhepunkt zu Höhepunkt zu durchschreiten, nennen wir Hans Rosenblüt nur deshalb zuerst, weil er der erste dramatische Dichter von Bedeutung ist, dessen Namen wir kennen. Ob von löblicher Bedeutung, das wird sich zeigen. Die Ursprünge des deutschen Schauspiels selbst sind weit älter.

Tacitus nennt den Schwertertanz der Jünglinge das immer wiederkehrende Schauspiel der alten Germanen. Es wurde dabei nichts bezahlt, sagt er; nur mit ihrer unermüdlichen Lust belohnten die Zuschauer die Verwegenheit der Aufführenden. So klang noch im Mittelalter der Ruf: wir wellen haben ein osterspil, das ist frolich und kost nicht vil. Osterspiel: gewiß war das Austreiben des Winters mit Vorrücken und Zurückweichen zweier einander entgegentanzender und mit Strophe und Widerstrophe antwortender Chöre, wie es jetzt noch die Lätare-Sitte mancher Gegenden zeigt, ein altes Stück mythologischen Dramas. „Der alte Winter in seiner Schwäche zieht sich in rauhe Berge zurück".

Nun haben den Tod (Winter) wir ausgetrieben
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Maien,
Der Blumen mancherleien.

Aber Osterspiel bedeutete auch noch etwas anderes. Das geistliche Schauspiel hatte seine Wurzeln in der kirchlichen Liturgie, insbesondere der österlichen. Quis revolvet nobis lapidem, wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? so fragten die Frauen — wenn man zu Ostern im Gottesdienste zwei Geistliche, Rauchfässer in der Hand, mit dieser Frage zum hohen Chore kommen ließ, während von dorther, wo das Grab nachgebildet war, ein anderer im Namen des Engels antwortete: quem quaeritis? Wen suchet ihr? Er ist nicht hier ꝛc., so hatte man schon ein Drama. So sind zugleich, indem man in der Leidensgeschichte die Stellen, die Petrus spricht, die Pilatus spricht ꝛc., bei der singenden Rezitation je einem Kleriker zuwies, die Oratorien entstanden, die sich in Thüringen forterhielten und die Joh. Seb. Bach neu belebte und erhöhte. Ja die Leidensgeschichte, sie wirkte mächtig und erschütternd, auch wenn sie nur pantomimisch vorgeführt wurde; sie wirkte als Handlung, wenn das Volk den lateinischen Dialog nicht verstand.

Aber es wollte verstehen. So hatte das Spiel von den zehn Jungfrauen, das die Dominikaner kurz nach Ostern des Jahres 1322 auf der städtischen Rolle zu Eisenach mit ihren Schülern aufführten, deutschen Text. Sie wollten ja mit diesem Stücke volksverständlich predigen. Nur die lateinischen Stichworte erinnern noch an den Vulgatatext. Und wie hier, so verließ man nunmehr auch sonst den kirchlichen Raum, wenn man aufführen wollte. Denn die Laien wollten nun auch selbst spielend mitwirken. Man sieht daran das steigende Selbstbewußtsein der städtischen Bevölkerung. So wurde die Zahl der Thätigen eine immer größere. 260 Personen waren es bei der Passion in Frankfurt, 100 redende und 500 stumme im Jahre 1571 zu Gabel. Ohnehin hatten die

leitenden Kreise der Kirche es nicht leiden mögen, daß im Kirchenraum sich allerlei Neckisches und zum Lachen Reizendes an den ernsten Gegenstand anschloß: der Salbenkrämer, wenn er polterte; die noch unbekehrte Maria Magdalena, wenn sie leichte Tanzweisen sang. Nun war der Markt die Stätte der Aufführung. Man betete um gutes Wetter; denn das Ganze dauerte oft mehrere Tage. Später nahm man auch den Rathhaussaal oder sonst geeignete geschlossene Räume. Man schloß die Thore, um vor feindlichen Ueberraschungen ganz sicher zu sein. Es war eine öffentliche Angelegenheit. Man gab sich hin als an eine von Glauben und Liebe getragene, das Gemüth angehende Sache. Die erlösende Geschichte, die in Aller Herzen feststand, sollte in der Thatensprache verkündigt werden, eben weil sie Allen so gewiß und wichtig war. Der Rath lieh wol die Ausstattung dazu, die je nach den Mitteln ärmer oder reicher war, bei der aber natürlich niemand an historische Treue dachte. Die Zuschauer standen oder saßen auf der Erde. Die Bühne, wenn man die einfache Zimmerung so nennen wollte, war von vornherein offen. Der Ausrufer sagte an, was man zu erwarten habe, und benannte die Handelnden. Oder diese stellten sich selbst vor: ich bins, der Adam; ich bins, der Zwölfbote Petrus. Langsam rollte der regens seinen rotulus, die Rolle, auf; und nach seinen gedämpften Anweisungen ging nun eines nach dem anderen vor sich: surgat ... a loco suo; reciplat se; stet uf, her Zacharia! In Redentin schließt der Nachredner, der auf Lucifer's Faß getreten ist, mit der Aufforderung:

Des wolln wir uns freuen in allen Landen
Und singen: Christ ist erstanden!

Das geschah. Cantor imponit, die Menge stimmt ein. Den Schluß bildete ein Gottesdienst in der Kirche.

Ein erfreuliches Sittenbild! Eine ganze Stadtbevölkerung einig in der Beschäftigung mit dem Heiligen. Der Streit um Rechte und Vortheile schwieg einmal, der Eigennutz trat zurück, Erwerben und Markten war einmal nicht das Erste. Die Blüthezeit dieses geistlichen Schauspiels war das 14. Jahrhundert. Da war noch Höhe des Mittelalters. Wie edel faßten jene Eisenacher Dominikaner von 1322 ihre Aufgabe am städtischen Volke und bis zum Landgrafenthrone hin! Schlimm dagegen muß es im 15. Jahrhundert ausgesehen haben. Denn was wir da in der Geschichte des Dramas, neben dem noch fortgedeihenden geistlichen Spiele, sehen, sieht wie ein Sumpf aus. Es ist das Fasnachtsspiel.

Gut, daß die Kirche hier weder Urheberin noch Leiterin war, obschon es erschreckend bleibt, daß die seelsorgerliche und predigende Thätigkeit der städtischen Orden, eben der Dominikaner und Franziskaner, sich in Frucht und Erfolg nicht länger auf einer gewissen

Höhe gehalten hatte. Es waren Bürgersöhne auch hier, die spielten. Sie traten herein in ein befreundetes Haus, „aus Gunst", „zu Ehren", oder sie ladeten wol ein in einen Wirthshaussaal mit der Erklärung, etwas Ergötzliches vorführen zu wollen. Aber was führten sie vor! Wäre es bloße Derbheit oder Naivetät, die wir bei Hans Rosenblüt und sonst in diesen Spielen finden, wir wollten nichts sagen. Aber es war dreisteste Verhöhnung jedes Schamgefühls, Naturalismus in frecher Herausforderung, „jeder Spruch eine Rohheit, jeder Witz eine Unfläterei". Und dazu lachten die bürgerlichen Frauen und Mädchen?

Wir wollen euch etwas Neus vormachen,
Daß ihr und alles eur Hausgesinde müßt lachen.

Es ist kein Trost, daß wir diesen Sittenverfall durch kulturgeschichtliche Darstellungen des Städtelebens wie die von Kriegk lediglich bestätigt finden. Ein Trost liegt nur darin, daß auf diese „verabscheuungswürdigen" Fasnachtsspiele, wie sie Vilmar genannt hat, etwas Besseres gefolgt ist. Die Zeit vor der Reformation bewegte sich in den unvermitteltsten Gegensätzen: Seelenangst, die sich mit Büßungen und Stiftungen nicht genug thun kann, auf der einen Seite, rücksichtslose Diesseitigkeit, die alles Höhere über Bord wirft, auf der anderen Seite. Dort eine überheilige Heiligkeit, die jedes Natürliche verachtet und knechtet; hier wie zur Rache dafür ein höhnendes Geltendmachen des Natürlichen ohne eine Ahnung davon, daß auch das Natürliche geheiligt werden kann und soll. Da will man leugnen, daß die Reformation eine neue, bessere Grundlage der Sittlichkeit geschaffen hat! Sie, die eine Einheitlichkeit des sittlichen Lebens möglich machte, daß man nicht mehr Mönch und nicht mehr Unheiliger zu sein brauchte oder zwischen beiden Lebensgestalten eine künstliche Brücke suchen mußte! Der, der das Fasnachtsspiel beseitigte, indem er Besseres und Reineres an seine Stelle setzte, war Hans Sachs. Wir wissen nicht, was Hans Sachs ohne die Reformation geworden wäre. Aber wir haben schon gesehen, wie der wirkliche Hans Sachs in und mit der Reformation der so ausgezeichnet erziehliche Dichter geworden ist. Und seine Dramen? Es gilt auch von ihnen das zu seiner Charakterisirung früher Angeführte. Seine gute Laune kam natürlich hier als derbste Komik zur Geltung. Zahm und matt durften diese Stücke nicht sein. Aber er war und blieb auch hier der sittlich Aufbauende.

So war der Gang eröffnet, den ein weltliches Drama bei uns Deutschen gehen konnte. Nur einen Seitenblick werfen wir noch auf die letzte Gestaltung des geistlichen Dramas selbst, die nicht ohne Großartigkeit ist. Es ist recht eigentlich der auf die Bühne gebrachte Gedankenkreis der Reformation selbst. In polemischem

Sinne behandelte Nikolaus Manuel in Bern, gestorben 1535, „den Papst und seine Priesterschaft". In der gern gesehenen Form des Rechtsstreites führte Petrus Meckel zu Neustadt a. d. Aisch die Sache der Erlösung vor auf Grund von Offenb. 12, 10: „weil der Verkläger unsrer Brüder verworfen ist, der sie verklagte Tag und Nacht vor Gott". Luther dachte sich den Erzählungsinhalt der apokryphischen Bücher als Spiele, die man etwa vorgeführt habe, „wie man bei uns die Passion spielt und anderer Heiligen Geschichte, damit sie ihr Volk und die Jugend lehrten". „Judith gibt eine ernste, tapfere Tragödie; so gibt Tobias eine feine, liebliche, gottselige Komödie". So brachte denn Paul Rebhun, gestorben 1546, die Historie von Susanna und Daniel in Akte und Szenen. Er gibt da — wie rein war die Luft geworden! — ein schönes Bild stillen, von Treue und Vertrauen erfüllten Familienlebens. Wahrhaft erhaben endlich stellt sich der ganze Gang der Erlösungsgeschichte in der „Aktion von dem Anfang und Ende der Welt" dar, deren Verfasser Bartholomäus Krüger zu Trebin um 1580 war.

Doch nun zum weltlichen Drama. Die Nationen standen damals in engem Austausch und Wechselverkehr. So zeigt schon der nächste Schritt über Hans Sachs hinaus eine Befruchtung von außen her. Bei Jakob Ayrer, der selbst die letzten zehn Jahre seines Lebens in Nürnberg verbrachte (er starb 1605) und jenen Altmeister sehr schätzte, sind Berührungen mit den „englischen Komödianten" unverkennbar, die sich damals in Deutschland hören und sehen ließen. Sie spielten kunstfertiger, als man es bisher gewohnt gewesen war; denn sie vertheilten die Rollen nach Alter und Fähigkeit der Spieler. Und kunstmäßiger bildeten sich auch die Stücke selbst heraus. Denn man fing in England wie in Deutschland zu ahnen an, daß es — abgesehen von der geschichtlich gegebenen Handlung, wie sie z. B. in einem biblischen Gegenstande vorlag — auch eine dichterisch absichtsvolle Handlung geben könne, mit einem Aufbau, der die inneren Motive in ihrer Wirksamkeit zu zeigen sucht.

Helfen mochte dazu auch die Novelle. Sie ist ja so recht eine Begleiterscheinung des neueren Lebens, und keine unerfreuliche. Und in ihrem Wesen liegt es, eine jener Unergründlichkeiten, an denen das menschliche Seelenleben so reich ist, zu zeigen und gewisse von dort aus entstehende Verwickelungen anmuthig wieder aufzulösen. Man versteht, wie ein dramatisches Feuer sich aus solchen Erzählungen Nahrung holen konnte. Schon Hans Sachs hatte novellistische Stoffe gern ergriffen. Wie Jakob Ayrer und Shakespeare ihren Dramen zum Theil ganz dieselben Novellen zu Grunde gelegt haben, ist anziehend zu beobachten. Wie Andreas Gryphius die Entstehung seines Stückes Cardenio und Celinde erzählt, das ist

ſelbſt Novelle. „Als ich von Straßburg zurück in Niederland gelanget und in Amſterdam bequemer Winde nacher Deutſchland erwartete, hat eine ſehr werthe Geſellſchaft etlicher Freunde mich zu einem Panquet (Bankett), welches ſie mir zu Ehren veranſtaltet, gebeten. Als bei ſelbem man auf Erzählung unterſchiedener Zufälle gerathen und damit einen ziemlichen Theil der Nacht verzehret, hab ich mich entſchloſſen, Abſchied zu nehmen und in mein Wirthshaus zu eilen. Meine Liebeſten wollten nicht unterlaſſen, mich durch die ſo weite Stadt zu begleiten, und geriethen, ſobald ſie auf die Gaſſen kommen, wieder auf ihr voriges Geſchichtgeſpräch, dabei mir auf ihr Anhalten Anlaß gegeben (war), den Verlauf dieſer zwei unglücklich Verliebten zu erzählen. Die Einſamkeit der Nacht, die langen Wege, der Gang über den einen Kirchhof und andere Umſtände machten ſie ſo begierig aufzumerken, als fremde ihnen dieſes Begebniß, welches man mir in Italien vor eine wahrhafte Geſchicht mitgetheilet, vorgekommen, daß ſie auch", kurz, die Niederſchrift verlangten. Es ſei dann nur eben nicht die begehrte „Geſchichtbeſchreibung" daraus geworden, ſondern er habe jenes Spiel „aufgeſetzet". Es iſt ein merkwürdiger Mann, dieſer Andreas Gryphius, den man ja den Vater des deutſchen Trauerſpiels genannt hat, ein echter Vertreter des 17. Jahrhunderts, aber nach der guten Seite hin. Einen modernen Menſchen kann man ihn nennen, weil ſeine Erſcheinung bewußt oder unbewußt für das Recht der Perſönlichkeit eintritt. Einem ſo feurig perſönlichen Geiſte konnte damals, wenn er den Drang des Schaffens fühlte, gewiß das Drama naheliegen, und zwar das pathetiſche Drama oder, wie er es nannte, das Trauerſpiel. Denn das Allgemeine, was vor ihm wie den Zeitgenoſſen vorüberging, war erſchütterndes Weltdrama; und das Pathos ſeiner eigenen Lebensſchickſale wirkt noch auf uns, wenn wir ſie erzählt bekommen. „Indem unſer ganzes Vaterland ſich nunmehr in ſeiner eigenen Aſchen verſcharret und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt, bin ich befliſſen, dir die Vergänglichkeit menſchlicher Sachen in gegenwärtigen Trauerſpielen vorzuſtellen", mit dieſen Worten kündigte er 1646 ſein Vorhaben an. Und er ſelbſt? Als er fünf Jahre alt war, wurde ſein Vater vergiftet; mit dem zwölften Jahre hatte er auch keine Mutter mehr. Von der Schule in Glogau vertrieb ihn Feuer, von der in Frauſtadt die Peſt. Gegner, die ihm durch die kirchlichen Streitigkeiten erwuchſen, verfolgten ihn. Als ihm auch noch Bruder und Schweſter ſtarben, fiel er in eine tödtliche Krankheit. „Nie war mir ein Tag ohne Angſt beſchert". Erſt ſein ſpäteres Leben geſtaltete ſich freundlicher. Nun iſt es freilich wahr, die Perſonen, die in ſeinen Dramen handeln, ſind zugleich Redner. Mit der inneren Bewegung geht ein gut Stück Rhetorik Hand in Hand. Die Zeit ſchätzte nun einmal das Redenkönnen, und gut Reden-

können, aufs höchste; man denke an die Ziele, die sich die gelehrten Schulen setzten! Auch stand Gryphius als Schlesier noch besonders unter Opitzens Einfluß; und lag nicht in dem echt-opitzischen Satze, daß sich die Sprache des Trauerspiels „über die gemeine" erheben müsse, eine richtige Erkenntniß? Es muß nur das Pathos der Sprache oder, um mit Gryphius zu reden, es müssen „die hitzigen und stechenden Worte" aus den inneren Vorgängen hervorwachsen, müssen ihr nothwendiger Ausdruck sein, daß Jeder fühlt: solche Willensspannung, solches Leiden spricht so. Und nun mag es wol bei Gryphius sein, daß die Lage, in die er seine Helden kommen läßt, den energischen Ausdruck ihrer Gedanken und den Wurf ihrer Sentenzen nicht immer rechtfertigt: Unwahrhaftigkeit wird es bei ihm nicht, weil, wenn nicht seine Helden, so doch er selbst von der inneren Bewegung erfüllt ist.

Wo bin ich? Faul ich schon in einer finstern Gruft?
Trägt mich die Erde noch? Zieh ich noch frische Luft
In die erschreckte Brust? Ich schau den Himmel zittern,
Ich schau der Sternen Heer blutrothe Strahlen schittern.
Wo bin ich? Ist's ein Traum, heischt mich der Richter vor?
Klingt seine Rechtsposaun durch mein erschälltes Ohr?
Ach Gott, der Götter Gott! geh ich noch in der Zeit?
Beschleußt mich schon das Ziel der langen Ewigkeit? . . . .
Da sah ich und erblaßt' — als ich in Schwindel stürzte
Und Ohnmacht mir zugleich so Furcht als Athem kürzte.
So fällt ein Rittersmann, der vor dem Feinde steht,
Wann ihm das heiße Blei durch Brust und Rücken geht . . .
Nachdem sich mein Geblüt anfangen zu bewegen
Und ich gleich als erweckt die Glieder konnte regen,
Zwingt mich das Traur-Gespenst (wie rasend es sich wittert,
Wie es den Bogen spannt, wie es den Pfeil erschüttert),
Zu denken, wer ich sei! auf welcher Bahn ich steh,
Wie alle Pracht der Welt in Eitelkeit vergeh!

* * *

Es mag sich hieran eine kurze Erwähnung des Schuldramas schließen. Kurz, denn es nimmt wol in der Sittengeschichte eine wichtige Stelle ein, gehört aber nur zu sehr geringem Theile ins Schatzhaus der Nationalliteratur. Es versteht sich, daß es von Haus aus lateinisch war. Hatte die gelehrte und patriotische Nonne Hrotsuith von Gandersheim im 10. Jahrhundert Christenthum und Antike dadurch zu verbinden gesucht, daß sie christlichen Legendenstoff in die Formen des Terenz'schen Lustspiels goß, so war es Art und Recht des späteren Humanismus, wieder auf den Terenz selbst zurückzugehen. Ueber die Bedenken wegen seines oft unzüchtigen

Inhalts — multi corruptelam morum esse putant — setzten sich Schulmänner wie Johannes Sturm wol zu leicht hinweg. Es gab aber auch Stücke, die für den Zweck der Aufführung durch Schüler und Studenten geschrieben wurden, von Wimpfeling, von Reuchlin, Kirchmeyer, Frischlin. Mittwochs nach der Repetition und Sonntags nach der Kirche sollte in Zwickau gespielt werden, gewiß nicht allemal vor geladenen Zuschauern; in Magdeburg dreimal des Jahres: einmal lateinisch vor den Schulherren, einmal deutsch vor dem Rathe, ein drittes Mal, natürlich auch deutsch, unter freiem Himmel für Jedermann. Lateinisch, denn ein Hauptzweck war dabei die Uebung im Gebrauch eines fertigen Gesprächs- und Disputirlateins. Deutsch, denn man wollte, wie wir schon bei Luther hören, auch den Eltern allerlei Beherzigenswerthes mit vorführen. Die Handlung anlangend, so hatte man dabei etwas Praktisch-Erziehliches im Auge: es wird hier den jungen Knaben „vorgehalten aller Dignitäten Grad, Aemter und Gebühr, wie sich ein Jeglicher in seinem Stande halten soll im äußerlichen Wandel, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebühre, wohl anstehe" ꝛc. (Luther). Wir hören die vollmundige und stelzengeherische Sprache des 17. Jahrhunderts, wenn das Christian Weise, der im Jahre 1708 verstorbene Rektor zu Zittau, so ausdrückt: man will durch solche Aufführungen „die Schüler stracks einen Schritt in das gemeine Leben thun lassen, damit sie wie die jungen Adler allgemach zu dem Lichte der hellen Sonne mitten in dem Schatten angewiesen werden". Christian Weise, er ist es nun eben, der der Muttersprache im Schuldrama breiten Raum verschaffte, während die lateinische Komödie namentlich in den Jesuitenschulen weiter gepflegt wurde. Dabei ist eine gewisse Lebendigkeit anzuerkennen. Aber wenn fast kein Verhältniß des Lebens übrig bleibt, über das er in seinen Stücken die Schüler nicht reden ließe, so vermissen wir mit Schmerz die wahre sittliche Würde des Erziehers, wie wir bei den selbstwegwerfenden politischen Ansichten, die er auskramt, ein tiefes Bedauern empfinden.

Wir sind mit Weise's Ausgang schon über die Schwelle eines neuen Jahrhunderts getreten: was war unterdessen, neben diesen Schulübungen, aus dem Drama in Deutschland geworden? Auch hierüber müssen wir kurz sein; denn von wahrer Poesie war fast nichts mehr zu spüren. Mit den Blut- und Schauerstücken der zweiten schlesischen Schule (Hofmann von Hofmannswaldau, gestorben 1679, und Lohenstein, gestorben 1683; Dramatiker war nur der letztere) war an die Stelle der rednerischen Kraft und Pracht, die wir bei A. Gryphius sahen, „ein fortwährendes Gebell, ein endloses niedriges Fluchen getreten; jeder Ausspruch klingt nach Läster, Fluch und Dräuen" (Gervinus). Das personifizirte Asien läßt Lohenstein z. B. so rufen oder vielmehr brüllen:

Ha Bluthund, ha unmenschlichs Mensch, verzweifelter Tyrann!
Durchteufeltes Gemüth, Erzmörder Soliman!
Erzmörder! ach, hab ich
Dich Tiegertier, dich Wurm, mit meiner Milch gesogen?
Hab ich dich, Drache, mich zu fressen auferzogen?
Blitzet, ach blitzet, ach Wolken, und machet
von den umfesselnden Lastern mich los!
Donner, ach Donner, zerschlag und zersplitter
jedes in einen zertrümmerten Kloß!

Man sieht schon an der künstlichen Versart (wie ja der Alexandriner selbst eine solche ist), daß hier für das ungelehrte Volk nichts mehr zu holen war. Und zum Glück! Was hätte es sich von einem Theater nehmen können, dessen Dichter, durch neueste welsche Vorbilder verführt, immer wieder auf solche Stoffe verfiel, in denen Grausamkeit und Wollust um den Vorzug eiferten? Traurig genug, daß deutsche Herzoginnen sich solche Sachen widmen ließen. Ja wenn nur sonst für das Volk gesorgt gewesen wäre, seit die geistlichen Spiele mehr und mehr zurücktraten und die Hans-Sachsische Komik von den Gebildeten ins alte Eisen geworfen worden war! Andreas Gryphius hatte mit seinen „Scherzspielen" leider keine Nachfolger gefunden. Wie lebensvoll und im poetischen Ziele edel ist seine „Geliebte Dornrose" gehalten! Alle Stände konnten sich daran freuen. Vor Fürsten wurde das Stück von Bürgern aufgeführt. Aber die Kluft zwischen Höheren und Niederen erweiterte sich. Das Drama der Gebildeten wurde mehr und mehr die Oper mit ihren gewerbsmäßig angefertigten Texten (anders die Musik, es waren Bearbeitungen von Händel dabei!) und ihrem ungeheuerlichen Sinnenprunk. Und das Volksdrama? Nun, die Haupt- und Staatsaktion war von Haus aus nicht zu verachten. Sie war das auf die Volksbühne gebrachte Heldendrama der schlesischen Schule. Die mit Goldpapier verbrämten Könige „erscheinen trübe und traurig und philosophiren über die Schwere des Regierens, und tugendhafte Prinzessinnen sind erhaben verliebt in einen der Generäle" (Horn). Stand das Volk sonst nur immer wie im Thale, ausgeschlossen vom Verständnisse der hohen politischen Vorgänge, unter denen es doch oft genug zu leiden hatte: hier auf seiner Bühne wenigstens wollte es einmal sehen, wie Kabinetintriguen gesponnen, Niedrige erhöht und Mächtige gestürzt werden. Das Stück „Karl der Zwölfte vor Friedrichshall, eine Haupt- und Staatsaktion" verdankte Entstehung und Theilnahme den Fragen, die ein räthselhaftes Zeitereigniß in allen Gemüthern aufgeregt hatte. Es wurde etwa 1720 aufgeführt, nachdem der große schwedische König 1718 gefallen war.

Erlaube mir doch, unparteiisches Europa, daß ich meinen bishero mit Blut und Leichen, Glück und Unglück geführten Lebenslauf in etwas entwerfen möge. Meine Education war sehr sorgfältig, die heranwachsenden

Jahre aber voller Fatalitaet, indem mein Leben vom 20. Jahre an eine beſtändige Campagne genennet werden kann. In meinen Adern regte ſich das Geblüt eines anderen Alexanders, ſodaß ich Luſt hatte, die Siegeszeichen meiner Tapferkeit in mehr als einer Welt aufzuſtecken . . . Und nunmehr iſt der Marſch auf Friedrichshall beſchloſſen . . . Geſetzt, ich verlör die Campagne, es iſt dergleichen wohl eher geſchehen . . . Faſſe dich, Carl, der Himmel wird dich zu behüten wiſſen . . . Wer war ich nach der unglücklichen Bataille bei Pultava? Ein König außer ſeinem Reich, ein Commandeur ohne Volk und ein Soldat ohne Waffen. Wer bin ich denn jetzo, da ich meinen Degen wieder aus der Scheide ziehe und meinen Feind verfolge? Ein Löwe, welcher faſt ſeiner Stärke beraubt geweſen, nunmehro aber ſich wieder erholet und nach ſeinem Raube brüllet . . .

Es iſt mein Krieg gerecht, drum fürchte ich mich nicht,
Weil ſelbſt mein Schöpfer mir die Bahn zum Siege bricht.

Man ſieht, es fehlt weder an dem Bombaſt „großer, heldenmüthiger" Redensarten noch an dem, was Goethe die „trefflichen pragmatiſchen Maximen" genannt hat, „wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen" (zum Puppentheater ſtieg ſchließlich die Haupt- und Staatsaktion herab).

Noch eins aber: das Volk wollte neben dem Hochtrabenden das Gemüthlich-Alltägliche, es wollte ſich ſelbſt mit den trockenen Späßen des Werktaglebens auf ſeiner Bühne ſehen. So erſcheint in dieſen Stücken mit breitem Lächeln Hans Wurſt mitten unter den Potentaten und ſtellt ſich dreiſt neben die majeſtätiſchſten Geſchicke. Was in Wirklichkeit unmöglich war, mußte doch die Poeſie, wenn man das noch ſo nennen will, geſtatten: nahe und vertraulich blickte dieſer Vertreter des Volkes in die nachgeahmten großen politiſchen Anzettelungen hinein. Mochten die geſchichtlichen Vorgänge und Verhältniſſe in Wahrheit oft ganz anders ausſehen, als der gemeine Mann verſtand und verſtehen konnte, was ſchadete das. Hans Wurſt flocht zwiſchen das, was als erhaben empfunden werden ſollte, ſeine lächerlichen Einfälle. Hat doch Shakeſpeare gezeigt, welcher höchſten Wirkung dieſer Gegenſatz fähig iſt. In Deutſchland gab es nach dem dreißigjährigen Kriege wandernde Truppen „hochdeutſcher Komödianten", die ſchon durch die gelehrte Herkunft ihrer Mitglieder ein gewiſſes Anſehen behaupten konnten, z. B. die des Magiſter Veltheim. Hier mag ſich auch das Spiel der luſtigen Perſon (ihre Rolle wurde meiſt gar nicht aufgeſchrieben) noch auf einer gewiſſen Höhe gehalten haben. Aber furchtbar raſch ging es abwärts. Jene beſſeren Truppen zerfielen. Die neu entſtehenden machten ſich die Gunſt der ſchauluſtigen Menge durch immer größeres Entgegenkommen gegen das Niedrige ſtreitig. Der Hanswurſt wurde mehr und mehr die Hauptperſon; und ſeine Ungezogenheiten ſchmeckten immer mehr nach der Gaſſe. Zuletzt —

„ein wüstes, formloses Chaos, eine trübe, wirbelnde Fluth, aus der man nichts mehr vernahm als das Stampfen und Knirschen der Helden- und Tyrannenspieler und die pöbelhaften Witze des Hanswurst“ (Prutz).

Und so hatte Gottsched wol nicht Unrecht, als er das Drama der Deutschen in seine pedantische Schule nahm. Einer solchen Verwilderung gegenüber war fürs erste der Korporalstock am Platze. Daß im Jahre 1737 die Neuberin auf ihrer Bühne in Leipzig, dem Betreiben des Professors folgend, eine förmliche Verbannung des Hanswursts in Szene setzte, ist nicht die Hauptsache. Wichtiger ist, daß diese „königlich-polnische und kurfürstlich-sächsische“ Bühnenvorsteherin, Friederike Karoline Neuber aus Zwickau, auf den Gedanken Gottsched's, die deutsche Schaubühne nach Form und Inhalt zu veredeln, bereitwillig einging. Und noch wichtiger ist, daß sich der berühmte Gelehrte des Zustandes des Theaters so annahm! Noch gab es also große Gebiete, in denen man nicht daran dachte, sich auf einen aristokratischen Standpunkt zu stellen! Die Oper that Gottsched den Gefallen, von selbst an Uebersättigung einzugehen, bis sie Gluck erneuerte. Was er aber den Deutschen geradezu gab, das war ein steifes ernstes Schauspiel nach dem Muster der Franzosen. Er schuf dafür in zehn Jahren ein vollständiges Repertoire (Der sterbende Cato ꝛc.), eine ganz neue Literatur (von ihm selbst zusammengestellt als „Deutsche Schaubühne“, sechs Bände). Um dem Bedürfnisse nach einem besseren Lustspiel zu genügen, griff er, von seiner Gattin unterstützt, mit Geschick vor allem nach den Stücken des Dänen Holberg.

Eine merkwürdige Zeit und ein wenig erquicklicher Gang der Geschichte! Kaum finden wir einen Faden, an dem wir uns durch die Erscheinungen jener unpoetischen Jahrzehnte wenigstens sittengeschichtlich hindurchfinden können. War es wie heute, daß sich wahrhaft Poetisches und Künstlerisches so schwer gestalten konnte, weil es innerlich so Schweres zu verarbeiten galt? Die Schwäche der Reichsregierung und dagegen in Frankreich aufsteigend der Stern eines nie gesehenen, fast Gottheit für sich in Anspruch nehmenden Fürstenabsolutismus! Welchen schweren Stand hatten auf dem Katheder die Vertheidiger der alten Formen des Kaiserthums, die „Cäsarianer“, gegenüber einem rücksichtslos geißelnden Pufendorf! Die Besiegung der Türken, die Thaten des großen Kurfürsten, die Schlacht bei Höchstädt im Erbfolgekriege, das Auftreten Karl's XII., alle diese Ereignisse bewegten das Volksgemüth und zeigten infolge dessen auch in der Literatur ihre Spuren; aber sie änderten vorläufig noch nichts im allgemeinen Zustand. In passivem Widerstand, in inwendig ausharrender Geduld mußte Schmerz und Zorn sich verkochen, als es der jesuitischen Propaganda gelungen war, das kursächsische Fürstenhaus auf ihre Seite zu

ziehen, und loderte nur vereinzelt in Männern wie Valentin Ernst Löscher mächtig auf. Die strenge lutherische Kirchlichkeit, deren Hüter die Lehrer auf den Universitäten, die Verfasser der großen, lückenlos logischen Systeme, waren, sie vertrug sich bei diesen Männern oft mit einem unschönen Zank- und Verkleinerungsgeiste; aber sie gab den Beweis innerer Lebendigkeit in solchen für alle Zeit ehrwürdigen Gestalten, wie es die Gemahlin August's des Starken, die Dulderin Christiane Eberhardine war, die „Betsäule Sachsens". Welche sittlich zersetzenden Mächte müssen aber gleichzeitig thätig gewesen sein, wenn ein August der Starke doch möglich war. Und welche innere Arbeit muß nun bei Ernstgesinnten durch solche Gegensätze hervorgerufen worden sein! Es waren aber noch weitere innere Aufgaben durchzuleben. In der Naturwissenschaft gaben Kepler, Galilei, Newton ganzen Geschlechtern zu thun. In der Philosophie rang das echt deutsche Verlangen, eine Weltanschauung festhalten zu dürfen, deren Mittel- und Ausgangspunkt der lebendige Gott sei, gegen die erbarmungslose Ruhe einer blosen Denkeinheit bei Spinoza wie gegen die witzige Schärfe eines Bayle und die das Evangelium bekämpfenden „natürlichen" Lehren des englischen Deismus: Musäus, Buddeus und vor allem Leibniz. Denken wir an Spener, an Aug. Herm. Francke, an Zinzendorf, so stehen uns große, das Seelenleben der Zeit tief in Thätigkeit setzende Bewegungen vor Augen. Sie wurden auch zur That nach außen, in der Mission. Sie wirkten im Poetischen: geistliche Lieder des Arztes Chr. Friedr. Richter. Einer aber ist es, bei dem nicht blos das Leben oft genug Drama war — er nahm in den kirchlichen Kämpfen seine Stellung für die strengen Lutheraner gegen die Pietisten —, sondern dessen Kunstschaffen, wie schon erwähnt wurde, geradezu der Geschichte des Dramas angehört. Er kann uns mit dem Eindrucke entlassen, daß es auch in jener Zeit möglich war, sich im Frieden mit Gott, in der Freude an den unerschöpflich tiefen Gedanken seiner Gnade, über alles Lähmende und Verwirrende zu erheben. Es ist Johann Sebastian Bach.

---

8. Die Vorboten des Aufschwungs.

Er mußte nicht kommen, der Aufschwung. Immer wieder, so scheint es uns, muß eine Auffassung abgewehrt werden, die auf den Gang der Geschichte mechanische Gesetze anwendet, als müsse auf einen Pendelschlag nach links ein solcher nach rechts folgen oder auf einen Tiefpunkt das Aufsteigen zu einer Höhe. Warum fand sich

für die griechisch-römische Welt die Möglichkeit nicht, das zum Verfall Niederziehende zu überwinden? Andere Gesetze walten freilich in der nachchristlichen Welt als in der vorchristlichen. Ganz neue Mächte sind hier thätig. Aber wenn damit die Möglichkeit einer Erhebung für die Personen fort und fort verbürgt ist, so lassen sich doch keine naturgesetzlichen Nothwendigkeiten aussprechen. Die Freiheit, ihr Gebrauch oder Nichtgebrauch, ist mit im Spiele. Und ebenso für die Geschlechter, die Völker. Man kann nur sagen: wenn ein höherer Wille den Deutschen noch eine Aufgabe zugedacht hatte, so mußte ein Aufschwung kommen. Geschichtliche Fügung mußte ihn begünstigen; und ein allgemeines Wollen mußte in dieser Richtung gehen. Und er kam.

Ein erster Vorbote war, daß das Gefäß für künftige große Gestaltungen zubereitet wurde, die Sprache. Wie merkwürdig, daß Luther's Sprachmeisterschaft die Zeitgenossen nicht bestimmt hatte, sich auch für die wissenschaftliche Darlegung auf die Muttersprache zu besinnen! Exegetisches ꝛc. schrieb er ja selbst lateinisch. Man war wol noch zu sehr von dem Gedanken durchdrungen, daß der Gelehrte als solcher nicht Deutscher, Franzose ꝛc. sei, sondern einer über den Nationen stehenden gelehrten Republik angehöre, daher auch eine internationale Sprache schreiben müsse. Mittelalter und Humanismus waren hierin nicht verschieden gewesen; nur hatte der Humanismus an die Stelle der weltumfassenden Scholastik das der Welt angehörende neue Poeten- und Gelehrtenthum gesetzt. Nun, mit M. Opitz erwachte ja bei uns der Wetteifer, es auch im Gebrauche der Muttersprache den anderen Völkern gleichzuthun, die eben doch mehr und mehr ihrer selbst so bewußt geworden waren, daß sie als Franzosen französisch zu schreiben anfingen ꝛc. Man denke nur an Arnauld, Pascal, Bossuet! Aber es blieb in Deutschland noch lange, lange bei Ausrufungen und Wünschen. „Es stehet zu bedenken — so erinnerte Ratichius, der pädagogische Reformer —, wie die Künste und Fakultäten an keine Sprachen gebunden ... Kann ein Philosoph in griechischer und lateinischer Sprache seine Philosophie lehren und vertheidigen, was soll ihm dann mangeln, solches in hochdeutscher Sprache zu thun?“ Gewiß, einst hatten wir ja eine Philosophie in mittelhochdeutscher Sprache: die Mystik des 14. Jahrhunderts! Kein noch so geistiger Begriff, keine noch so kühn zum reinsten Gedanken hinansteigende Vorstellung, für die nicht Meister Eckhart, der Riese unter diesen innigen deutschen Denkern, die entsprechende deutsche Hülle gesucht hätte. Und vielfach fand er sie in rein mustergiltiger Weise; ja manche seiner Prägungen wurden schlechtweg unverlierbar: Worte wie übersinnlich, Ichheit, Persönlichkeit sind in das philosophische Reden unserer Tage wieder aufgenommen worden, und wie könnten sie da entbehrt werden. Aber das war vor dem Humanismus. Jetzt sah

es anders aus. Beredsamkeit, dieser Satz war jetzt festgewurzelt, kann und muß gelernt werden. Man muß die Regeln von den bewährtesten Mustern ableiten, von den Alten. Aber diese Regeln nun auf den Gebrauch der Muttersprache in der Prosa anzuwenden, das war leichter gesagt als gethan. Lateinisch schrieb Pufendorf, der Staatsrechtslehrer, der Geschichtschreiber des großen Kurfürsten, mit Kraft und Glanz; zu seiner inneren Erregtheit paßte das lateinische Pathos. Er schrieb also in Wahrheit gut nicht wegen der Regel, sondern trotz der Regel. Warum aber fiel er sofort heraus, wo er deutsch zu schreiben versuchte? Weil die Muttersprache die Forderung mit sich bringt, sich so zu geben, wie man sich in gehobenen Augenblicken auch zu Hause gibt. Da mußte also erst die gesammte Lebensluft wieder eine andere werden. Und langsam bereitete sich dies vor. „Es ist die Weisheit an keine Sprache gebunden", wiederholte Johann Balthasar Schuppius, der lutherische Pfarrer († 1661). Er schrieb in seinen Ermahnungen und Vorschlägen für die Besserung des öffentlichen Lebens ein recht lebendiges Gesprächsdeutsch; man hat ihn als Stilisten den Lessing des 17. Jahrhunderts genannt. „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben" und „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" — das sind die Titel zweier Schriften, die man in dem Nachlasse des großen Leibniz fand. Was er veröffentlicht hatte, das war lateinisch oder französisch geschrieben gewesen; und nun dieser Einblick in das, was er als Patriot eigentlich wünschte und selbst versuchte! Und was man in diesen Versuchen vor sich sieht, das Ringen nach (wie es Heinr. Rückert gewiß richtig bezeichnet hat) reifer Sachlichkeit des Ausdruckes, bald führte es nun zum Ziele. Nicht lange, so hat sein Schüler Wolff deutsch philosophirt, hat Mascou die neuere Geschichtschreibung in deutscher Sprache begründet. Wie Thomasius für das Recht des Deutschen als der ebenbürtigsten Katheder sprache eintrat, das erwähnten wir schon. Die im Jahre 1694 gegründete Universität Halle, wie nachher Göttingen, es waren Stätten der Wissenschaft, an denen von vornherein deutsch gelehrt wurde. In welcher deutschen Sprachgestalt? In der, die unterdessen eine neuere, bewußte grammatische „Regelung" erfahren hatte, wie sie im Ganzen noch für uns maßgebend ist. Seit Schottel (1663) und noch bestimmter Bödiker (1690) gibt es Festsetzungen für den Formbestand wie die, daß wir nicht sagen sollen „er hat uns ihm auserwählt", sondern „er hat uns sich auserwählt", nicht „denen Franzosen muß der Raub weggezogen werden", sondern den Franzosen; seit jenen Grammatikern gilt es als ausgemacht, daß wir die Schärfung der Endung „in" nur in der Mehrzahl auszuschreiben haben: Königin, aber Königinnen. Und ein großes Verdienst hat nun auch hier Gottsched: er hat

durch sein Ansehen das katholische Oberdeutschland, das sich mehr und mehr wieder gegen das „lutherische" Deutsch ablehnend gestellt hatte, dafür erschlossen. Eine Reise nach Wien hatte zur Folge, daß seine Lehrbücher dort eingeführt wurden. Seine hölzerne Art verleugnete er freilich auch in diesen Lehrbüchern nicht: in Sätzen wie „der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen" rügte er eine „verwegene Versetzung"; es müsse heißen „ein an den Wasserbächen gepflanzter Baum".

Ein weiterer Vorbote war das Aufkommen eines selbständigeren Geschmackes und das Hervorwagen eines sachlichen Geschmacksurtheils. Es knüpft sich dies an die Geschichte des Wortes „Geschmack" selbst. Daß man es vom rein sinnlichen Gebrauch beim Essen und Trinken auf Annehmen oder Ablehnen des in Kunst und Dichtung Angebotenen übertrug, war etwas Neues. Rudolf Hildebrand hat gezeigt, daß sich eben hiermit ein reiferer Muth geltend machte, ein Lösen von mächtigen Modeurtheilen. Mag ich meine Gründe, warum ich den Lohenstein'schen Schwulst nicht mehr erträglich finde, angeben können oder nicht, so hat um 1707 jemand zuerst gesagt, ich sage mich von dieser Art los; denn „sie schmeckt mir nicht!"

Die teutsche Dichtkunst war veracht,
Sie suchte sich zu bunt zu kleiden; . . .
Doch der Geschmack und die Natur
Fieng an sie edler auszuzieren ꝛc.

„Kritik" wurde das Losungswort eines neuen Geschlechtes Kritik, sie sollte eben nichts anderes sein als — nun eben doch schließlich die Rechtfertigung in jedem einzelnen Falle, warum einem etwas schmecke oder nicht. „Man ist gänzlich der Meinung, daß, was die französische Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, meistentheils daher rühre, daß sobald nicht ein gutes Buch ans Licht kommt, daß nicht demselben eine sogenannte critique auf dem Fuße nachfolgen sollte, worin man die vom Verfasser begangenen Fehler sittsamlich und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerkt". Man beachte, wie schwer sich jene oft in den häßlichsten persönlichen Ränken erstickende Zeit einen sachlichen Tadel ohne persönliche Kränkung denken konnte. Aber der Muth zur Kritik fand sich nun wirklich. Ja, man schuf sich eine ganz neue Stätte für die Ausübung des ästhetischen Richteramtes („ästhetisch", dies bekanntlich auch einer der neueren Zeitbegriffe): die in regelmäßiger Folge erscheinenden Zeitschriften, die sogenannten moralischen Wochenschriften, wurden eine Macht, die man, und zwar in lobendem Sinne, nicht hoch genug anschlagen kann! Ueber ihre sittengeschichtliche Bedeutung im allgemeinen vielleicht später noch ein Wort; hier nur, wie sie der Sprechort wurden, um dem Urtheil der bürgerlichen Kreise — und zwar insbesondere auch den

leſenden Frauen! — die von den Führenden für richtig gehaltene Richtung anzuweiſen. Im Ganzen löblich, erfreulich, gut!

> Die Unſchuld ſitzt dabei; ſie ſchreibt und läßt uns leſen,
> Was klug, was ungereimt, was lachenswerth geweſen.

Und nicht einmal blos rationaliſtiſch, wie der eben hier entbrennende Kampf Gottſched's mit den Schweizern zeigt. In den Jahren 1721—1723 erſchien in Zürich eine Zeitſchrift mit dem Titel „Discourſe der Mahlern"; die Verfaſſer unterzeichneten nämlich als Rubens, Holbein ꝛc., ſie wollten Maler der Sitten ſein und wollten wol erſt Erfahrungen machen, ob es gerathen ſei, ſich zu nennen. Man wußte bald, daß die Herausgeber eben zwei angeſehene Züricher waren: der Rathsherr Johann Jakob Bodmer und der Profeſſor Johann Jakob Breitinger. In Deutſchlands Mitte ließ Gottſched ſeit 1725 „die vernünftigen Tadlerinnen" erſcheinen (es ſei beachtet: Frauen! Tadeln wird Ueberſetzung von Kritiſiren ſein ſollen). In Niederdeutſchland hatte eine große Bedeutung der ſeit 1724 in Hamburg herauskommende „Patriot". Kleine Plänkeleien zwiſchen Zürich und Leipzig gab es ſchon hie und da. Da kam das Jahr 1740. Vier Arbeiten von Bodmer und Breitinger traten nacheinander hervor, die alle der Aufgabe der Kritik gewidmet waren: „kritiſche Abhandlung über die Natur der Gleichniſſe", „kritiſche Abhandlung vom Wunderbaren in der Poeſie" ꝛc. Hier waren Sätze ausgeſprochen, die einen bloſen Vernünftler zur Verzweiflung bringen mußten. Die Alten haben treffliche Werke hervorgebracht, ohne vorher Kunſtbücher geſchrieben und Regeln aufgeſtellt zu haben. Sie beobachteten vielmehr, welche Gegenſtände eine gewiſſe beſtändige Wirkung auf das Gemüth hervorbrachten, und gaben ſich Rechenſchaft über die Gründe dazu. Das Anregende zu ſeinen Vorſtellungen ſucht der Dichter außerhalb der ſchlecht wirklichen in einer möglichen Welt, um die Einbildungskraft anmuthig rühren, um das Herz in lebhafte Bewegung ſetzen zu können. Denn ein frei gewordener Geiſt iſt ebenſowol nothwendig, um ein ſchönes Werk aufzunehmen wie um eines zu ſchreiben. Das Schöne iſt ein leuchtender Strahl des Wahren, der mit ſolcher Kraft auf Sinn und Gemüth eindringt, daß wir uns nicht erwehren können, ihn zu fühlen. Wir haben aus allen dieſen Gründen den Homer höher zu ſtellen als den Virgil; eben von Homer's Gleichniſſen iſt die Rede. Das war nun freilich eine Anſchauung, die Gottſched als das Entgegengeſetzte von dem empfinden mußte, was er bis dahin wie das Heiligthum ſeines Lebens an- und ausgebaut hatte. Man werde aus Bodmer's „kritiſcher Dichtkunſt" „weder eine Ode noch eine Cantate, weder ein Schäfergedicht noch eine Elegie ... machen lernen", ſo warnte er; ihm war eben wirklich die Technik das Ganze der Poetik! Und als im

Weiteren die Schweizer für Milton's „verlorenes Paradies" als dem Quelle wahrer Dichtung entstammend eintraten, während er doch mit Voltaire verkündet hatte, daß solches Dichten allen Regeln zuwiderlaufe und folglich unerlaubt sei, da war der Bruch offen und die Hohnreden flogen. Was dem Fasse den Boden ausgeschlagen hat, ist bekannt: daß Klopstock unter dem Beifall der Schweizer einem Milton nachzueifern unternahm! Gottsched überlebte das Ansehen, das er so lange als Diktator der poetischen Welt behauptet hatte.

Doch noch sind wir nicht bei Klopstock; noch ist erst zu zeigen, wie sich ein erster Flügelschlag der neueren Zeit regte, wobei das, was zu etwas Neuem und Anderem hinstrebte, noch manche Züge des Alten trug. Bei Leibniz findet sich der Satz, man solle insoweit bei den Franzosen in die Schule gehen, daß man lerne, „gewandt und natürlich" zu schreiben. Man war so weit von der Wahrheit und Einfachheit abgekommen, daß dieses bescheidene Ziel zunächst ins Auge gefaßt werden mußte. Natürlichere Form und wahrerer Inhalt konnten ja Hand in Hand gehen. In diesem Sinne ist denn einiges Erfreuliche zu finden bei den Dichtern jener Zeit, die man, eigentlich nur um eine bequeme Gruppenbezeichnung zu haben, die Hofpoeten genannt hat. Es sind Ausläufer der zweiten schlesischen Schule, die sich aber von der „aufgedunsenen Lüge", wie sie bei deren Größen geherrscht hatte, frei zu halten suchten. Der Freiherr von Canitz, gestorben 1699, brachte das Geschmacksurtheil eines wirklich weitblickenden Weltmannes in die Dichtung. Hans Aßmann von Abschatz, gestorben ebenfalls 1699, ließ frische Töne hören, als der Halbgott auf dem französischen Throne immer frecher jeder noch übrigen Achtung vor dem deutschen Reiche, ja jedem Völkerrechte Hohn sprach.

1. Nun ist es Zeit, zu wachen,
Eh Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Crocodils verdirbt.
Herbei, daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Saon und Seine schicke!

2. Der Feind braucht Gold und Eisen,
Wendt Stahl und Silber an,
Der deutschen Welt zu weisen,
Was List und Hochmuth kann:
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden,
Damit euch hinterm Rücken
Die Fessel nicht bestricken.

3. Laßt Lerch und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu besiegen
Des Hahnes Prahlerei.
Er prangt mit euren Federn,
Drum müßt ihr ihn entädern,
Und jeder sich bemühen,
Das Seine wegzuziehen.

4. Wollt ihr euch unterwinden,
Zu thun was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden,
Der euch an' Reihen führt.
Laßt euch verstellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh erjagen!

Auch Gryphius den Jüngeren, gestorben 1706, finden wir hie und da zu einiger Kraft emporgehoben:

Ihr alle, die ihr noch auf Bärenhäuten lieget
Und Deutschlands Untergang mit trocknen Augen schaut,
Seid ihr durch Zauberei in trägen Schlaf gewieget? . . .
Auf denn! ermuntert euch, denkt an der Ahnen Thaten,
Denkt an die Siegespracht, die euch zu hoffen steht;
Kämpft standhaft, kämpft beherzt als tapfere Soldaten;
Denkt, daß euch Wog und Flut bis an die Seele geht.

Selbst einen Besser begeisterten die entschlossenen Thaten des Sohnes des großen Kurfürsten am Niederrhein 1689 zu wahr empfundenen Zeilen.

Seht doch den Frevel an. Uns Städt und Land verheeren (brûler le Palatinat!)
Nennt Frankreich, zum Gespött, des Reiches Ruh begehren . . .
So recht, du deutsches Volk, ihr tapfern Alemannen,
Es kostet euch nur Ernst, die Franzen zu verbannen.
So oft ihr euch am Rhein gerüstet lassen sehn,
Kann schon von Alters her kein Gallier bestehn.

Furchtbare Ironie, die Besser wol kaum empfunden hat: als ob es nicht längst schon Zeit gewesen wäre, sich zum Ernste aufzuraffen, nicht blos für das wache Brandenburg! Wir geben im übrigen diese eigentlichen Hofdichter, Besser und König, wegen des üblen sittlichen Geschmacks ihrer Dichtungen, wenn sie überhaupt so genannt werden sollen, preis und nennen aus dieser Gruppe nur noch einen Dichter, dessen Werke ein rührend wahrhaftes Geständniß eigener sittlicher Schwäche sind und dem doch eben wegen dieser Wahrhaftigkeit eine ganz eigenthümliche Schätzung nicht versagt werden kann. Es ist der 1723 mit 26 Jahren verstorbene Johann Christian Günther. Daß sein Leben so früh zerrann, war eben die Schuld einer Wildheit, die stets wieder mit Reue wechselte, wobei die Unversöhnlichkeit eines strengen Vaters noch vollends sein Herz brach. Auf Bürger hat er gewirkt, was sich bis auf die Handhabung einer neuen Versart nachweisen läßt, und auf den jungen Goethe, auf letzteren gewiß eben darin hauptsächlich, daß seine Dichtungen etwas menschlich Wahres unmittelbar widerspiegelten, kurz Selbstbekenntnisse waren.

1. Seufzer sind mein Zeitvertreib,
Brot und Trunk mischt Asch und Thränen;
Kreuz und Schwachheit biegt den Leib,
Und die Seele lechzt mit Sehnen
Wie ein matt und durstig Reh
Nach der Hilf aus Salems Höh.

2. Freunde weichen wie das Laub,
Welches Wind und Herbst verjagen;
Feinde treten mich in Staub,
Neider spotten meiner Klagen.
Alles lacht und flieht von mir,
Nur die Unruh bleibet hier.

3. Ach, wie schrei ich! ach wie viel
Werden mir der langen Nächte!
Sieht die Hoffnung gar kein Ziel,
Daß sie sich erholen möchte?
Soll, o Gott, denn meine Pein,
Wie dein Eifer, ewig sein?

Nicht ohne Bewegung kann man die Verse lesen, die er, von Beichte und heiligem Abendmahl kommend, an seinen Vater richtete: „mit dem im Himmel wär es gut — Ach, wer versöhnt mir den auf Erden?“ ...

Wer aber kommt dort mit fröhlich geröthetem Antlitz einher, den Mund von sokratischem Witze umspielt? Es ist Friedrich von Hagedorn, der Verkündiger eines maßvollen Lebensgenusses und eben deshalb der verständnißvolle Nachbildner des Horaz. Gewiß, auch die Alterthumswissenschaft hat diesem Manne zu danken; er war unter den Ersten, die dem wirklichen Leben der Alten näher traten. Die Lebensluft, die ihm aus Horaz entgegenwehte, sagten, weil er sie in einem gewissen Maße zum Elemente seines eigenen Lebens machen konnte, seine Poesien aus.

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land. Mit dir hab ich den Trieb gemein.
Uneingedenk der Stadt und ihrer Sorgen
Empfind ich hier die Freiheit und den Morgen. —
Wann werd ich einst, in unbelauschter Ruh,
Nicht so berühmt, nur so vergnügt wie du?

Ja, nur kein Ruhm, nur keine öffentliche, das Gleichmaß eines heiteren Umgangs mit Freunden störende Thätigkeit! Horaz selbst hat auch noch eine ganz andere, männlich-patriotische Seite. Diese war hier nicht vertreten, wie denn überhaupt das 18. Jahrhundert in seinem weiteren Verlaufe, von einigen noch zu besprechenden Punkten abgesehen, mehr der Ausbildung eines beschaulichen Privat- und Kleinlebens günstig zu sein schien. Genug, der natürliche Ton, den man erstrebte, feierte in den Liedern Hagedorn's und seines Kreises — man hat diesen Kreis wegen des Gegenstandes, dem er sich hauptsächlich zuwandte, Wein und Liebe, auch den anakreontischen genannt — einen seiner ersten wirklichen Triumphe. Die Leichtfertigkeit, die hier und da beigemischt ist, halten wir zum Theil für ein noch anhängendes Zöpfchen aus der schlesischen Schule. Zum Theil mag sich hierin auch einer jener Züge ankündigen, die dann die Geniezeit in ihren Anfängen kennzeichneten. Noch bei dem jungen Goethe meinen wir dies Beides vereinigt wirksam zu finden.

Wir erinnern noch daran, wie gewandt und munter sich Hagedorn auch als Fabeldichter bewegt hat. Daß man unter „Fabel“ in sehr weitem Sinne auch lehrhafte Erzählung, Schwank u. dgl. verstand, das geht schon in das 16. Jahrhundert zurück. Es ist wirklich eine köstliche Linie volksthümlicher Erzählerlust in sittlich aufbauendem Sinne, die neben den Höhen der Literatur hin durch alle Jahrhunderte geht. In der mittelhochdeutschen Zeit sich nachweisbar anspinnend, wird sie von dem ausgezeichneten Johannes Pauli („Schimpf und Ernst“, d. h. Spaß und Ernst), von Erasmus Alberus und Burkard Waldis aufgenommen und setzt sich fort zu Hagedorn hin, zu Gellert, Lichtwer, Lessing, bis sie mit Hebel eine ganz neue Kraft gewinnt, erfrischt und verstärkt aus neuen Stoffquellen. Für Hagedorn selbst sei nur auf „Johann den muntren Seifensieder“ hingewiesen, der sich, in anderem Gewande, auch schon bei Burkard Waldis findet.

Denken wir nun einmal an den jugendlichen Schiller. Wer war es, der aus seiner Seele den Funken schlug, daß, was in ihm Anlage war, die Richtung auf das Sittliche und männlich Edle, Freudigkeit gewann, das wirklich Beherrschende seines Lebens zu werden? Man wird an Klopstock denken; ohne ihn kein Schiller, gewiß. Aber das sittlich Gedrungene einer reifen, auf das Höchste gerichteten Persönlichkeit trat unserem Schiller schon in einem Aelteren, in Albrecht von Haller entgegen. In Schiller's Jugendwerken wird Haller kaum anders als „der große Haller“ genannt. Das ist begreiflich. Schiller bildete sich zum Arzte aus, schrieb Abhandlungen über Prüfungsfragen, die sich auf dem Grenzgebiete zwischen ärztlicher Wissenschaft und Philosophie bewegten. Und Haller? Ihn nennt noch heute die Wissenschaft als den Begründer der neueren Physiologie, als großen Botaniker. Zugleich aber hatte er in seine Dichtungen die ganze Kraft eines mit den schwierigsten Begriffen ringenden Denkers gelegt. Seine Verse, wie das Bruchstück „über die Ewigkeit“, können nicht anders als uns mit Ehrfurcht vor dem Dichter erfüllen; denn sie lassen uns hineinblicken in ein ebenso mannhaft entschlossenes wie kindlich zartes, sich den Schauern der übersinnlichen Welt tief aufrichtig öffnendes Herz.

Ihr Wälder, wo kein Licht durch finstre Taunen strahlt
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt!
Ihr hohlen Felsen dort, wo im Gesträuch verirret
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret!
Ihr Bäche, die ihr matt in dürren Angern fließt
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gießt!
Erstorbenes Gefild und grausenvolle Gründe!
O daß ich doch bei euch des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schaur und schwarzem Gram mein Leid,
Seid mir ein Bild der Ewigkeit!

* * *

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit,
Uralter Quell von Welten und von Zeiten,
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit,
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Unendlichkeit, wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag' und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn, aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab und eine zweite schlägt:
Du aber bleibst und zählst sie nicht.

* * *

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rang
Und, kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwang,
Eh' als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erste Strom des Lichts,
Warst du so weit als jetzt von deinem Quell entfernet . . . .
O Gott, du bist allein des Alles Grund!
Du Sonne bist das Maß der ungemessnen Zeit.
Du bleibst in gleicher Kraft und stetem Mittag stehen;
Du giengest niemals auf und wirst nicht untergehen.
Ein einzig Jetzt in Dir ist Ewigkeit.

Man versteht, wie eine solche Dichtung einen Gottsched ängstigen und aufbringen konnte, während sie die von der bisherigen Weise Unbefriedigten zu dem Glauben begeisterte, daß eine neue Zeit im Heraufsteigen sei. Freilich, die Sprache zeigt das Gegentheil von Leichtigkeit; der Inhalt ist so mächtig, daß er über die Form wie ungeduldig hinausstrebt; der Ausdruck ist herbe. Aber das war es ja eben, was seit hundert Jahren bei den gepriesenen Namen vermißt werden mußte: Form war da, aber kein Inhalt. Nun drängte sich bei einem Haller eine Fülle der Einbildungskraft, ein vornehmes Verfügenkönnen über Anschauungen und Beobachtungen aus allen Reichen der Natur, eine Welt durchgedachter Begriffe, und dies alles vereinigt und geweiht durch die reine Gesinnung einer alles auf Gott beziehenden, tief sittlichen, tief frommen Persönlichkeit, der nichts so zuwider war als hohles Gerede und aufgeputztes Lügenwesen. Das war es, das konnte die alten Schäden heilen. Die durchsichtige Form wird kommen, wenn erst die Personen da sind, die ein großes, wahres Leben in eine edle Form zu legen haben.

Bestimmen die Personen ihre Zeit? Oder ist es umgekehrt? Immer wiederkehrende und niemals in reinlicher Scheidung zu beantwortende Frage! Der Geist des 18. Jahrhunderts ist eine

Größe, die einer auf die inneren Bewegungen der Geschichte gerichteten Forschung noch lange zu thun geben wird. Haller zollte seinen Beitrag zu diesem „Geiste“ noch nach verschiedenen Richtungen hin. Aus den Verschrobenheiten einer das Menschliche erdrückenden, in Titeln und Zeremonien erstarrenden Gesellschaftswelt sehnte er sich, ein deutsch-schweizerischer Rousseau, nach der Stille einfachgroßer Natur, nach dem Umgange unverbildeter Menschen zurück: so ist sein Gedicht „Die Alpen“ entstanden. Oeffnete Rousseau den Blick für die landschaftliche Schönheit der Umgebungen des Genfer Sees, die Erweckung des Verständnisses für das Erhabene der Alpenwelt, das man bis dahin vorwiegend als schreckhaft empfunden hatte, ist auf Haller zurückzuführen. Zugleich wurde an seinen „Alpen“ etwas als vorbildlich genommen, was uns seit Lessing nicht mehr so erscheint: daß es ein beschreibendes Gedicht war. Christian Ewald von Kleist sang beschreibend den „Frühling“ oder die „Landlust“. Der Hamburger Rathsherr Brockes gab in neun Bänden ein „Irdisches Vergnügen in Gott“ heraus, indem er Gottes Weisheit und Güte in liebevollster Kleinmalerei aus den Einrichtungen der Natur bewies. Es darf bezweifelt werden, daß letzteres in Haller's Sinne war. Brockes, der Freund des Reimarus, war, soviel wir wissen, der ärgste „Aufklärer“ alle dem gegenüber, was den erklärten Inhalt der christlichen Offenbarung ausmacht. Damit vertrug sich recht wohl oder dadurch wurde gerade gefordert, daß er, der an einem Schöpfergott festhaltende Deutsche, den Naturzeugnissen nachging. Im Jahre 1728 wurde dem berühmten Brockes von einem Gleichdenkenden eine „Astrotheologie“ gewidmet, ein Beweis für das Dasein Gottes aus den Gesetzen der Gestirnwelt. Und so gab es eine Gewittertheologie ꝛc. Haller war doch anders, war größer. Er war Christ im entschieden kirchlichen Sinne. Aber er war eben deshalb nicht geschwätzig, sondern eher zurückhaltend. Wer entgegenkommendes Verständniß mitbringt, der liest den Ernst seines Bekenntnisses zwischen den Zeilen auch seines gelehrtesten Werkes. Wir geben, um den Lesern den Menschen Haller noch etwas näher zu führen, noch einige seiner tiefempfundenen Verse vom „Absterben seiner geliebten Mariane“ (sie starb 1736).

Im dichten Wald, bei finstern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wie du giengest:
Wie traurig, wenn ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wenn du mich umfiengest;
Wie freudig, wenn ich wiederkam!

* * *

Dort in den bittern Abschiedsstunden
(als er, der Berner, an die neugegründete Universität Göttingen berufen worden war),
Wie deine Schwester an dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entgieng,
Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelassner Wehmut stritt:
Ich geh mit ruhigem Gemüte;
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit!

* * *

O Bern, o Vaterland, o Worte
Voll reger Wehmuth, banger Lust!
O zärtlich Bild geliebter Orte,
Voll wunder Spuren in der Brust!
O bleibt bei mir, erneut die Stunden,
Da sie die Hand mir zitternd gab!
Wo seid ihr? Ach, ihr seid verschwunden!
Ich bin allein, sie deckt ein Grab.

* * *

Geliebte, wenn itzt solch ein Name
Nicht zu vermessen ist von mir,
Ich weiß, daß nichts von Leid und Grame
Mehr Wege finden kann zu dir.
Doch, wenn vom Licht der wahren Sonne
Noch Strahlen fallen niederwärts,
So wirf auch du, vom Sitz der Wonne,
Ein Aug auf deines Hallers Herz!

* * *

So wäre nun wol der Punkt gegeben, wo auf die früher angeregte Frage zurückgegangen werden kann, wie und durch wen wir aus der Künstlichkeit, ja in vieler Hinsicht muß ja gesagt werden Verdorbenheit des 17. Jahrhunderts zu einem Athmen in reinerer Luft emporgeführt worden sind. Es geht nicht an, zur Antwort sofort einzelne Namen zu nennen. Es ist von Vielen eine große Gesammtarbeit gethan worden, die durch eine Fügung von oben ermöglicht und gefördert wurde. Vieles sah einfach wie eine Rückkehr aus: Rückkehr zu den Gefühlstiefen des religiösen Lebens im Pietismus, Rückkehr zu einfachen Naturverhältnissen in der Freude am Landleben. Die humanen Bestrebungen jener Zeit sind nach geschichtlicher Gerechtigkeit gewiß mit zu nennen; niemand sollte dies leugnen, der auch nur an die Abschaffung des Hexenbrennens und der Folterqualen denkt. Daß man der Vernunft zuschrieb und von menschlicher Güte erwartete, was beide nicht leisten konnten, würde in einer Geschichte des Rationalismus mit zu erklären sein, die befriedigend noch nicht geschrieben ist. Daß die lutherische Kirche selbst die große Aufgabe der Zeit erkannt und das Ihrige zur Lösung beigetragen hat, beweist vollgiltig der Name Johann Albrecht

Bengel. Sollen aber im Gebiete der Nationalliteratur rettende Personen hervorgehoben werden, so würden wir sagen: gaben uns Klopstock und Lessing die letzte Hand, um die Höhe zu gewinnen, Emporführende zur Höhe hinan waren vor allem Haller und Christian Fürchtegott Gellert, jener etwa mehr für die eigentlich wissenschaftlichen Kreise, dieser in erstaunlicher Weise auf alle wirkend. Man lese die von Rud. Hildebrand bearbeiteten Artikel „Gelehrsamkeit" und „gelehrt" im Grimm'schen Wörterbuche, um sich zu überzeugen, wie Gellert das Seinige dazu beigetragen hat, um gegenüber einer stolzen, dabei oft kleinlichen und eitlen Buchgelehrsamkeit das Recht eines unmittelbar im Herzen und in der Erfahrung gegebenen Gefühls und Urtheils herauszuarbeiten.

---

9. Friedrich Gottlieb Klopstock.

„Habe ich Ihnen meine Verwunderung über das epische Gedicht eines jungen Leipzigers auf den Messias schon zu erkennen gegeben? Milton's Geist ruht auf dem Verfasser. Es ist ein Charakter darinnen, der Satans (wie ihn Milton aufgefaßt hat) übersteigt, und ein anderer, der mitten in der Versammlung der gefallenen Engel Mitleiden erwecket . . . Wir stehen vorn an dem goldenen Alter. Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldenen hinüberführt . . . Was für ein großes Gemüth mußte es sein, die Idee von dem Messias zu empfangen und den göttlichen Personen anständig zu denken und zu empfinden! Klopstock's Poesie hat keine Vorgänger gehabt, sie wären denn Milton, die Propheten und Pindar, welche noch niemand zu Vorgängern hat nehmen dürfen". So schrieb Bodmer. Er war da, auf den sie gewartet hatten. Noch konnten sie sich an den Glanz der großen Erscheinung nur zögernd gewöhnen. Denn wie jede Erfüllung anders ist, als die Wartenden sie denken konnten, so auch hier. Aber es war eine Wonne, als sie endlich wagten, das Unerhörte für das zu nehmen, was es war. Ein Jahrhundert lang hatten die Deutschen über die Dichtkunst und ihre Regeln theoretisirt, kindisch oft, kläglich, und selbst wo besserer Sinn die Feder führte, doch unfruchtbar. Denn was helfen die wohlgemeintesten Rathschläge, wenn kein Genius da ist, der adlergleich emporfährt und alle echten Regeln bestätigend doch über alle triumphirt! „Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege Verschwindet jedes Werk der Lüge". Ja ein Lügensystem ohne gleichen war das Treiben der bestellten „Poeten" des 17. Jahrhunderts bis ins 18. hinein gewesen. Und

nun war eine Dichtung da, die nicht bestellt war, die nicht nach den Gesetzen der Theorie „gemacht“ sein wollte, die ganz nur sie selbst war, ohne Schielen nach rechts und links, ohne Angst vor der Kritik, hoch und rein und doch so, daß keine Zeile gesagt war, die nicht aus einem einfachgroßen, tiefen Empfinden stammte. Nach solcher Erniedrigung solche Erhöhung! Nach einem Zeitalter, das — im Drama wenigstens — jedes zartere Empfinden wie mit der Hetzpeitsche gemartert und damit absichtlich (wir sagen nicht zuviel; die Theorie verlangte das) abgestumpft hatte, ein keusches, in leisen Wallungen ehrfürchtig nur mit dem höchsten umgehendes Gefühl: es ist etwas einem Wunder Analoges, und dies im Gebiete der Herzens- und Sittengeschichte noch mehr als blos im Gebiete der Literatur. Erklärungsversuche können einer solchen Erscheinung gegenüber nur streifen, nicht bis ins Innere dringen. Es war eben wieder eine große Stunde der Güte eines Höheren, die über unserem Volke angebrochen war. Man hat gemeint, eine Miterklärung in der pietistischen Bewegung finden zu dürfen. Es kann die Dichtung des frühverstorbenen trefflichen Pyra hierfür die literarische Brücke gebildet haben. „Mit ihm tritt pietistische Wärme in die Dichtung“, sagte Rudolf Hildebrand mündlich. Es sei dies dem Pietismus gedankt. Auch Muncker und Hamel nehmen an, daß Pyra auf Klopstock Einfluß geübt habe.

Daß das Werk, mit welchem die Wiedergeburt der deutschen Dichtung geschah, kein Drama war, ist kein Zufall. Wol blickte man, soweit man nicht gottschedisch gesinnt war, nach England; aber Shakespeare übte noch keinen Einfluß. Und Aristoteles war als der Philosoph der Tragödie so recht eigentlich noch nicht entdeckt; man kannte seine Gesetze nur durch französische Vermittelung und wurde gerade durch ihren Mißverstand zu den schnödesten Ungeheuerlichkeiten verleitet. Es ist das Verdienst Borinski's (Die Poetik der Renaissance. 1886), dies im Zusammenhang mit vielfachen ähnlichen Verirrungen der Kunstlehre des 17. Jahrhunderts gezeigt zu haben. Bei demselben lernt man auch, wie sehr es ein gemeinsamer Satz aller über Dichtung Nachdenkenden diesseit und jenseit des Rheins und des Meeres war, daß die höchste Leistung der dichterischen Arbeit epischer Art sein müsse, ein Heldengedicht. Plato sollte dafür der Vorfechter gewesen sein im Gegensatze zu Aristoteles. Also hierin folgte Klopstock wirklich einem Zuge der Zeit. Setzten doch dann die Gottschedianer seinem Werke auch wieder etwas „Heroisches“, eben ein Epos, entgegen. Und selbst daß es ein religiöser Gegenstand war, den er sich wählte: hierin war ihm ja eben Milton vorangegangen, der biblischernste Puritaner. War doch in Deutschland, dank der großen Trübsal und dem durch sie wahr und rein erhaltenen Kirchenliede, die Religion vielleicht das einzige Gebiet für dichterische Behandlung, worin ein Werk einsetzen

konnte, das nicht Rednerprunk, sondern Wahrheit war. Und daß sich der Jüngling an den höchsten Gegenstand der dem Christen heiligen Geschichte wagte? „Geheiligter Schatten des Miltons", so rief der Primaner in seiner berühmt gewordenen lateinischen Rede beim Abschied von Schulpforta Michaelis 1745, „zürne nicht über meine Kühnheit, die nicht allein dir zu folgen, sondern sich auch an einen noch größeren und herrlicheren Stoff zu wagen gedenkt!" Kaum wird (und doch sind auch solche Vorklänge merkwürdig genug) Klopstock Kenntniß gehabt haben von den 1725 zu Breslau erschienenen Bruchstücken eines geistlichen Heldengedichtes „Das Leben Christi". Nein, in des Jünglings, ja wenn man seinen Erinnerungen glauben darf, fast noch des Kindes eigener Seele entzündete sich der große Gedanke: wie ein ungewolltes Schauen sei es ihm in mitternächtiger Stunde aufgegangen. Es gehört dieses Auffahren aus dem Schlummer, dieses Nichtschlafenkönnen vor übermächtiger innerer Bewegung, zu den Erlebnissen besonderer Art, die bei Klopstock immer wiederkehrten; seine Dichtungen sagen als menschlich wahre Selbstbekenntnisse auch dies häufig aus. Und wie sehr die Messiasidee ihm gehörte, mag auch darin bestätigt gefunden werden, daß, wenn andere „das Leben Christi" behandelt wissen wollten, ihm etwas ganz anderes vorschwebte: der in einer Geschichte himmlischer wie irdischer Handlungen vor sich gehende Vollzug der Erlösung!

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.

Mit Joh. 12 (der Stimme vom Himmel, die das Volk nicht verstand) beginnt die Thatsachenreihe; sie geht durch die Leidensgeschichte hindurch; sie schließt mit dem Sichniederlassen des Erhöhten zur Rechten des Vaters. Jenem Freunde des Goethischen Hauses in Frankfurt war es regelmäßige Erbauung in der Charwoche, den Messias durchzulesen.

... Die gewaltige Stimme:
„Er ist verherrlicht und soll von neuem verherrlichet werden!"
War die Verkündigerin der gegenwärtigen Gottheit.
Doch sie waren, Gott zu verstehn, zu niedrige Sünder.
Unterdeß nahte sich Jesus dem Vater ...
Vor ihm wollt er noch einmal sein göttlich freies Entschließen,
Seine Geliebten, die Menschen, zu heiligen, feierlich kund thun ...
Stand voll Ernst auf der Höhe des Bergs am benachbarten Himmel.
Gott war daselbst. Hier betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten der Tiefen ...
Jesus redte. Nur er und der Vater durchschaute den Inhalt
Unbegrenzt; dies nur vermag die Stimme des Menschen zu sprechen:
„Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nähern sich mir, die Tage, zu größeren Werken erlesen
Als selbst die Schöpfung ...
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich und der Geist, die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne Geschöpfe,
Waren wir beisammen. Voll unsrer göttlichen Liebe
Sahen wir auf Menschen, die noch nicht waren, herunter.

Ach, das arme Geschlecht! [Wir sahen den Fall der Menschen und seine Folgen voraus; wir beschlossen die Erlösung.] ...
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie brünstig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warst du in deiner niedrigen Ferne
Mein erwähltes, geliebtestes Augenmerk! ...
Siehe, da bin ich, mein Vater ... Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin wie du: Ich will die Menschen erlösen!"
Jesus sprach's und stand auf; in seinem Antlitz war Hoheit
Und erbarmender Ernst und Seelenruh, als er vor Gott stand.
Und unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater und wandte sein ernstes Gesichte
Gegen den Messias: „Ich breite mein Haupt durch die Himmel (5 Mos. 32, 40),
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus und sag: Ich bin ewig,
Sag und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben!"
Also sprach er und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen, die itzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz ...
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister ...

Man sieht schon hier, was im Ernste bedenklich machen konnte. Es war doch wirklich wie ein Lüftenwollen des Schleiers, der uns Menschen die ewigen Geschehnisse verhüllt. Gibt es doch zu dem „wir", mit welchem der Dichter die göttlichen Personen redend einführt, kaum einen anderen unmittelbar biblischen Anhalt, als — außer 1 Mos. 1, 26, wie es Klopstock gefaßt haben wird — Joh. 14, 23. Aber wer hätte die Kühnheit des Wagnisses tiefer empfunden als der Dichter selbst! Immer und immer einmal wieder drückte ihn das Gefühl nieder, daß er unternommen, was eigentlich dem Menschen versagt sei. Was ihn ermuthigte, war die von vielen getheilte Gewißheit, in einer so zum Zweifel und zur religiösen Kälte neigenden Zeit sei derjenige, der die Fähigkeit zu so Gewaltigem in sich trage, geradezu berufen, in solcher Weise ein Vertheidiger des Christenthums zu werden. Protestanten wie Katholiken verstanden ihn in diesem Sinne. Und die, die sich für den Gegenstand nicht erwärmen ließen, suchten sich nach und nach auch dem Eindrucke der Messiade als eines herrlichen Kunstwerks wieder zu entziehen. Nicht alle! Zwar gerade von Hamburg, dem späteren Wohnorte Klopstock's, sagt Freimund Pfeiffer ganz glaublich, daß sich dort zwei literarische Kreise ziemlich ausschließend gegenüber standen, der Klopstockische und der des Reimarus, der fromme und der „unchristliche", und daß dieser es fertig brachte, die Messiade eine Teufelskomödie zu nennen. Aber es wurde dem Dichter auch berichtet, wie der Messias „selbst auf solche, die gar nichts zu

glauben vorgaben, die heilsamsten Eindrücke machte". Die Dichtung als solche brachte Wirkungen hervor, die doch nicht ein bloßes hohes Genießen waren. Man kann Stellen wie der folgenden aus dem 18. Gesange, die ausdrücklich gegen die „Verächter" gerichtet ist, Kraft und Gewicht nicht absprechen. Ein Naturforscher, der aufrichtig suchend zum Glauben an die Gnadenoffenbarung Gottes gekommen, spricht:

... Zu lange verweilt ich im Schatten der Schöpfung,
Gott zu suchen; doch war er mir Schatten voll heiligen Grauens.
Wenn mir etwas wie Wahrheit begegnete, schaut ich ihm richtend
Und langforschend ins Antlitz und spät erst wagt' ich zu sagen:
Das ist Wahrheit! Und wenn ich in jener Irre des Wissens
Spuren, wo Gott einst wandelte, sah, so betet' ich laut an:
Das ist heiliges Land! hier ist die Pforte des Himmels!
Lange naht' ich mich nur des Himmels Pforte; doch endlich
That sie sich einst, da ich betete, mir mit göttlichem Glanz auf,
Und ich sahe den Sohn in seiner Schönheit! Da ging ich
Meinen gewandelten Weg zurück: nun sah ich der Schöpfung
Schatten heller, im Bild enthüllttere Züge des Urbilds ...
Habt ihr also geforscht? seid ihr diese Wege gewandelt,
Als ihr die Tochter Gottes, die freie Wahrheit, zu suchen
Stolz vorgabt? O nennt den Namen, ihr seid es nicht würdig,
Ihren festlichen Namen nicht mehr. ...

Klopstock selbst, wie erinnert, hatte von diesem seinem Berufe den allerhöchsten Begriff. Meta, seine Gattin, betete für ihn, wenn sie ihn bei der Arbeit am Messias wußte.

Daß diesem Ort kein schwatzender Prediger,
Kein wandelloser Christ, der Propheten selbst
Nicht fühlt, sich nahe! Jeder Laut, der
Göttliche Dinge nicht tönt, verstumme!
[Wandelloser: Der nicht so wandelt, wie er bekennt.]

Deckt, heilge Stunden, decket mit eurer Nacht
Den stillen Eingang, daß ihn kein Sterblicher
Betrete, winkt selbst meiner Freunde
Gerne gehorchten, geliebten Fuß weg!

Fünfundzwanzig Jahre lagen zwischen der Veröffentlichung des Anfangs (1748) und des Schlusses (1773); und wie innig strömte nach der Vollendung sein Dank:

Ich hofft es zu dir! und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn,
Und du hast mir mein Straucheln verziehn!

Soviel ist gewiß: wenn jemals der Versuch gemacht werden sollte, die Zeit und Ewigkeit umfassende Erlösungsgeschichte dichterisch-spekulativ zu behandeln, so durfte es nur von einem geschehen, der

mit der Kraft, sich von den mächtigsten Schauern durchschüttern zu lassen, die kindlichste Herzensreinheit verband und so mit den erhabensten Gegenständen umgehen konnte, ohne jemals etwas anderes als naiv herzlich und innig zu sein. „Man muß mit Bewunderung gestehen, daß Klopstock, wiewol zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist", urtheilte Schiller. Es ist müßig, immer wieder zu versichern, daß der Messias jetzt wenig mehr gelesen werde. Soweit es nicht sachliche Gründe hat, ist es nicht zu unserer Ehre gesagt. Ein sachlicher Grund ist, daß sich unterdessen das literarische Urtheil geändert hat. Wir bringen weit eher der Tragödie ein Verständniß entgegen als einer Dichtung, die episch sein will (der Roman, hat man bekanntlich gesagt, sei das Epos der Neuzeit). Und sodann, was wichtiger ist: wir sind erfreulicher Weise mehr geschichtlich denkende Leute geworden. Wir machen, gerade vom Bedürfnisse des Glaubens aus, größeren Ernst mit dem „und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren". Wir finden, es sei noch so viel davon zu ermitteln und andächtig darüber nachzusinnen, wie das Heil der Menschen vollbracht worden sei innerhalb des Rahmens der geschichtlichen Verhältnisse auf Erden, daß es noch nicht angehe, den Flug der Gedanken ausmalend zu erheben zu den Geschehnissen, wie sie sich zugetragen haben mögen als Ereignisse sowol des Himmels als der Erde — soweit es sich nicht um einfache Aussagen des Glaubens handelt, die aber dann keine Ausmalungen sein werden. Was aber nach diesen sachlichen Abzügen übrig bleibt, dient wahrlich nicht zu unserer Ehre. Uns fehlt es an der Neigung, auf die Stimmung zum feiernden Anbeten einzugehen, die zum Genusse einer solchen Dichtung freilich unerläßlich ist. Wer liest denn, und nur so könnte die Messiade genossen werden, heutzutage für sich selbst noch laut! Ganz anders noch der doch recht verstandesmäßig angelegte nachherige Oberhofprediger Reinhard in Dresden, der aus seiner Jugend erzählt, er habe die ersten zehn Gesänge des Messias so oft und mit so großem Interesse gelesen, daß er sie „bald ebenso gut auswendig wußte als Hallern" (welch letzterer ihn übrigens davor bewahrte, nun etwa „ein Liebhaber pomphafter Phrasen zu werden"). Waren es doch diese Gesänge, in denen ich, schreibt er, „einen Reichthum, eine Kraft, eine Herrlichkeit der deutschen Sprache gewahr ward, von der ich noch keine Ahnung gehabt hatte". Ja, auch das müssen wir uns vergegenwärtigen, daß, auf die Sprache gesehen, von Klopstock eine Erhöhung ausging, als reichte er nach einer früheren Höhe, nach Luther hin, die Hand. Auch das war schon Duft der neuen Blüthe unserer Literatur. Wie geben hier gleich noch die berühmte Stelle, wo der älteste Bewohner eines Sternes, auf dem kein Sündenfall und folglich kein Sterbenmüssen eingetreten ist, das Sterben der Kinder unserer Erde schildert (5. Gesang).

Ferne von uns, auf der Erden einer, sind Menschen, wie wir sind
Nach der Bildung, allein der anerschaffenen Unschuld
Und des göttlichen Bildes beraubt, ach sterbliche Menschen!
Ihr erstaunet darüber, wie der kann ein Sterblicher werden,
Welchen Gott gewürdiget hat, ihn ewig zu schaffen.
Nicht ihr Geist ist sterblich, der ewige Geist nicht; der Leib nur
Wird zur Erde, woraus er gemacht war. Das nennen sie Sterben.
Ihrer Schöne beraubt, der anerschaffenen Unschuld,
Tritt alsdann vor Gottes Gericht die entflohene Seele
Und vernimmt ein erschreckliches Urtheil. Ernster Gedanke,
Fleuch! dich denke nur Gott, der Wesen Schöpfer und Richter!
Das schon ist schrecklich genug für einen Unsterblichen: Sterben,
Das zu denken! Dem Sterblichen bricht das Auge und starret,
Sieht nicht mehr. Ihm schwindet das Antlitz der Erd' und des Himmels
Tief in die Nacht. Er höret nicht mehr die Stimme des Menschen,
Noch die zärtliche Klage der Freundschaft. Er selbst kann nicht reden,
Kaum noch mit bebender Zunge den bangen Abschied stammeln,
Athmet tiefer herauf; und kalter, ängstlicher Schweiß läuft
Ueber sein Antlitz; das Herz schlägt langsam, dann stehts, dann stirbt er!
In der liebenden Mutter Arm, die gern mit ihr stürbe
Und nicht sterben kann, stirbt die Tochter. Umfaßt von dem Vater,
Und an das Herz gedrückt, stirbt ach der Jüngling im Aufblühn,
Seines Vaters einziger Sohn. Vor jammernden Kindern
Sterben Eltern, ihr Trost und die Stütze der wankenden Jahre.
In ihr Elend vertieft, stirbt eine theure Geliebte
An des zärtlichen Jünglings Brust. Die himmlische Liebe,
Und was sie von sanften und edlen Empfindungen eingibt,
Ist beinah noch allein, in paradiesischer Schöne,
Als ein Zug des göttlichen Bildes, den Sterblichen übrig ...
Also sagt' er. Ihn unterbrach wehmüthiges Weinen
Seiner Kinder um ihn. Die Väter drückten die Söhne
Und die Mütter die Töchter, geschreckt, an die schlagenden Herzen.

Und so hatte Klopstock „wie mit dem Stab des Götterboten" (um mit Schiller zu reden) den Namen und Beruf des Dichters wieder zu Ehren gebracht. Wie schmählich war das „ein Poet sein" heruntergekommen gewesen! Wie hatten alle, die etwas auf sich hielten, diese Bezeichnung immer entschiedener abgelehnt, bis zu der platten Bemerkung Christian Weise's (vgl. Borinski S. 333): „die Poeterei wird nur ästimirt, wenn der Mann etwas anderes daneben hat, davon er sich bei Mitteln und Respekt erhalten kann". Ja wol, nur nicht die Hauptkraft, nur nicht den eigentlichen Lebensinhalt dem „Versemachen" widmen: wieder und wieder wurde versichert, man denke nicht daran, das Dichten für etwas anderes auszugeben als für eine erlaubte Beschäftigung in müßigen Nebenstunden (quamdiu nihil agere animus majus potest, habe schon Seneca gesagt)! Wie wurde, sagt Borinski, Philipp von Zesen angefeindet, weil er kein ordentliches bürgerliches Amt hatte, sondern nur Dichter war — und nun Klopstock? Wie mit Einem Schlage hat sich alles geändert. „Sie haben von der Vorsehung ein Amt bekommen, schrieb ihm Sack aus Berlin; und dieses ist viel wichtiger als eine Menge anderer: es ist das Amt, den Messias zu schreiben". Und

ſo berief ihn König Friedrich von Dänemark ohne weiteren anderen Auftrag; ſo zog ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden in ſeine Nähe. So war er es, von dem erwartet werden konnte, er werde ſein Anſehen geltend machen, wo etwa für die Hoheit des Dichterberufes wieder Gefahr ſei (ſo iſt der bekannte Brief nach Weimar zu verſtehen).

Was wars doch aber auch, daß Klopſtock gegenüber kein Tadelsverſuch recht verfangen, keiner der bisherigen Maßſtäbe genügen wollte? Bodmer hatte in ihm einen eingezogenen, nur vom Erhabenen lebenden Vertreter ſtillbewußter Würde zu finden erwartet; und nun erwies er ſich in Zürich als einen zum Umgang mit der Jugend, er ſelbſt ein Jüngling, zum Studium feinfühliger Frauenſeelen heiter aufgelegten, höchſt lebendigen Menſchen!

Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verſtreut, ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Süß iſt, fröhlicher Lenz, deiner Begeiſtrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn ſich dein Odem ſanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ja, das war es; er war der Erſte ſeit langer Zeit, der es wagte, ein ganzer, ungeſchnörkelter, von ängſtlichen Rückſichten nicht eingeengter Menſch zu ſein. Ein ganzer — und er durfte ſein, was er war. Die Gaben waren nicht das Größte an ihm, ſondern der perſönliche Sinn, in den er mit der Einfalt eines der höchſten Verantwortung bewußten Herzens dieſe Gaben aufnahm: die Fähigkeit eines Fühlens war in ihm frei geworden, das alles, was ihm zum Gegenſtand wurde, Freundſchaft, Natur, Vaterland, Liebe, Glaube, hingeriſſen in ſich durchlebte; aber er würde es für Sünde gehalten haben, wäre in dieſen Strom des mächtigen oder verzückten Empfindens mit ſeinem Willen jemals etwas gekommen, was geckenhaft oder eitel oder kindiſch oder gar des echten Jünglings und Mannes, des Deutſchen, des Chriſten unwürdig geweſen wäre.

Sang ſie nichts mehr (die Nachtigall)?
Nichts von dem, was die Wange bleich macht,
Glühen die Wang und rinnen, ſtrömen die Thräne macht?

* * *

Iſt die Leyer der Weisheit nicht heilig und ſinget ſie jemals
Was Geringers als ſie;
Lieb ich die Freunde nicht treu, die ſo voll Freundſchaft mich lieben:
O ſo ſind mir von Gott
Alles, was er mir gab, auch die unvergeltbarſten Gaben,
Auch nur im Zorne verliehn.

Und das nun eben ohne allen Zwang, wie aus Einem Guſſe! Worein der treffliche, aber pedantiſche Bodmer ſich nur mit Mühe

finden konnte, das entzückte andere, die Auge genug hatten, um im Dichter zugleich den Menschen zu sehn. „Er redet und scherzt und lacht wie ein anderer vernünftiger Mensch", hieß es (Pfeiffer S. 179). „Dieser Klopstock", schrieb Jacobi (Strauß, Kleine Schriften 1862, S. 34), „ist für mich ein Ideal echter menschlicher Größe". Man kennt die warme Zeichnung, die Helferich Peter Sturz von Klopstock's Art und Leben in Kopenhagen gegeben. Er „ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet auch einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern. Aber ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höheren einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmen zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte; aber er schätzt den Menschen noch mehr". Wir bemerken, wie auch hier Klopstock dem Geiste des 18. Jahrhunderts seine Richtung gibt; er wurde gerade hierin von Männern wie dem dänischen Könige, dem Grafen Bernstorff, dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden verstanden (vgl. Hamel-Kürschner I, CX ff.; Strauß 33 f.). Wie neu und befreiend nimmt sichs nach den unterwürfigen Widmungen der Schriftsteller des 17. Jahrhunderts aus, wenn Klopstock vor seine Oden schreibt: „An Bernstorff!" Wie unerschrocken hält er Preußens Könige vor, er „erniedre sich, Ausländertöne nachzustammeln", und erreiche doch damit nur den Hohn der Franzosen. Welche Reinigung der sittlichen Luft bedeutet der Satz, den er an seinen fürstlichen Freund, den Markgrafen von Baden, schrieb: „Ich bin so glücklich gewesen, veranlassen zu können, daß der Kaiser von Rußland, den ich liebe, mir für die Ode ... kein Geschenk gemacht hat, wie verschiedene Gelehrte und Künstler von ihm erhalten haben; denn er hat gesehen, daß jene Ode solche Absichten nicht hatte, sondern daß sie allein durch liebende Verehrung entstanden war"! — „Er forscht tiefer nach innerem Gehalt", fährt Sturz fort, „sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können; und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Darum muß, nach dem Verhältniß des Ranges, immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstock's Achtung zu thun ist ... Er zog lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land; ... wir suchten dann unwegsame Oerter, finstere, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf („wir werden auf Morast und Gräben treffen" — ei Bedächtlicher, so bauen wir Brücken!), späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend ... Die freudigste Zeit des Jahres für Klopstock war, „wenn der Nachthauch glänzt auf

dem stehenden Strom". Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter". Ist in dem allen nicht wahrhaft gesundes Leben? Was übrigens das Vertragenkönnen von Widerspruch anlangt, so muß er eine prächtige Kunst verstanden haben, sich gegen das unbescheidene Maßgebendseinwollen zu wehren: „es gehört mit zu den kleineren Genüssen meines Lebens", schreibt er einmal an den befreundeten Herder, „daß, wenn ich sah, daß man glaubte, man beherrschte mich, ich einsilbig wurde und bei mir lächelte; die Beherrschung scheiterte dann bis zur Zertrümmerung des Schiffleins". Wir entnehmen das dem Buche von Lappenberg, Briefe von und an Klopstock (1867, S. 418), das ein Schatzstück der deutschen Literatur bildet.

„Klopstock ist immer von Jugend umringt", hören wir bei Sturz; „Deutschland verdankt seiner Jugendliebe einige seiner besseren Menschen". Man denke an die Begeisterung der Jünglinge im Göttinger Bunde für ihn! Der nüchterne Voß ging darin ebenso auf wie die gefühlvollen Stolberge. Und die heutige Jugend? Ermunternd möchten wir ihr zurufen: laß eine Zeit lang, es wird keine verlorene sein, Klopstock's Oden deinen Umgang sein (etwa in der Auswahl von Hamel oder von Werneke, beide mit Erklärungen); präge einige deinem Gedächtnisse ein; du wirst erfahren dabei, daß hohe Empfindungen zugleich warm und froh machen! Einer begeisterungslosen Jugend würde Klopstock's zürnender Zuruf gelten: „Nächt' ohne Schlaf hattest du nie!" Die folgenden Proben bedürfen nur weniger Erklärungen; und gerade bei Klopstock verlohnt es sich, durch Wieder- und Wiederlesen eigene Entdeckungen zu machen. Man findet dann, daß er mit der Musik seiner Worte doch einen sehr bestimmten Inhalt verbunden hat. Erlebnisse innerer und äußerer Art treten dann köstlich heraus. Auch Schiller räumt dies ein, der doch im allgemeinen urtheilt, „dieser außerordentliche Genius . . . ziehe allem, was er behandelt hat, den Körper aus, um es zu Geist zu machen". „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich". Gewiß; aber wurden diese Ideen nicht etwas sehr Reales, indem z. B. ohne Klopstock's Vaterlandsbegeisterung die Erhebung nachher in den Freiheitskriegen nicht möglich gewesen wäre (wie auch Goethe's Gährzeit die beste Nahrung aus Klopstock — und aus Herder — zog, wie gerade auch Schiller's Schwung, ins Tragische, ins Dramatische und Philosophische übersetzt, wesentlich mit von Klopstock her die Flugkraft nahm)? Es war doch nicht seine Schuld, daß er, hätte man ihn gefragt, wo nun eigentlich das Vaterland sei, für das er glühe, befriedigende Antwort nur hätte aus der Vergangenheit nehmen können, nicht aus der Gegenwart („dir ist dein Haupt umkränzt mit tausendjährigem Ruhm"). Die germanistischen Studien wurden ihm zu nationalem Feuer und umgekehrt.

Mit ihrem eisernen Arm
Winkte mir stets die strenge Bescheidenheit.
Die Flügel (der Morgenröthe) wehten, die Laute schimmerte
Und begann von selber zu tönen, allein mir bebte die Hand.

Ich halt es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen,
Fliegen den kühnen Flug,
Reden! Kann es nicht mehr verschweigen,
Was in der Seele mir glüht:

... Ich liebe dich, mein Vaterland! (Ode: Mein Vaterland.)

* * *

Die Zwillingsbrüder Alcis (Tacitus, Kap. 43) graben
In Felsen euch das Gesetz der heiligen Freundschaft:
Erst des hingehefteten Blickes lange Wahl,
Dann Bund auf ewig! (Ode: Der Hügel und der Hain.)

* * *

O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den, Freund (sonst niemand), lad in die Kühlung ein!
Wir drei sind unser werth und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

Noch ungekeltert (also sehr alter Wein ist gemeint), aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte ...

Freund, laß die Hall' uns schließen, der Lebensduft
Verströmet sonst; und etwa ein kluger Mann
Möcht uns besuchen, breit sich setzen
Und von der Weisheit wol gar mit sprechen (die ihm doch nur Begriff ist, gespreizt und erklügelt, nicht gelebt und erlebt — echt Klopstockisch!).

Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben:
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

Laß mich mit dir sie sorgen! Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund starb. Nenn ihn! „So starb er mir!
Das sprach er noch; nun kam das letzte,
Letzte Verstummen, nun lag er todt da" ...

Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg entflammt, ...
So red! ...
Noch viel Verdienst ist übrig; auf, hab es nur! ...
Wir reden viel noch, eh des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern (Ode: Der Rheinwein).

„So starb er mir". Ja, wie oft spricht Klopstock vom Sterben. Beim Scheiden von Freunden muß er gleich an den letzten Abschied denken. Er liebte ohne Erwiderung, das goß Schmerz über die Empfindungen seiner Jugend. Und als er dann eine ihn ganz verstehende Genossin gefunden hatte, wie wenige Jahre nur war die Zarte an seiner Seite! Er hat die Geschichte ihres Sterbens in die Schilderungen seines Epos verwebt (15. Gesang). „Zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich überwiegend sein Herz;

und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen" (Schiller). Schiller führt von Oden dieser Art die „an Ebert, Bardale, die frühen Gräber, die Sommernacht, der Zürcher See" an; es stehe hier — als Einladung, auch die anderen und mehr zu lesen, wobei man den Winken Richard Hamel's in der Einleitung zu der Kürschner'schen Odenausgabe, S. XIV f., folgen mag — nur die eine „die frühen Gräber":

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht (nur dieser eine Natureindruck ist noch höher zu stellen),
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und den Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihr Edleren, ach es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos.
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.

Wer dieses Kleinod deutscher Dichtung zu seinem Freunde macht, wer es etwa in der herrlichen Liedbearbeitung von Reese singen hören oder sich vorsingen kann, wird immer dazu zurückkehren und in schweren Stunden seinen mild lösenden Einfluß empfinden. — Erinnert sei aber auch daran, wie stark und freudig Klopstock's Oden von der Auferstehungsgewißheit reden:

wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast, ...

Dann wird ein Tag sein, den werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn! ...
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien ...

O Feld, vom Aufgang bis wo sie untergeht,
Der Sonnen letzte, heiliger Todter voll,
Wann seh ich dich? Wann weint mein Auge
Unter den tausendmal tausend Thränen?

Das bekannte Auferstehungslied ist wol auch so ziemlich das einzige, das sich in den Gesangbüchern der Gemeinde gehalten hat.

Noch eine Bemerkung. Man vermindert sich den Genuß der Oden um ein Bedeutendes, wenn man nicht den Versuch macht, beim lauten Lesen das Versmaß als ideales Gerüste im Hinter-

grunde andeutend genug hervortreten zu laſſen (Ó wie war | glücklich ich). Iſt es nöthig, die Wahl der antiken Maße, des Hexameters, dem im Deutſchen zuletzt Uz und Kleiſt vorgearbeitet hatten, und der horaziſchen Strophenformen, die als Möglichkeit für den Gebrauch in unſerer Sprache zuerſt der bekannte Paſtor Lange von Laublingen gezeigt hatte, hier näher zu beleuchten? Wol kaum. Genug, daß es geſchichtlich nothwendig geweſen zu ſein ſcheint, den deutſchen Vers, der zum Reimgeklingel geworden war, dadurch wieder ehrlich zu machen, daß er eine Zeit lang nur rhythmiſches Gebäude, ohne Reim, war. Der Rückgang zum Alterthum war zunächſt Befreiung vom Franzöſiſchen, vom Alexandriner. Uebrigens hatte Theodor Mundt gewiß Recht, als er hervorhob, wie gerade dieſe edle Gangart der Odenmaße und des Hexameters es waren, an denen Klopſtock's ſprachſchaffende Gewalt in Thätigkeit treten konnte und mußte.

Wir ſind warm geworden bei Klopſtock; daß, hätte ein Geſammtbild gegeben werden ſollen, auch Züge des Fehlſamen hätten mit eingezeichnet werden müſſen, verkennen wir natürlich nicht. Ruhig abwägend ſprach aber einſt auch Rudolf Hildebrand Worte höchſter Anerkennung über Klopſtock, die als zuſammenfaſſendes Urtheil über ſeine geſchichtliche Bedeutung — und nur um dieſe handelt es ſich hier — noch hier ſtehen mögen, wie ſie damals niedergeſchrieben wurden. „Der Welt gegenüber war Klopſtock ein Prophet; man muß bei ihm alles religiös auffaſſen. Er iſt es, der (eben wie ein Prophet) mit der Machtvollkommenheit ausgeſtattet iſt, überall die Richtung anzugeben und zu ſagen, was gut und das Wahre iſt. Man begreift ihn nicht, wenn man ihn nicht als den erkennt, der — geſchichtlich und von der Religion aus — alles unter den Füßen hatte". Möchten viele ſich wieder gern von der reinen, ſtärkenden Luft, die in Klopſtock's Dichtungen weht, berühren laſſen!

---

10. Gotthold Ephraim Leſſing.

Klopſtock war glücklich zu nennen. Ihm ward zu Theil, was ſeinem ſtets mit Jünglingsfeuer dem Höchſten und Reinſten zugethanen Herzen Bedürfniß ſein mußte: die Anerkennung ſeiner außerordentlichen Gaben nicht blos, ſondern die Ehrfurcht und Liebe der Geſchlechter, deren Mitlebender er war. Leſſing's Leben dagegen entläßt den, der es betrachtet hat, mit tiefem Schmerze. Es mußte wol ſo ſein, daß er mehr bewundert als geliebt wurde. Hatte er doch den Beruf, mit den Blitzen ſeines unerbittlichen Ur-

theils in die schwüle Luft gelehrt scheinender Anmaßlichkeit hineinzufahren. Man fürchtete ihn; und so konnten es immer nur Wenige sein, die mit ihm gingen. Wenn es aber so sein mußte, so haben diejenigen Recht, die durch sein Leben eine Tragik hindurchgehen sehen und die es nicht zufällig finden, daß das einzig dastehende „Lustspiel", das Lessing seinem Volke gab, von einem Hauche der Melancholie durchweht ist. In ihm schlug doch auch ein nach Freundschaft und Liebe hungriges Herz.

Lessing war, damit wird die eine Seite seiner geschichtlichen Aufgabe gewiß richtig gekennzeichnet, zum rücksichtslosen Wahrheitssager geboren. Kampf war, in der Jugend wenigstens, sein Element. In der Polemik, in dem unbarmherzigen Aufsuchen und Zerstören aller der Punkte, auf die sich der Gegner etwa zurückziehen könnte, entfaltete er die Meisterschaft seiner Prosa. Und das war es ja, was er uns Deutschen auch gab und was wir durch Klopstock noch nicht erhalten hatten: eine den höchsten Aufgaben wissenschaftlicher Untersuchung gewachsene Prosa, die doch, indem sie mit gereiftestem Ernste ihre Gegenstände behandelt, dabei nicht aufhört, den Gesetzen innerer Schönheit zu gehorchen, und somit wirklich ein Stück des nationalen Literaturschatzes bildet. Das edle Feuer, das die Form durchglüht, macht die Schönheit, die scharfe Gegenüberstellung der Möglichkeiten, die Freude am wohlvorbereiteten und darum kräftig auf den Zielpunkt einschlagenden Beweisschlusse, die siegreiche, ihrer selbst gewisse Handhabung der Methode, das Treffende des Ausdrucks und, was von alledem unzertrennlich ist, das lebendige Verhältniß zum Hörer oder Leser, der zum Mituntersuchenden gemacht wird, ohne sich (denn das verhindert die anmuthende Gefälligkeit der Gedankenführung) jemals ermüdet zu fühlen. „Nur diejenige Darstellung verdient als Prosa in dem Sinne bezeichnet zu werden, nach welchem sie als Schatz und Eigenthum der Nation neben der Poesie steht, die nicht bei ganz äußerlichen Zwecken stehen bleibt, als Mittheilung von Sachen, sondern sich zur Anregung von Ideen und Empfindungen erhebt; sie ist dann veredelte Rede, wo der Gegenstand mit den vereinten Kräften des Ich umfaßt wird; die Sprache ordnet sich, durch den Schwung des Gedankens gehoben, den Zwecken der Schönheit unter, sodaß man von geistvollem Ausdrucke reden darf" (Böhmer 1880). Man hat es oft ausgesprochen — und es wird davon niemals etwas zurückzunehmen sein —: Lessing's Beweisführung zieht uns in ihr Interesse hinein und läßt uns nicht los bis zum Schlusse, auch wenn wir uns gestehen müssen, daß die Sache, um die sich's handelt, wie der Nachweis der Ungründlichkeit des Hallischen Professors Klotz, uns recht gleichgiltig sein könne, oder wenn wir selbst widersprechen müssen, wie bei dem Begriffe der Fabel, wie ihn Lessing faßt, oder wie bei manchen Ausführungen im „Laokoon". Die Dar-

ſtellung ſelbſt iſt eben ein immer neu ſprudelnder Genuß. Zu Leſſing wird man immer wieder zurückkehren müſſen, wenn man lernen will, was Stil iſt.

Und doch eben nicht blos dies. Die Ungründlichkeit eines ſich ſpreizenden „Gelehrten“ war ihm eben keineswegs gleichgiltig; nein, ſie empörte ihn! Und ſo, mit dieſem ſittlichen Innengrunde ſeines Weſens, iſt er ein Reformator der wiſſenſchaftlichen Arbeit in Deutſchland geworden und hat Grundſätze zur Geltung gebracht, an die immer wieder einmal erinnert zu werden den Pflegern der Wiſſenſchaft zu allen Zeiten nur gut ſein möchte. Und was für ein Gelehrter — das war ja dazu eine nothwendige Vorausſetzung — war er ſelbſt! Welcher Polyhiſtor, und ſollte er auch Conring heißen, hätte ihn in der Fülle der Beleſenheit, in der Kunſt, die entlegenſten Notizen für geeignete Zeit feſtzuhalten, im Ueberblick über die verſchiedenſten Literaturgebiete, in der Kenntniß insbeſondere der Gelehrtengeſchichte übertreffen mögen! Die philologiſch-hiſtoriſche Bücherſammlung, die er in Breslau mitten unter den Lieferungs- und Aufſichtsgeſchäften des Feſtungsgouvernements auf 6000 Bände brachte, war ganz durch die Richtung ſeines Intereſſes zuſammengekommen. Wer wäre ein gediegenerer Philolog geweſen als der, der Horazens Ode Parcus deorum cultor et infrequens ſo nachverſtehend auslegte! „Meine Gedanken darüber will ich dem Urtheile derjenigen überlaſſen, welche Gelehrſamkeit und Geſchmack verbinden“. Ja, das durfte er wol! Aber was ihn bei anderen verdroß, was ſeinen Zorn hervorrief und ihn zum Angreifer machte mit einer Schärfe des Tones, daß ein Berufener ſchon den Zweiundzwanzigjährigen mahnte, „weniger heftig, beißend und anzüglich“ zu ſchreiben, das waren nicht die Lücken des Wiſſens ſelbſt, die ein ſo Kenntnißreicher leicht entdecken mußte, und nicht die Verſtöße gegen den Geſchmack, die er bei ſeinem Feinſinn empfand. Nein, er war, ſo hat's ihm Mendelsſohn bezeugt, „liebreich und beſcheiden gegen jeden, der Wahrheit ſuchte“. Ihn verletzte und reizte das alles nur, wenn es anſpruchsvoll auftrat, wenn die Unfähigkeit mit Eitelkeit verbunden war, wenn „ein gelehrter Mann“ ſo viel heißen zu können ſchien wie ein innerlich hohler, aber über den „Pöbel“ ſeiner Meinung nach weit erhabener Menſch, dem ergebene Federn ſchmeicheln, weil es angenehmer iſt, ſeine Gönnerſchaft zu genießen, als ſeine hochmüthige Gewaltthätigkeit und unflätige Grobheit zu erfahren. Und ſo ſtand es ja! Wir haben ſchon bei der Nennung von Gellert daran erinnert, wie edle Männer darauf hinarbeiteten, einer eitlen, ſtolzen Kopfgelehrſamkeit gegenüber die unmittelbare Herzensſprache wieder zu Ehren zu bringen. Worte wie die „mit Niemandem ſpricht dieſer gelehrte Mann deutſch als mit ſeiner Magd und mit dem Hausknecht, denn dieſe gehören zum Pöbel“, wurden mit Spott und Entrüſtung geſagt. Ja es hieß mit Ingrimm, die

nach ihrer Meinung ganz Gelehrten machten ſich weniger daraus, daß man von ihnen ſage, ſie hätten gelogen, als ſie hätten ein falſches Zitat in ihre Schriften gebracht. Und da war es nun Leſſing, der mit dem ſchärfſten Beſen kehrte. Ihm galt, und das iſt ſeitdem im Grundſatze doch allgemeines Eigenthum geworden, der Gelehrte nichts, wenn nicht vor allem der Menſch achtungswerth war. „Stets bei den Büchern", ſo ſchrieb er ſchon 1749 n dem berühmten Briefe an ſeine Mutter, „nur mit mir ſelbſt beſchäftigt, dachte ich ebenſo ſelten an die übrigen Menſchen als vielleicht an Gott ... Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wol gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen". Wenn er ſich in dieſem Bedürfniſſe der Ergänzung in den lebendigen Umgang mit ſehr verſchiedenen Menſchen warf, ſo ſei nur beiläufig erwähnt, wie auch hier, im Bewußten und Unbewußten, ein höheres Leiten erkennbar wird: der Umgang mit Schauſpielern war nöthig, wenn Leſſing für die Bühne wirken, der Umgang mit Soldaten in Leipzig, wie nachher in Breslau, wenn er uns ſeine unvergängliche „Minna von Barnhelm" geben ſollte. Und nun eben ſeine Polemik? „Ich bin nun einmal ſo; was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und wenn ſie auch darüber berſten müßten ... Soll, ſo dachte ich, Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmacks (den Horaz) mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andere, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — Ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuſchlagen, wird Ihnen ſehr dienlich ſein, ehe wir zur erſten Unterabtheilung ſchreiten. — Vielleicht ſagen Sie endlich: als ich recht genau zuſah, fand ich, daß ich Unrecht hatte ... Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich ſein würde, über einen Gegner, der ſich im Staube ſo herumwinden muß, zu jauchzen ... ob es ſchon für einen Mann wie Sie, mein Herr Lange, ſind, noch zu wenig ſein wird! Denn niemand iſt ſchwerer zu belehren als ein alter hochmüthiger Ignorante ... Alles dieſes würde ja eine ſehr kleine Schande für Sie ſein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine ſehr niederträchtige Art zu denken haben. Unſer Streit war grammatikaliſch, das iſt über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner ſein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwiſſenheit in denſelben für eine Beſchimpfung halten könne, für eine Beſchimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, ſondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müſſe. ... Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden ſich ſchämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verleumder ſind über das Schämen hinaus". Lange, Paſtor in Laublingen, ein Mann, deſſen Anſehen in der Welt der Gelehrten

und Dichter bis dahin unbestritten gewesen war, hatte in der That die ihm von Lessing aufgemutzten zahlreichen Schülerfehler mit Scheingründen zuzudecken gesucht; er hatte sich wirklich soweit erniedrigt, daß er eine gemeine Verdächtigung hinzufügte. Und nun war er und mit ihm jeder „Gelehrte", der zu Gleichem fähig sein mochte, gerichtet. Was Ehrgefühl und Sinn für Wahrheit hatte, stellte sich auf Lessing's Seite, des von nun an öffentlich nie anders als mit Auszeichnung, obgleich zum Theil mit Furcht Genannten. Welch heiliger Ernst es ihm aber war, wie tief bei ihm der Sinn geschrieben stand, Wissen und Kenntniß sei nichts, wenn nicht vor allem im Herzen die Arbeit der Selbstprüfung und Selbstdemüthigung gethan werde, das haben bis zur Vernichtung jedes eitlen Gelehrtenstolzes die in seinem Nachlasse vorgefundenen „Gedanken über die Herrnhuter" an den Tag gebracht (Lessing's Werke, von Lachmann herausgegeben, IX, S. 27 ff.): die Betreiber der Wissenschaft, auch wieder in unseren Tagen, so führt er da glühend aus, mögen sie Wolffianer oder Schüler von Newton ꝛc. heißen, sie füllen den Kopf und lassen das Herz leer (auch die Theologen gerade, sodaß ein wahrer Christ etwas höchst Seltenes ist); gesetzt, es käme heute einer, der nicht gelehrt, wol aber wahrhaft weise wäre, sie würden mit Fragen aus ihrer Wissenschaft über ihn herfallen, die Algebraisten, Astronomen, Metaphysiker. Er seinerseits würde ihnen die ernste Erinnerung vorlegen: kannst du, der du mich aus der Geometrie fragst, deinen hyperbelartigen Stolz mäßigen? bist du, Astronom, weniger veränderlich als der Mond ꝛc.? — worauf sie ihn freilich für reif zum Tollhaus erklären würden.

Klopstock gegenüber war Lessing's Stellung die einer bewundernden Selbständigkeit, was nicht wenig dazu beitrug, die Achtung der Einsichtigen vor ihm selbst zu erhöhen. Manche verdachten es ihm, daß er nicht für die Schweizer entschieden Partei nahm. Aber abgesehen davon, daß er auch noch bei ihnen Züge des Alten wahrnahm: konnte ein Lessing Parteigänger sein? Gegen Gottsched ist Lessing's Kritik ungerecht gewesen. Was ihn ärgerte, war gerade hier der ungemessene und nur zum Theil berechtigte Anspruch, das Diktatorthum, das, wenn es junge Talente förderte, zugleich deren knechtische Ergebenheit verlangte. Aber es wird gegenwärtig anerkannt, daß Gottsched gerade Lessingen gegenüber eine würdige Zurückhaltung beobachtet hat (vgl. Erich Schmidt, S. 245). Und wirkliches Verdienst hätte Lessing nicht herabsetzen sollen. „Niemand, sagen die Verfasser . . ., wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe. Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte". So beginnt von den „Briefen, die neueste Literatur betreffend", der siebzehnte. Und wenn Gott-

sched auch nur den „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ (die Zeit von 1450 bis 1760 umfassend) zusammengestellt hätte — ein Sammelwerk, dem Lessing nur einige Ungenauigkeiten nachweisen kann —, sein Verdienst wäre sehr groß. Aber so ist es unter den Menschen; menschliches Gericht kann schwer ganz gerecht sein. Von einem höheren Gesichtspunkte aus war es doch wol gerecht, daß Gottsched's Maßstäbe zerbrochen wurden. Und Lessing vernichtete nicht blos; nein, seine Kritik war, nach Friedrich Schlegel's Ausdruck, produktive Kritik. „Die Quelle des guten Geschmacks ist geöffnet“, rief Herder, „man komme und trinke!“ Hören wir in jenem Briefe Lessing's nur weiter. Gottsched „hätte aus unseren alten dramatischen Stücken hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen . . ., daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte . . . Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare unseren Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von besseren Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat“. Und so kam das zum Durchbruch, was sich schon vereinzelt an- und vorgedeutet hatte. Die Befangenheit der Gottschedischen Schule, die in Shakespeare im besten Falle nur ein schönes Ungeheuer sehen wollte, dessen „Ungestümigkeit“ aus seinem früheren Wilddiebhandwerk zu erklären sei, war nun abgethan. „Auch nach den Mustern der Alten zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat“. Was Lessing hierüber des Näheren und endgültig zu sagen hatte, führte die „Hamburgische Dramaturgie“ aus. Und es vollzog sich hiermit eine der merkwürdigsten Wendungen der neueren Zeit. Vom Epos weg wendete sich der Sinn, trotz Klopstock, dem Drama zu, daß wir nun in ihm die höchste Kundgebung des erhabenen dichterischen Schaffens sehen. Nicht mehr Boileau und Scaliger sind uns nun die maßgebenden Theoretiker; Aristoteles soll uns deuten, was unter dem Tragischen und seiner Wirkung zu verstehen sei. So wenig bis heute eine Einigung darüber erzielt worden ist, was Aristoteles mit der „Reinigung (Katharsis) solcher Leidenschaften wie Furcht und Mitleid“ eigentlich und buchstäblich gemeint habe, so dankbar sind wir alle, wenn wir auf der Bühne — wie weit entfernt davon ist freilich, was uns gerade die heutige dramatische Gestaltung bietet — einmal über das Alltägliche, unmittelbar Drückende, Kleine hinausgehoben werden und die Wirkung eines großen Schicksals empfinden, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. Und diese Auffassung ist uns ermöglicht von Lessing her. Wobei zugleich noch Eines hervorgehoben werden muß. Indem Lessing die Vorbildlichkeit eines

Voltaire entkräftete, indem er das Geſetz der franzöſiſchen drei Einheiten (Handlung, Zeit und Ort im Drama) als ein mechaniſches abwies, ward er zugleich, neben Klopſtock, ein Heraufführer der Geniezeit. Lebendige Kraft ſollte mehr gelten als äußerlich aufgenöthigte Regel.

Iſt das, was uns gefällt, denn lauter ſtarker Wein,
Den man erſt wäſſern muß, wenn er ſoll heilſam ſein?
Ach, arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
Und Göttern in der Bruſt ſind Regeln jetzt genung,

ſo hatte es aufbäumend ſchon in den noch recht ſteifen Alexandrinern ſeiner Jugend geklungen. Und eben von Shakeſpeare ſagte er nun: „er würde ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben (als es die Bekanntſchaft mit den Franzoſen gekonnt hat). Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichteſten von ſo einem, das alles blos der Natur zu danken zu haben ſcheinet“. Herder, Herder's Einfluß auf Goethe, Goethe ſelbſt — das iſt wol eine hier nahe liegende Gedankenreihe. Freilich, auch mit dem Auftreten des jungen Goethe konnte Leſſing — wie wehmüthig iſt auch dies wieder — nicht ganz zufrieden ſein. Hätte er die Abklärung der Genies, hätte er die „Iphigenie“ erlebt!

Einer kurzen Darſtellung bedarf die Stellung, die Leſſing's Dichtungen ſelbſt in der Geſchichte des Dramas einnehmen. Er iſt im Luſtſpiel wie in der Tragödie Nachahmer geweſen, ehe Lebenserfahrung wie Forſchung ihm die Möglichkeit gaben, ganz er ſelbſt zu ſein. Wir verließen die Darſtellung des Ganges, den das deutſche Drama genommen, bei den zeitgeſchichtlich bedingten Verdienſten Gottſched's und der Gottſchedin, ſeiner „geſchickten Freundin“. Etwas Erfreuliches konnte ſeitdem, faſſen wir zunächſt das Luſtſpiel ins Auge, darin gefunden werden, daß, immer vom fremden Anlehnungspunkte aus, eine Bewegung auf das Deutſchere hin zu beobachten war, zugleich mit gefälligeren und leichteren Biegungen des Aufbaus und der Sprache. Was Adelgunde Gottſched ſelbſt in dieſer Weiſe verſuchte, fiel freilich oft recht unziemlich und derb aus; es konnte nicht veredelnd wirken, wenn ſie Uebungen im Spucken auf die Bühne brachte. Dagegen vereinigten bereits Gellert's Luſtſpiele eine ſehr verſtändliche ſächſiſch-bürgerliche Handlung mit Lebendigkeit des Vortrags, ohne niedrig zu ſein. Was den jungen Leſſing zu dieſen Vorbildern hinziehen mußte, war vor allem der Wunſch, die Kunſt der Sittenbeobachtung und der Charakterzeichnung zu einer gewiſſen Vollkommenheit zu bringen. Selbſtbeobachtung, Studium des menſchlichen Herzens bei ſich und anderen, dies war ja ſo genau bezeichnend für den allgemeinmenſchlichen, philoſophiſchen Zug, und zwar gerade moralphiloſophiſchen Zug des 18. Jahrhunderts (R. Hildebrand, Beiträge 1897, S. 289 ff.)! „Es

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ist sehr schwer, eines Menschen Charakter zu machen", so sagte man noch in der Goethezeit, d. h. sich seine einzelnen Handlungen aus seinem Gesammtcharakterbild zu erklären. Sie kennen diese Person nun schon lange, läßt Gellert jemanden im Lustspiele sagen, „machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr!" Lessing hatte sich schon als Schüler gern, wie mit Terenz und Plautus, so mit Theophrast's „sittlichen Charakteren" beschäftigt. Er fand nun bei Destouches im Lustspiel moralische Durchschnittsbilder wie den Undankbaren, den Zerstreuten, den Verschwender gezeichnet; er fand Gellert in ähnlichen Bahnen gehen. Versuche dieser Art sind denn nun auch Lessing's eigene Jugendstücke: der Misogyn, der junge Gelehrte, der Freigeist (vgl. Forschungen von Creizenach, 1879).

Den „Freigeist" arbeitete er 1749 aus; „Minna von Barnhelm" erschien Ostern 1767. Es ist schwer, von diesem Kleinod der deutschen Literatur zu reden, ohne zum Lobredner zu werden. Wenn man bei Einer Dichtung einen Mann hindurchfühlt, den man innig ehren, den man lieben muß, so ist es diese. Und zugleich hat man hier eine große nationale Freude. Derselbe Preußenkönig, dem Klopstock wegen seiner ungläubigen Abwendung vom deutschen Geiste so zürnen mußte, hat es einem Manne wie Lessing so angethan, daß sich zum ersten Male wieder eine bedeutende Dichtung auf dem Hintergrunde großer Zeitgeschichte erheben konnte. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie", hat bekanntlich Goethe ausgesprochen. Man hatte wieder Geschichte erlebt, es konnten wieder Thaten geschehen. Wie viele Thränen weinte der mit Lessing in so einziger Weise befreundete Major von Kleist (der Dichter des „Frühlings"), daß sein Kommando ihn bei der Ausbildung von Mannschaften festhielt, während Schlachten geschlagen wurden! Und dabei war Lessing keineswegs gleichgiltig gegen die ungeheuren Leiden, die seinem Sachsen, die insbesondere auch seinem Leipzig zugefügt wurden; er kam inmitten der Gleim, Ramler und der übrigen preußisch-patriotischen Freunde in den peinlichsten Zwiespalt der Gefühle. „Minna von Barnhelm" ist die edelste Auslösung dieser Gefühle. Erich Schmidt in seinem Werke über Lessing hat dies wieder fein gezeigt. Nur in überhöhendem Scherze treten die noch frischen Gegensätze hervor. „Es ist doch wol hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu sein?" Das ernste Preußen und das gewandte Sachsen reichen sich in dem Kurländer Tellheim, den die Lust an der Gefahr in den preußischen Dienst geführt hat, und in dem Fräulein von Barnhelm die Hand. Und der große König selbst, von ihm erfährt man nach der Weise echter Zurückhaltung (vgl. E. Schmidt S. 460 f.) nur mittelbar; er ist es doch, der sich in strenger Rechtlichkeit und Herrschergewissenhaftigkeit selbst um die

Akten bekümmert, ſodaß dem Gekränkten die Wiederherſtellung, die er fordern muß, zu Theil wird. So liegt über dieſem Soldatenſtücke der Hauch einer milden Verſöhnung. Wer ein ſolches ſonniges Frauenherz ſchildern konnte, der trank ſelbſt aus jenem Quell, der mit Gott und Menſchen zufrieden macht. „Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber ſehen als ein fröhliches Geſchöpf!“

Daß Leſſing ſelbſt ſo ſelten erfuhr und erlebte, was ihn von außen her hätte fröhlich machen können! Als fünf Jahre ſpäter die „Emilia Galotti“ vollendet wurde, wußte er's wol ſchon, wie ſehr er zum Leiden beſtimmt war. Er hatte ja unterdeſſen die Enttäuſchung mit dem Hamburger „Nationaltheater“ erlebt; er war mit der Uebernahme der Verwaltung der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, ſo ſehr ſie ſeinem Bücher- und Handſchriftenintereſſe Genüge thun konnte, in drückende Verhältniſſe gekommen. Wir müſſen der Bewegung auch im Gebiete des Trauerſpiels einige Worte widmen. Auch ſie gehört mindeſtens ebenſo ſehr der Sittengeſchichte an wie der Geſchichte der Poeſie und ihrer Formen ſelbſt. Es ſtand ſchlimm in den Sitten der höheren Stände am Schluß des 17., am Anfang des 18. Jahrhunderts. Wir führten zum Erweis deſſen eine kirchengeſchichtliche Thatſache wie die Entſtehung des Pietismus an und eine literaturgeſchichtliche wie die, daß ſchleſiſche Herzoginnen ſich die Widmung Lohenſtein'ſcher Graus- und Wolluſtdramen gefallen ließen, erwähnten auch die Hofdichter Beſſer und König. Daß aber auch die bürgerlichen Kreiſe mit dem Verderben angeſteckt worden waren, iſt, wenn wir einmal nur die Literaturgeſchichte abhören wollen, daraus zu entnehmen, daß ſonſt die Aufnahme der „moraliſchen Wochenſchriften“ nicht wol zu erklären wäre, in England wie in Deutſchland. Steele, der mit ſeinem von 1711 an erſcheinenden „Spectator“ zu dieſer regelmäßigen Belehrung des „Publikums“ den Anſtoß gegeben hatte, ſetzte eben in dieſer Zeitſchrift wie in ihren Nachfolgerinnen ſeine ganze Kraft daran, den Einflüſſen der Verſailler Luft wie in England des Stuarthofes entgegen zu wirken und wieder ſittlich aufzubauen, und zwar vom Hauſe aus. Er belehrte über rechtes Verhältniß der Einnahmen und Ausgaben im häuslichen Leben, über die Bedingungen reinen Eheglücks, über Kindererziehung. Er wurde ſo (Hettner hat dies überzeugend dargeſtellt, in Einzelbearbeitungen wie in der von Kawczynski iſt manches näher beleuchtet worden) zugleich der Entdecker des Familienlebens für die neuere Literatur. Und bald trat — eine erſtaunliche Umwälzung! — die Forderung auf, das einfach bürgerliche Familienleben mit ſeinen Wechſelfällen und ſittlichen Aufgaben auch dahin aufzunehmen, wo bisher „Perſonen geringen Standes“ nicht als „Helden“ hatten auftreten dürfen: wie in den Roman, ſo in die Tragödie. Marivaux

in Frankreich und Richardson in England erfüllten die Forderung im Roman; wie wurden auch in Deutschland Richardson's „Pamela“ und „Clarissa“ mit Wonne verschlungen! Und das Idealbild der Tugend erschien doch hier noch auf recht bedenklichem Hintergrunde. Gellert's „schwedische Gräfin“ gab zu dieser Richtung des Romans den nächsten deutschen Beitrag. Uebrigens zog mit jenen rührenden Sittenschilderungen, unterstützt durch andere englische Werke wie die des Humoristen Lawrence Sterne, zugleich die „Sentimentalität“, die „Empfindsamkeit“ bei uns ein, ohne die der „Werther“ nicht zu denken gewesen wäre. Und im Drama? Der Engländer Lillo that 1731 für England, was 1741 der Franzose Nivelle de la Chaussée für Frankreich: sie brachten ein Stück auf die Bühne, das unmittelbar auf Besserung hinwirken wollte. Der Erfolg war hingerissene Gemüthsbetheiligung. Man fühlte sich in diesen Stücken zu Thränen gerührt, die man sofort für einen Anfang der Besserung ansah. Dabei waren die Stücke ihrem Ausgange nach nicht immer wirklich Trauerspiele. Und wenn sie's auch waren: es war ein „entzückendes Mitleiden“, dem man sich hingeben konnte. Und so nannte man nun diese Stücke bald „weinerliches Lustspiel“, comédie larmoyante (Gellert's „zärtliche Schwestern“ waren ein solches; Klopstock hat uns gesagt, wie er dabei weinte), bald „bürgerliches Trauerspiel“. Lessing's „Miß Sara Sampson“, die schon durch diesen Namen der Hauptrolle auf englische Vorbilder hinweist, war die erste bürgerliche Tragödie in Deutschland (1755) und rief zahlreiche Nachahmungen hervor, bis zu Schiller's „Räubern“ hin, wie nicht minder „Kabale und Liebe“ ein in diese Linie gehöriges Werk ist. Schiller erinnerte später streng, es sei die tragische Form zu keinem anderen als tragischen Zweck anzuwenden. So richtig es ist, daß die hohe Stellung der Handelnden an sich nichts zum Erhabenen beiträgt, so haben doch Stücke wie die der Iffland, Kotzebue ꝛc. gezeigt, daß, wenn das „Bürgerliche“ mit herausgekehrter Absicht auftritt, die Gefahr schwer zu vermeiden ist, das aus der nächsten Umgebung Genommene eben in seiner platten Alltäglichkeit aufdringlich werden zu lassen, während der Dichter, versteht er seine Aufgabe recht, „den Stoff niemals so brauchen kann, wie er ihn findet“, sondern ihn in die Welt erheben muß, die es nur im Lande der Dichtung gibt.

O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
... Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
... Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr. —
Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?
(Shakespeare's Schatten.)

Welchen Zorn würde Schiller über das heutige sozial-pathologische Drama ausgießen! Auch Lessing. Zwischen der „Miß Sara Sampson" und der Vollendung der „Emilia Galotti" lagen siebzehn Jahre; es lagen mit anderen Worten Lessing's Aristoteles-Studien dazwischen. So ist hier mit einer Tiefe der Auffassung, über die manche erschraken, die Schuld der Heldin in die leisen Bedenken eines zart gewissenhaften Herzens gelegt. Das Urtheil über dieses scharf pointirte Drama hat allerdings oft dahin geneigt, daß es den Leser oder Zuschauer, frage er sein Gefühl unparteiisch, doch mit einer gewissen Beklemmung entlasse, die der Tragödie als solcher nicht anhaften sollte. Wenn es so ist — uns will es nicht zu leugnen scheinen —, so kann es gerade an Lessing's Auffassung von den tragischen Begriffsbestimmungen des Aristoteles liegen, insofern Lessing die „Furcht" im Sinne eines Schauders verstanden und diesen Begriff sich angeeignet hat (vgl. eine Untersuchung hierüber von B. Arnold, Chemnitz 1880).

Lessing's christlich-kirchlichen Standort richtig zu bezeichnen — denn eine Aussprache über die theologischen Streitschriften sowie über „Nathan den Weisen" erübrigt ja noch — ist recht schwer, da seine Auslassungen einander widersprechend erscheinen können. Sich lückenlos im Zusammenhange auszusprechen hat er ja keine Gelegenheit und Aufforderung gehabt. Jedenfalls ist man ganz auf dem Holzwege, wenn man ihm — etwa wegen des Streites mit Goeze oder wegen der Herausgabe der Reimarusfragmente — eine der Kirche und ihrer Lehre innerlich abgeneigte Stellung zuweist.

„Ob eine Offenbarung sein kann und sein muß und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine sein kann und sein muß ..., so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben als ein Einwurf dawider sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen ... Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbart?"

Unser Gefühl ist vielleicht nicht im Rechte, wenn es schon in diesem berühmten Satze einen Widerspruch gegen das kirchlicherseits Anzuerkennende findet. Denn das „kann nur die Vernunft entscheiden" ist nur der aus der Sprache jener Zeit genommene Ausdruck, an dessen Stelle wir etwa setzen würden: kann nur dann erkannt werden, wenn man die innere Nothwendigkeit der Sache in Betracht zieht. Anders doch nach dem nicht minder bekannten Satze:

Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden. Wenn ich folglich historisch nichts dawider einzuwenden habe (daß Christus einen Todten erweckt hat, daß er selbst von dem Tode auferstanden), ... ich leugne, daß diese Wunder mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Hiernach sowie nach der näheren Begründung dort thun wir nicht unrecht, wenn wir Lessing zu den Supranaturalisten im kirchengeschichtlichen Sinne zählen, die den historischen Charakter der durch Christum geschehenen Offenbarung verkannten. Hebler allerdings in seinen schönen, wie es scheint nicht genügend beachteten philosophischen Aufsätzen (1869) kommt zu einer positiveren Zeichnung der von Lessing eingenommenen Stellung. In dem Streite zwischen den Vertretern der Kirchenlehre und den Neuerern hat er sich bekanntlich im Ganzen eher auf die Seite der Ersteren gestellt, weil die alte Theologie „mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet, die neuere aber ihn lieber bestechen möchte".

Freilich, auch an den echteren Vertretern der Kirche hatte er auszusetzen, nämlich dies, daß sie „über ihre höhere Weisheit verlernt haben, auch blos einfältige Christen zu sein". Und daher die Lehre, die er ihnen — mochten sie sich auch darüber ärgern — geben wollte im „Nathan"! Wir glauben es dem trefflichen Mendelssohn gern, daß Lessing mit diesem Werke zugleich eine echt deutsch würdige Vertheidigung Gottes gegen Voltaire's witzelnde Zweideutigkeit (in dessen Roman „Candide") geben wollte. Aber so und so konnte es dem reinen Dichtungswerthe des Dramas nicht zu gute kommen, daß die Absicht an seiner Wiege stand. Und so wird es bei Schiller's Urtheile bleiben müssen: „Lessing vergaß nur menschlicherweise in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt sei, die tragische Form zu einem anderen als tragischen Zweck anzuwenden". Sachlich ist gegen den Grundgedanken des „Nathan" und insbesondere gegen die Parabel von dem Ringe nur zu erinnern, daß darin zu viel geschlossen wird, wie es Lessing, wäre er damals innerlich in der Lage gewesen ruhig abzuwägen, selbst nicht gethan haben würde. Daraus, daß es auch in anderen Religionen edelgesinnte Menschen geben kann, folgt doch nicht, daß es überhaupt gleichgiltig sei, zu welcher Religion man gehöre. Im Uebrigen wird derjenige sich heutzutage nicht mehr ereifern, dem es aus der Geschichte bekannt ist, wie tiefgehend der edle Lessing unter der Aufnahme seines „Nathan" gelitten hat. Mag man in dem Nebeneinander der Personen, die die verschiedenen Religionen vertreten, eine Ungerechtigkeit gegen das Christenthum finden — das, worauf es ankommt, liegt doch wol hierin nicht. Denn mit der Gestalt des Klosterbruders könnten wir uns zufrieden geben.

Fünfviertel Jahr lang war Lessing verheirathet. Und wie war er da einmal fröhlich! Es war ein sonniges Ziel nach einem unter unglaublichen Schwierigkeiten geprüften und bewährten Brautstande. Und nun nahm ihm Gott Weib und Söhnlein. Er schrieb damals Worte von der herbsten Bitterkeit. Aber das war nicht sein letztes Wort. Wir können von Lessing nicht Abschied nehmen,

ohne noch des Verhältniſſes zu ſeinem Vater zu gedenken. Leſſing iſt, dieſen Eindruck hat uns die Beſchäftigung mit ihm gegeben, nie dem wirklich untreu geworden, was er aus dem treuen lutheriſchen Pfarrhauſe als Erbe der Väter empfangen hatte. Und der ganze Leſſing, der Mann mit den ſcharfen Denkgegenſätzen und dem hohen Stolze wie mit dem Herzen, das man lieb haben muß, ſpricht aus dem Worte, das er von ſeinem Vater geſagt hat: „wie würde ich ihn loben, wenn er nicht — mein Vater wäre“!

---

11. Goethe als Lyriker.

So war es denn da. So waren ſie abgeſtreift, alle die ſteifen Schalen, die das Menſchliche einengten, daß es nicht frei herausblühen konnte. Leſſing's Beruf war es geweſen, mit der Schärfe des Verſtandes und der Kraft reinen Wollens alle unehrliche Geſpreiztheit hinwegzuarbeiten; vor der Einfalt und Gewalt Klopſtockiſchen Gefühls mußte ſich der ängſtliche Geiſt abgezirkelter Pedanterie zurückziehn. Dürfen wir ſo das Lebenswerk beider immer noch als im Weſentlichen bahnbrechend bezeichnen, ſo war nun Raum da, daß ſich das Leben ſelbſt, das menſchliche, ſo reich und tief, wie es die höchſte Güte und Gunſt angelegt hatte, darlegen und ausſprechen konnte. Es geſchah in Goethe. Und zwar gedenken wir hier nur über den Lyriker Goethe einige anſpruchsloſe Betrachtungen niederzulegen.

Leben alſo iſt die Goethiſche Dichtung. Sie iſt es bis zu dem Grade, daß die Aufrichtigkeit, mit der er in ſeinen Werken ſich ſelbſt darlegt, geradezu rührend genannt werden muß. Welche zarte Kindlichkeit offenbart ſich hierin, welches Vertrauen zu ſeinen Mitmenſchen, die er ſo zu ſeinen Beichtigern machte! Man hat Goethen Gewiſſenloſigkeit vorgeworfen. Er hat verſchiedentlich gefehlt, das leugnet niemand. Aber je mehr man die Entſtehung ſeiner Dichtungen mit ſeinem inneren und äußeren Thun und Erleben in Zuſammenhang bringen lernt, deſto deutlicher tritt hervor, daß ſie oft ganz oder in weſentlichen Theilen ein Selbſtgericht waren, ja mehrmals ein überſtrenges und überzartes. Er hätte ſich vertheidigen können, als bei dem Genietreiben der erſten Weimarzeit ſein Verhalten verkannt wurde, hätte ausſprechen können, daß er keineswegs mit voller innerer Luſt die tollen Ritte und nächtedurchjubelnden Zechereien mitmache, daß dies vielmehr nur der unentbehrliche Hintergrund ſei, auf dem ſich ſeine ſtille, tiefeinwirkende Erzieherarbeit an dem herzog-

lichen Freunde erhebe. Es war eben dies die Wahrheit. Er aber läßt hören:

o frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu ſtillen;
Sogar verbitt ich deinen guten Willen,
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.

Und er bekennt:

wer kennt ſich ſelbſt? |wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thuſt, ſagt erſt der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen ...
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, iſt nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr;
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Herrliches Gedicht, dieſes „Ilmenau", etwas, „das wol einzig in ſeiner Art iſt und neben ſeinem dichteriſchen Werthe zugleich ſittlich und ſittengeſchichtlich allerhöchſten Werth hat. Wo iſt denn wieder ein Fürſt, der ſo mit und über ſich reden läßt? Wo ein Dichter und Unterthan, der mit ſeinem Fürſten ſo zu reden das Herz hat? Es gehörte von beiden Seiten eine Größe der Seele dazu, die zur höchſten Bewunderung reizt" (R. Hildebrand). Es iſt aber auch einzig ſchön, welches Vertrauen der Herzog in den acht Jahre älteren bürgerlichen Freund bereits ſetzte und ſetzen durfte. Wir können es uns nicht verſagen, ein Denkmal davon, den am 10. Mai 1776 an ſeine Adreſſe gekommenen Brief des Herzogs Karl Auguſt an den Miniſter Jakob Friedrich von Fritſch in ſeinen wichtigſten Sätzen hier wiederzugeben. Dieſer, eine vielleicht etwas rauhe, aber gerade Seele, hatte es für ſeine Pflicht gehalten, den jungen Landesherrn von einem Schritte zurückzuhalten, „welcher Ihro von aller Welt verdacht werden muß", nämlich von der Abſicht, ſeinen Frankfurter Freund an den höchſten Stellen im Staate zu verwenden, ihn „im geheimen Concilio zu placiren", der ein „frembdes, vielleicht ganz geſchicktes und habiles, der hieſigen Rechte und der hieſigen Verfaſſung aber ganz unkundiges, daher auch wenigſtens von Anfang vor uns allhier ganz unbrauchbares Subjectum" ſei; ja er hatte erklärt, „in einem Collegio, deſſen Mitglied gedachter D. Goethe werden ſoll, länger nicht ſitzen zu können". Aber der achtzehnjährige Herzog antwortete in jenem Briefe: „wäre der D. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entſchluß billigen; Goethe aber iſt rechtſchaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht alleine ich, ſondern einſichtsvolle Männer wünſchen mir Glück, ihn zu beſitzen. Sein Kopf und Genie iſt bekannt ... Wie ſehr muß es mich befremden,

daß Sie ... lieber meinen Dienſt verlaſſen, und auf eine ſowol für den D. Goethe als, ich kann es nicht leugnen, für mich beleidigende Art; denn es iſt, als wäre es Ihnen ſchimpflich, mit demſelben in einem Collegio zu ſitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund anſehe und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man denſelben verachte, ſondern vielmehr aller rechtſchaffenen Leute Liebe verdient". Wer mehr von dieſen Dingen leſen will, der verſchaffe ſich das köſtliche Büchlein „Anna Amalia, Karl Auguſt und der Miniſter von Fritſch" vom Freiherrn von Beaulieu-Marconnay (1874). Man tritt da den Handelnden allen näher und bekommt vor allen Reſpekt, nicht zuletzt vor Goethe ſelbſt. Und dieſer eben? Er rechtfertigte jenes Vertrauen auf die großartigſte Weiſe. Wie hatte er ſchon 1782 den Mann gewonnen, eben Fritſch, von dem er in ſeinem Ineinander von Selbſtſchätzung und Lerneifer ſchreiben konnte, ſeine Gunſt werde ihm eine Triebfeder ſein, ſich ſelbſt täglich zu bearbeiten und, indem er ſich verbeſſere, ſich nützlicher zu machen. Man kann nichts Erquickenderes leſen, als was Bielſchowsky (Goethe, I. Band 1896, S. 296 ff.; 317 ff.) über ſeine Thatkraft, ſeine Gewiſſenhaftigkeit, ſein opferfreudiges Organiſiren, ſein menſchenfreundliches Helfen beigebracht hat. Das Land ſegnete ihn. „Goethe lebt und regiert und wüthet und gibt Regen und Sonnenſchein und macht uns glücklich, er mache, was er will", ſchrieb in Scherz und Ernſt Wieland. Herder nannte ihn das Weimariſche Faktotum, Knebel das Rückgrat der Dinge. „O gib mir Gott im Himmel! daß ich mich der Höh uud Lieb' nicht überhebe!"

Von dem Lyriker Goethe ſind wir nur ſcheinbar abgekommen. Als er zehn Jahre in dieſer Weiſe gearbeitet hatte, litt der Dichter in ihm ſo ſehr, daß es kaum mehr zum Ertragen war. Die Flucht nach Italien wurde ſeine Rettung. Er wurde wieder, was er ſeinem innerſten Berufe nach ſein ſollte, Dichter. Auch dieſe Erfahrung hat er, ſie für ſich ſelbſt abklärend, in einem großen Werke niedergelegt: im „Taſſo". Und hat dieſes Drama nicht in hohem Maße lyriſche Art? In jeder Zeile zittert ja hier (und das iſt nicht minder ſo in der „Iphigenie") eigene tiefe Bewegung. Es erſtreckt ſich dies bis auf die Versform. Den fünffüßigen Jambus hat Leſſing mit ſeinem Nathan bei uns ſtatt des Alexandriners im Drama heimiſch gemacht. Aber Zarncke wird nicht Unrecht gehabt haben, wenn er dem fünffüßigen Jambus in Goethe's Dramen eine ganz beſondere Art zuſchrieb und ihn den epiſch-lyriſchen der italieniſchen Stanze nannte.

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide.

Ja, Goethe's herbſte Schmerzen löſten ſich, wenn er, nur für die Näherſtehenden *ganz* verſtändlich, ſagen durfte, was er litt, leiſe

nur andeutend, daß eben er es sei, der von sich rede, so leise, wie die Prinzessin im Tasso gar nicht eigentlich von sich zu reden scheint, indem sie dem Dichter ein Geständniß ihrer Liebe macht — und sie wird doch verstanden. So verstand ihn Herder, der eben über den Tasso gesagt hat: „Goethe kann nicht anders als sich selbst idealisiren und immer aus sich schreiben". So und noch tiefer verstand ihn Charlotte von Stein; und der schon genannte neueste Goethe-Biograph urtheilt gewiß richtig, wenn er, was Goethen so zu dieser Frau zog, vor allem darin findet, daß sie wie niemand sonst in seiner Seele las.

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug durchdringt.

Denn er war doch oft, mitten in der Welt, recht einsam. „Mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen; sie können nichts davon sehen noch hören", schreibt er an Lavater. „Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wieviel Feinden ich ringe, um das Wenige hervorzubringen". „Was ich trage an mir und anderen, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können" (vgl. diese und ähnliche Aeußerungen vereinigt bei Th. Vogel, Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion ꝛc. 1888).

Daß Goethe, wie jeder lebendige Mensch, aber ein so lebendiger ganz besonders, an sich selbst zu tragen hatte, auch hierüber hat Bielschowsky überzeugend gesprochen „Es gibt nichts Großes in der Welt, das den Menschen, der damit begnadet ist, nicht zugleich belastet. Das hat in reichlichem Maße auch Goethe erfahren. Er hat unter der Last seiner großen Gaben schwer gelitten". Es ist, wir möchten von dort die ganze Seite abdrucken, von der ungeheuer feinen Empfindung die Rede, die, verbunden mit seinem Geradsinn und seiner Herzensgüte, es machte, daß er alles Böse und Jammervolle in der Welt mit erschütternder Heftigkeit fühlte; von der Stärke des inneren Erzitterns selbst bei stiller, reiner Freude; von der sich drängenden inneren Welt an Möglichkeiten und Entwürfen, die er zu beherbergen hatte; von der unbezwinglichen Sehnsucht nach einem Weiteren und Höheren. Wir möchten an das Wort in der Iphigenie erinnern: „künst'ge Thaten drangen wie die Sterne rings um uns her unzählig aus der Nacht", wie an das andere Wort: „nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide!" War er Frauen gegenüber zu hingebend, wo ein inneres Bewußtsein ihm sagte, daß an dauernde Verbindung nicht zu denken sei, hatte er (er meint Friederike Brion) „das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet", er kam nicht leichten Kaufs davon. Er büßte innerlich in solchem

Falle „härter, als die große Menge, ja viele ſeiner verſtändnißvollſten Freunde glaubten und glauben. Man hat zu leicht neben der Fülle von Sonne, die über die Höhen ſeines Lebens ausgebreitet iſt, die düſteren Schatten überſehen, die dann und wann faſt erſchreckend und für den oberflächlichen Beobachter kaum erklärlich aus den Tiefen aufſteigen".

War aber ſeine Liebe doch eben Leben, wahres, innerſtes Leben, ſo war es ihm auch, wie keinem anderen zuvor, gegeben, dieſes Leben unmittelbar auszuſagen. Wenn wir bei irgend einem das Gefühl haben, daß nichts oder faſt nichts mehr ſteht zwiſchen dem, was ſein Herz empfindet und was ſeine Zeilen ſagen, ſo iſt es bei ihm. Keſtner hat von ihm die Aeußerung aus der Wetzlarer Zeit überliefert, er müſſe ſich jetzt noch vielfach uneigentlich in Bildern und Gleichniſſen ausdrücken (alſo wie ſeine Mutter); er hoffe aber, wenn er älter werde, die Gedanken ſelbſt, wie ſie wären, zu denken und zu ſagen. Von ſeiner Lyrik gilt das, wo er er ſelbſt war, gleich von Anfang an. (Wir geben dabei das, was Goethe im Geſchmacke der niederen Erotik hat drucken laſſen, und es iſt recht viel, preis. Man leſe indeß nach, wie großartig objektiv Schiller dieſen Dingen ihren Platz im Ganzen der Wiederſpiegelung menſchlichen Lebens anzuweiſen geſucht hat, es iſt in der Abhandlung „über naive und ſentimentaliſche Dichtung". Wieland wird dort mit Recht, fein in der Form, aber entſchieden in der Sache, getadelt. Auch Friedrich Viſcher hat dieſen Unterſchied hervorgehoben: in einem Artikel im Goethe-Jahrbuch 1883, Bd. IV; aber auch gegen Goethen ſelbſt wird dieſer Artikel in dem bezeichneten Punkte mit Recht deutſch und deutlich.)

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden Des Lebens ertragen;
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du

Wir sehen da den „Wanderer", wie ihn die Freunde nannten, den Hut tief in die Stirn gedrückt; je wilder der Sturm ihm Regen und Schnee ins Gesicht peitscht, desto freudiger empfindet er darin das Sinnbild seines Verlangens, ein trotzigeres, minder empfängliches Herz zu haben. Ach er weiß, wie die Neigung so unruhig macht — das Gedicht mit seinen kurzen Stoßzeilen zieht uns tiefer in das Mitempfinden dieser Unruhe hinein, als es das redseligste Bekenntniß könnte. Es spiegelt sie ab; und doch taucht es mit uns schon wieder daraus empor, weil der schon eine Kraft des Ueberwindens in sich fühlen mußte, der sich seinen Herzenszustand so gegenständlich machen konnte.

Wie jubelt alles in dem Mailiede:

1. Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

2. Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

3. Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd, o Sonne!
O Glück, o Lust!

4. O Lieb', o Liebe,
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Wie zieht ein wehmüthig frohes Nachgefühl vergangener Bewegung in unser Herz bei den Versen:

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse;
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht ...

Wie er über den See fährt und leise, dieweil hellster Sonnenschein über dem Ganzen liegt und die Berge in reinem Glanze hereinblicken, die Wellen an den Kahn schlagend ihre einförmige Melodie singen — der Dichter sagt nicht: mich überkommt die Sehnsucht; nein, es ist die Sehnsucht selbst, die da spricht:

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist;
Hier auch Lieb und Leben ist.

Und wie auf den Herbstsegen, den der Weinstock zu seinen Fenstern hinaufgerankt hat, seine Thränen fallen, da Liebe mit Leide lohnete:

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels fruchtende Fülle;

Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch —
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen —

da ist das Leben reinste Poesie, und diese Poesie ist Leben! Denn es ist ihm ganzer Ernst und volle Empfindung, was er hier ausspricht: die Trauben unter seinen Fenstern müssen gesegnete Trauben sein, weil seine Thränen, die Thränen eines tiefbewegten Menschen, darauf fallen. Die Natur nicht etwas rein mechanisch Aufzufassendes, im Grunde Todtes — dies der Grund seines Hasses gegen manche Erklärungsweisen in der Wissenschaft, denen er vielleicht das Entsprungensein aus einer solchen Auffassung mit Unrecht zuschrieb. Die Natur nicht etwas dem Menschen Entgegengesetztes, sondern mit ihm Verwandtes, da ja Ein Plan vom Niedersten bis zum Höchsten verwirklicht ist. „Brüder" konnte er in den „anderen armen Geschlechtern der kinderreichen lebendigen Erde" sehen, die da „wandeln und weiden in dunklem Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Nothdurft".

Erhabner Geist, du gabst mir ...
... die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

So ist, schreibt er einmal, jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im großen Ganzen studiren muß; sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe „Das ist eigentlich das Interesse, was darin (er meint in seinen morphologischen Studien, wir dürfen aber erweiternd sagen: in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten überhaupt) verborgen liegt". Merkwürdig, es leuchtet eine höhere Bestimmung darin, daß dieser Goethischen Naturauffassung die Schiller's an die Seite treten mußte, die das freie Prinzipium im Menschen als etwas gänzlich Anderes, als etwas „Uebernatürliches" erkennen lehrt — beide aber sind von Klopstock's großen Gefühlen der Natur gegenüber ausgegangen. Für Goethe erinnern wir an die berühmte Stelle in den „Leiden des jungen Werthers":

wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Lotte stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und

auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll; sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte — Klopstock! — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in den Strom von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß!

Welch eine in sich selbst poetisch gestimmte Zeit! Man ist doch zu leicht fertig, wenn man die innere Bewegung jenes Geschlechts mit dem Tadelwort „Empfindsamkeit" abthut und über die müßige Selbstzergliederung in den Tagebüchern u. dgl. spottet. Welche Gefahren das alles hatte, hat niemand deutlicher als der Dichter des Werther gezeigt. Aber das Poetische ist nicht an sich das Weiche und Nachgiebige! Welche markige Gestalt ist der Großvater in der damals, unter Goethe's Einfluß, von Johann Heinrich Jung genannt Stilling aufgezeichneten Lebensgeschichte, und doch: wie von Poesie umweht! Wie war Lavater poetisch hingebend gegen oft recht täuschende Gefühle, die er freilich für Bausteine zu strenger Wissenschaft nahm, in seinen physiognomischen Studien — und doch, wie war derselbe ein Mann in seinen Thaten, wie er z. B. gegen den ungerechten Landvogt auftrat! Wie konnte der Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, der „große Graf", als ein Beispiel poetisch-romantischen Eigensinns gelten — und doch, aus seinen militärisch-erzieherischen Wirkungen ging Scharnhorst hervor! Wir werden Spangenberg, den Herrnhuter, nicht zu den Kraftvollsten in der Geschichte des Kirchenliedes zählen; aber er und David Zeisberger wurden damals Helden der Missionsthat unter den Rothhäuten Nordamerikas. Und J. Möser sowie Moser Vater und Sohn!

Goethe selbst — wie stark war er doch oft in der That, wie großartig im Selbstüberwinden! Warum kann von seiner Dichtung, nimmt man sie als Ganzes, das Stählende, das Emporhebende nicht in gleichem Maße ausgesagt werden? Fast möchte man mit Schiller annehmen, daß Goethe — und das wirkt in den Folgen beklagenswerth nach bis heute — eine leidige Neigung gehabt habe, sich als einen Anderen, Minderen zu geben, als der er war. Es ist geradezu imponirend, wie das Schiller dem Freunde vorhält in dem Briefe vom 8. Juli 1796, während bei der schönen, offen einräumenden Antwort Goethe's noch etwas Unerklärliches übrig bleibt.

* * *

Daß jene Lieder — es sind eben wirklich Lieder, wo er nicht bei mehr odenartiger Haltung auf den gereimten Strophenbau verzichtet; wir meinen aber unter den Liedern auch manche der Gedichte mit, die Goethe Balladen genannt hat — dazu aufforderten, gesungen zu werden, begreift sich. Tragen sie doch eine Melodie in sich selbst. Karl von Raumer hat uns ein anziehendes Bild gegeben, wie in Giebichenstein um 1807 Liedgesang gepflegt wurde.

„Liebevolles Zusammenleben mit gleichgesinnten, das Vaterland fest und treu liebenden Freunden hielt uns in dieser heillosen Zeit aufrecht. Dann wurden wir in irdischen Leiden durch heiligen Gesang unaussprechlich getröstet ... Händel's Messias, Bach'sche Choräle, alte italienische Kirchenmusik wurden ausgezeichnet gesungen. Im Garten sangen sie Volkslieder. Die von Reichardt und seiner Tochter Luise komponirten Lieder von Goethe, Tieck, Novalis wird man nie wieder so singen hören. Nie werde ich es vergessen, wie Luise zur Laute sang, deren Töne einer reineren Welt anzugehören schienen und die Melodien heilig verklärten".

Und dabei wiederholen wir nur, was schon öfter, am bestimmtesten schon von Vilmar, gesagt worden ist, wenn wir erinnern: Goethe's Lieder versetzen uns mit einer Sicherheit, die eben nur dem Genie eigen ist, in die jeweilige Naturstimmung, daß sie uns in der Seele gegenwärtig ist, die Kühle des Herbstabends, die reine Luft der Berge, die Fülle des Frühlings, das Freie und Weite eines breiten, fruchtbaren Geländes, ohne daß nur je der Versuch gemacht würde, ins Schildern überzugehen. Wir fühlen uns von dem entsprechenden Hauch der Erde, dem zutreffenden Lichttone der Landschaft umgeben. Milde legt sich uns der beruhigende Einfluß einer Frühlingsmondnacht ins Herz in dem „Füllest wieder Busch und Thal Still mit Nebelglanz"; und die Ruine steht vor uns mit altem Gemäuer und umschlingendem Epheu in dem „Hoch auf dem alten Thurme steht Des Helden edler Geist", ohne daß der leiseste Ansatz zum Ausmalen da wäre. Goethe gibt eben die Stimmung unmittelbar wieder und erweckt dadurch den Dichter in uns selbst. Und dabei ist er, um das abgenutzte Wort noch einmal zu brauchen, so sehr Realist, daß selbst, was wie ein blos Erdachtes scheinen könnte, dem Wirklichen abgelauscht ist. Hat man doch nachgewiesen, daß in den Zeilen

Seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern

das Gleichniß der letzten Verse auf einer damals wirklich eben gemachten Beobachtung beruht. Ist er es nicht, der, hoher Idealist zugleich, den mitteldeutschen Wald uns zum Vertrauten gemacht hat, während noch Haller im Walde vorwiegend die „finstern Buchen" sah?

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,

Nehmt freundlich mich in euern Schatten ein!
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb und Luft,
Mit frischer Luft und Balsam meine Bruft.

Goethe empfing aber auch viel von der Natur, ſie war ihm viel, oder vielmehr, im Sinne ſeiner eigenen tiefſchöpfenden, häufigen Bekenntniſſe ausgedrückt: die Nähe und Gegenwart Gottes in der Natur gab ihm viel. Man kann ſeinen Sinn, man kann ſeine Dankbarkeit nicht mißverſtehen, wenn man lieſt, was er von der im Jahre 1777 unternommenen Winterreiſe in den Harz an Frau von Stein ſchrieb, als ihm Gott, die Götter, das Schickſal, er ſagt jetzt ſo, jetzt ſo, den Wunſch der Seele erfüllt hatte, in der Beſteigung des Brockens einſam erhebendes Aufathmen und liebliches Erquicken zu erfahren. „Was ſoll ich vom Herren ſagen mit Federſpulen, was für ein Lied ſoll ich von ihm ſingen? im Augenblicke, wo mir alle Proſa zur Poeſie und alle Poeſie zur Proſa wird ... Mit mir verfährt Gott wie mit ſeinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befeſtigungszeichen bitte, daß möge das Feld trocken ſein und die Tenne naß, ſo iſt's ſo, und umgekehrt auch, und mehr als alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünſchen ... Ich ſagte: ich hab einen Wunſch auf den Vollmond! Nun, Liebſte, tret ich vor die Thüre hinaus, da liegt der Brocken im hohen herrlichen Mondſchein über den Fichten vor mir und ich war oben heut und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebſten Dank geopfert ... Nur ein Wort zur Erinnerung. Wie ich geſtern zum Torfhauſe kam, ſaß der Förſter bei ſeinem Morgenſchluck in Hemdsärmeln und diskurſive redete ich vom Brocken und er verſicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehen ... Die Berge waren im Nebel, man ſah nichts ... Da ſaß ich mit ſchwerem Herzen ... Und ich kam mir vor wie der König, den der Prophet mit dem Bogen ſchlagen heißt und der zu wenig ſchlägt. Ich war ſtill und bat die Götter, das Herz dieſes Menſchen zu wenden und das Wetter, und war ſtill. So ſagt' er zu mir: nun können Sie den Brocken ſehn, ich trat ans Fenſter, und er lag vor mir klar wie mein Geſicht im Spiegel, da ging mir das Herz auf und ich rief: Und ich ſollte nicht hinaufkommen! ... Ich habe ein Zeichen ins Fenſter geſchnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen". Wir ſehen hier zugleich die bibliſche Würze ſeiner Gedanken (Frau Rath!).

Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Dankes
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker —

prachtvolle Ode, dieſe „Harzreiſe im Winter“, zugleich ein rührendes Denkmal des menſchenfreundlichen Sinnes des Dichters, wie er liebevoll dem von Schwermuth gedrückten jungen Pleſſing nachging:

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte!

Wollte er doch ſeinen dichteriſchen Beruf ſelbſt in den Dienſt der Liebe zu den Mitmenſchen geſtellt wiſſen, als er die innigen Worte ſchrieb: warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll? — Ob Goethen die Nähe Gottes in der Natur die ganze Selbſtbezeugung Gottes war? Man darf ſich, was er von dieſer Nähe und ihrem zeitweiligen Wiederentfernen ahnte und erfuhr („davon hab ich ſo viel Erfahrung!“), nicht unperſönlich denken, wie ja ſchon jene Harzbekenntniſſe zeigen. Mochte er in einer längeren Periode ſeines Lebens die Lehre Spinoza's als diejenige begriffliche Auffaſſung erkennen, die ſeine eigene Anſchauung am treffendſten wiedergebe, er ſagt doch: „der Hylozoismus, dem ich anhing und deſſen tiefen Grund ich in ſeiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ ꝛc.“ — es iſt Gott, den er meint! Wir haben es ihm einfach zu glauben, daß er ihn als den tiefſten Grund in ſeiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ. „Du redeſt mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der beweiſen haben will, der nicht erfahren hat. Und von alledem iſt gerade das Gegentheil in meinem Herzen“. „Der Herr, mein Gott, hat ſich freundlichſt zu mir genaht ... Wie dank ich ihm, er hat meine Bruſt geöffnet, die harte Hülle meines Herzens weggenommen, daß ich ſein Nahen empfinden kann“. „Glaub an mich, der ich an den Ewigen glaube“ (Vogel, a. a. O. S. 4. 14).

Freilich, zu dem Evangelium hat Goethe, nachdem er ſich von ihm abgewandt, kein anderes Verhältniß wiedergefunden als das einer Gönnerſchaft, die ſeine Wirkungen anzuerkennen bereit iſt. Wir wollen keine matten Entſchuldigungen verſuchen. Aber wir widerſprechen denen, die bei ihm eine Allſeitigkeit menſchlicher Ausrüſtung annehmen. Für das Reich der ſtillen Nothwendigkeit, die Natur, war ſein Blick liebevoll geſchärft. Für das thätige, vielbewegte Menſchenleben, ſofern es Gegenwart iſt, hatte er ein Herz voll Wärme; er verlangte auch hier „von ſich die Anerkennung der Wirklichkeit als des wahren Idealen, die Hingabe ſeines ganzen Menſchen an die Gegenwart“ (Schöll). Aber die Fähigkeit, die Geſchichte als das Reich großer Gedanken Gottes zu verſtehen, war ihm nicht in gleichem Maße gegeben. Die Geſchichte hat für

ihn allezeit etwas Bedrückendes gehabt. Und so kam es ihm vor, als ob Jesus Christus, aus der lästigen Welthistorie heraus, Ansprüche an ihn stelle, gegen die er sich zu wehren habe. Er wußte nicht und wollte nicht wissen, daß Christus nicht Fordernder, sondern Wohlthäter ist. Ist die Sonne fordernd, die wärmend und liebevoll leuchtet? Goethe wußte doch hierauf die Antwort so gut! Ja, er kann, dieser Goethe, dem man oft so gut sein muß, auch störrig, eigensinnig, selbstwillig widerstrebend sein — am verletzendsten ist uns noch immer der ironisirende Goethe gewesen. Auch an „Wahrheit und Dichtung“ hat man deshalb nicht immer reine Freude.

An dem Goethe aber, den man lieb haben muß, ist einer der liebenswerthesten Züge seine Dankbarkeit. Sie liegt auch oft auf seiner Lyrik wie ein Hauch zart kindlichen Duftes. Neuere Ethiker haben dies gewürdigt (Luthardt II, 585). Er weiß sich von einer höheren Hand geführt, und er dankt dieser Hand. „Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens ist, mir bewiesen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt sei! Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das ist's, was ich mit geflissentlicher Vermeidung aller theologischen Systemsprache (er wollte die vielfach zum Geklingel gewordene Sprache „wieder ehrlich machen“, urtheilt Schiller, Brief an Goethen vom 17. August 1795) mit größter Wahrheit sagen kann“, so heißt es in den Klettenberg-Goethischen Bekenntnissen. „So viel kann ich Sie versichern, daß ich ... bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind“. „Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme“ (vgl. Vogel, S. 78. 14).

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sät,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust (Grenzen der Menschheit).

Wir wollen gleich hier bemerken, daß wir diese wie stets mit dem Blick zum freien Himmel gedichteten Oden, schon ihrem Formschwunge nach, zu dem Erhabensten zählen, was unsere Muttersprache kennt.

Zum Muthe wird die Dankbarkeit in dem Gedichte „Seefahrt“. „Lange Tag und Nächte stand mein Schiff befrachtet“.

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Und so heißt es in hoher Dankbarkeit noch in den schönen letzten Dornburger Gedichten:

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß

(letzteres etwa nach den Worten in den „Wanderjahren" zu erklären: „darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervorthut?").

* * *

Wir setzen zum Schlusse ein Stimmungsbild aus jenen Tagen hierher, festgehalten in den Erinnerungen, die die Gräfin Henriette von Egloffstein aufgezeichnet hat (v. Beaulieu-Marconnay, a. a. O. S. 234 ff.). Sie weilte am Weimarischen Hofe in den Jahren 1795 bis 1804.

Im vertrauten täglichen Umgange mit den berühmten Männern, die Weimar zu einem Sitz der Musen umgeschaffen hatten, erkannte man die Richtigkeit des Satzes: „wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten". Vermöge der zwanglosen Freimüthigkeit, womit jeder in Gegenwart der Herzogin Amalia (in Tiefurt, ihrem „Sorgenfrei") seine individuellen Ansichten aussprechen und vertheidigen durfte, knüpften sich zwischen den hochbegabten Besuchern die geistreichsten Unterhaltungen an. Doch gingen diese nur allzu oft in heftige Diskussionen über, bei welchen Wieland's launenhafte Krittelei, Herder's persiflirender beißender Witz, sowie Knebel's unbezähmbare Leidenschaftlichkeit, vor allem aber Goethe's diktatorisches Genie kräftig hervortraten ... In Mitte so vielfach bewegter, heterogener Elemente stand Schiller voll Ruhe und Klarheit, wie der sanft leuchtende Mond, über welchen die Wetterwolken spurlos hinwegziehen".

„Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden" (Hermann und Dorothea). Und so gehört auch jene Zeit der Vergangenheit an. Aber der Mensch darf sich für eine Weile hier anbauen. Und es ist Güte Gottes, wenn ihm dabei, wie der Ausdruck dieser Güte Gottes selbst, das Poetische nicht fehlt. Jeder Mensch, der Augen hat, diese Spuren zu sehen, findet die wahre Poesie in seiner täglichen und nächsten Nähe.

12. Innere Zusammenhänge in Schiller's Begriffswelt; Schlußbetrachtung.

Man hat sich darin gefallen, das Bestreben der großen Führer des deutschen geistigen Lebens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Revolution zu nennen. Wir können nicht finden, daß damit dem Verständnisse gedient sei. Soll es Revolution heißen, wenn die Knospe im Frühlinge wie mit trotzigem Schwunge ihre Hüllen sprengt, als erkläre sie, daß sie solches einengenden Schutzes nicht mehr bedürfe? Schiller meint gewisse Erscheinungen bei Goethe aus dessen „gerechtem Abscheu vor allem Schwerfälligen, Methodischen und Steifen" erklären zu sollen. Und damit wird ohne Zweifel der Sinn der brausenden Genies, auch wie sie sich dann abklärten, richtig getroffen. Uns erscheint es darum weit förderlicher, an ein anderes Beispiel geschichtlichen Neuwerdens zu erinnern. Wann wurde denn schon einmal eine anspruchsvolle Gelehrsamkeit, ein Virtuosenthum einzwängender Regeln, ein „Leben unter dem Gesetze" durch etwas Höheres überwunden, sodaß eine Befreiung offen am Tage liegt? Als der Geist der Pfingsten die schlichten Männer von Galiläa mit einer Freudigkeit des Hervortretens und Bekennens erfüllte, die den Inhabern der überlieferten Gesetzesweisheit die höchste Verlegenheit bereitete, da jene Bekenner zweifellos „ungelehrte Leute und Laien waren". „Sie werden alle von Gott gelehret sein", unmittelbar von ihm, nicht durch Schule und Regel, dieses Wort hatte sich hier erfüllt. Die Verschiedenheit zwischen den beiden Vorgängen, der Ausrüstung und Erleuchtung der Apostel durch den Geist von oben und der Eröffnung eines frischen Quells unmittelbaren Lebens und Kunstschaffens im vorigen Jahrhundert, verkennen wir keinen Augenblick. Sie ist groß. Aber der Gegensatz war augenscheinlich derselbe hier und dort. Die fast plötzlich auftretende Nothwendigkeit war dieselbe: die Nothwendigkeit, einen völlig anderen Maßstab anzulegen als bisher, weil ein neues selbständiges Leben da war, dem gegenüber die alten Schulautoritäten auf einmal nicht mehr verfingen. Goethe hatte ein lebhaftes Gefühl für diese formale Uebereinstimmung und war ebendeshalb dem alten Kirchenhymnus veni creator spiritus in eigenthümlicher Weise zugethan. Es ist noch die Frage, ob Goethe dem Worte eines Neueren ohne Einschränkung zugestimmt hätte: „in der modernen Welt hat bisher nur eines auf die Dauer das Uebergewicht gegeben: überlegene Bildung" (Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. 1885, S. 284). Man hätte ja natürlich erst festzustellen, was unter Bildung verstanden werde. Ein Johann Georg Hamann hat

vielmehr die Anschauung vertreten, jede geoffenbarte Ursprünglichkeit sei das Ueberlegene, das Ehrfurcht fordere und gewinne, sei es nun die Naturoffenbarung des Genies, sei es die höchste, von den Unmündigen keusch und zart gehegte Weisheit des alten, einfachen Evangeliums. Und wenn ein Einschlag von Aristokratie dabei sein muß — gewiß, es ist Aristokratie, sich begabt und begnadigt zu wissen von oben und das Siegel der Auszeichnung vor tausend anderen zu tragen. „Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger". Aber es ist, gerade nach dem Sinne der Großen im vorigen Jahrhundert, eine Aristokratie, die demüthig macht. Denn zu sagen machtvoll ein großes Empfinden, auszusprechen maßgebend eine tiefe Einsicht ward freilich nur Wenigen gegeben. Aber davon waren jene großen von Hamann und Herder her mächtig durchdrungen, daß die Fähigkeit eines tiefen, poetischen Empfindens etwas im Menschen selbst Begründetes, von der Bildung Unabhängiges sei. Und wie Goethe zeigt, vor Allen aber Schiller, gehört zum Ueberlegensein auch ein tiefbegründeter moralischer Einschlag.

Und wieviel denn also mit dem gern wiederholten Satze erklärt wird, die große Bewegung jener Zeit, sagen wir von 1773 bis 1805, habe der Herausarbeitung eines blos menschlichen Ideals, der Darstellung bloßen wahren, edlen Menschenthums gegolten? Wir verkennen nicht, daß, wenn sich jene Zeit von ihrer Aufgabe Rechenschaft zu geben suchte, wirklich ihr Streben begrifflich so gefaßt wurde. Es war dies erklärlich, weil man mit Schmerzen erkannte, daß das einfach Menschliche, vom Essen und Trinken bis zum sprachlichen Ausdruck, von Leid und Freude des unverbildeten Herzens bis zur reifen That eines angestrengten Wirkens zum Segen der Mitmenschen und zunächst schon zum Erwerb des täglich Nothwendigen, so lange, lange über die Achsel angesehen worden war, als sei es, wenn es noch blos dieses sei, noch nichts. Jetzt entdeckte man die Berechtigung und Schönheit dieser einfachen menschlichen Dinge. Man suchte sie als etwas in sich Vollendetes der darin angelegten höheren Bestimmung gemäß herauszuarbeiten, mit Begeisterung, mit Leiden. Mit Leiden ging darin z. B. der auf, den jene Entdeckung zugleich zum Begriffe einer, eben allgemeinmenschlichen, Weltliteratur und zum Verständnisse des Volksthümlichen führte, Herder, der vornehmste Verkündiger jenes Menschenideals. Wie litt er unter der Erkenntniß, daß die Gelehrtenschule in ihrem thatsächlichen Zustande vielfach nicht dazu angethan sei, das von Gott im Menschen Angelegte herauszubilden. Schien es doch oft, als hätten Männer wie Ratich, Jungius, J. V. Andreä — auch Montaigne mag mit zu nennen sein — umsonst gepredigt und gestritten. Wie war es dem würdigen Herder ein Trost, Samenkörner, die er in solchem Sinne in empfängliche Jünglingsherzen ausstreute, Frucht bringen zu sehen. Man erinnere sich dessen,

was G. H. v. Schubert hierüber warm und verehrungsvoll erzählt hat. Und es begann nun jene Umgestaltung des höheren Schulwesens, in deren Nachwirkung wir noch stehen. Fand man nicht jenes einfach Menschliche, oder vieles davon, mit der bezaubernden Einfalt des naturwahren Lebens im Homer dargestellt? „Es sind's die Griechen"! In den Griechen, so urtheilte W. v. Humboldt, dürfen wir die Idee des Menschen wie verkörpert anschauen; und Friedrich August Wolf der Schulmann folgte ihm.

Zeigt sichs da nicht, wie das allgemein Menschliche doch wieder eine bestimmte Form suchen muß und wie jenes humane Streben darauf angewiesen ist, zur Geschichte zurückzukehren? Den erstrebten „reinen Menschen" gibt es nicht. Wir wissen jetzt, daß uns auch schon in den homerischen Dichtungen und dem Leben, das sie widerspiegeln, Verhältnisse vorliegen, die eine Geschichte durchgemacht haben. Und überhaupt hat es unsere Zeit gelernt, wieder gerechter zu sein gegen die großen geschichtlichen Mächte, unter deren bestimmendem Einflusse wir stehen und die uns zu dem machen, was wir konkret sind, auch gegen das Christenthum. Das Urtheil des schon genannten neuesten Goethebiographen über die Wertherdichtung finden wir dafür in der schönsten Weise bezeichnend. „Das können wir Lessing zugestehen: eine Individualität wie die Wertherische war im Alterthum unmöglich. Sie ist in der That ein Ergebniß christlich-moderner Kultur. Es mußte ihr eine vielhundertjährige Entwickelung vorausgehen, die durch Weltflucht, Abkehr vom Materiellen, Ringen nach himmlischem Glück, eindringliche Selbstbeobachtung und Selbstprüfung eine Vertiefung und Verfeinerung des Seelenlebens herbeiführte, von der das Alterthum keine Ahnung hatte. In Deutschland war es zuletzt — ein Jahrhundert vor dem Werther — der Pietismus gewesen, der jene auf das Innere des Menschen gerichtete Bewegung christlicher Zeiten zu neuer Stärke angefacht hatte: und wenn daher irgend eine Stadt zur Geburtsstätte des Werther vorherbestimmt war, so war es Frankfurt, die Geburtsstätte des Pietismus. Mochte diese Geistesentwickelung mit einer Verfeinerung des Seelenlebens auch eine Verzärtelung, ein Ueberfliegen des Wirklichen und manche bedenklichere Entartung bringen, sie blieb die Quelle eines großartigen Fortschrittes der Menschheit ... Hätte man im 18. Jahrhundert dem langen Kulturprozeß, der die Menschheit mit einer bis dahin ungekannten Gemüthstiefe und Seelenkunde ausgerüstet hatte, ein Denkmal setzen wollen, es hätte kein prägnanteres und schöneres gefunden werden können als der Werther. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist der Roman in noch viel weiterem Sinne ein großer historischer Merkstein, als wenn man ihn nur als den treuesten Reflex einer bedeutsamen Zeitstimmung betrachtet" (Bielschowsky I, S. 204; vgl. S. 382 f. das Urtheil über Goethe's Stellung zu Antike und Gothik).

Nicht immer alſo iſt die Zeit ſelbſt die unbefangenſte Richterin über die Kräfte und Strömungen, von denen ſie auf ein hohes Ziel hingeführt wird. Aber auch die Perſonen ſelbſt wirken noch etwas Anderes, Höheres, als was den Inhalt ihres eigenen klaren Tagesbewußtſeins ausmacht. Wir ſehen es an Schiller. Wo ſetzen wir ein, um in den geſchloſſenen Bau ſeiner Gedanken einzudringen? Wir ſagen gerade bei Schiller abſichtlich Gedanken; denn bei ihm iſt ſelbſt da, wo uns die reine poetiſche Form entgegentritt, das Feſte darin das Gebälk eines nach dem klarſten und ſchönſten Aufriſſe emporgeführten, energiſchen Begriffsſyſtems. Das eben iſt es, „was bis dahin hat faſt unglaublich ſcheinen müſſen, wenn man die Härte des Stoffes kannte, der ſich in dieſer glänzenden äußeren Rundung verbirgt“ (A. W. Schlegel). Vielleicht beginnen wir am beſten eben bei einem Punkte, über den Schiller ſelbſt ſich kaum je Rechenſchaft gegeben, unſeres Wiſſens wenigſtens ſich niemals ausgeſprochen hat. Schiller der Arzt, der Haller's phyſiologiſche Erklärungen ſo begeiſtert erfaßte, war ſo ſehr von der leiblichen Bedingtheit alles menſchlichen Lebens und Aeußerns durchdrungen, daß man ihn für einen Materialiſten halten könnte, wenn man gewiſſe Stellen ohne Zuſammenhalt mit den übrigen läſe. „Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die bösartigen nennt, kündigen ſich mehr oder weniger mit einer ſonderbaren Revolution im Charakter an. Damals, wenn ſie im Stillen noch in den verborgenen Winkeln der Maſchine ſchleichen und die Lebenskraft der Nerven untergraben, fängt die Seele an, den Fall ihres Gefährten in dunkeln Ahnungen voraus zu empfinden. Der Sanftmüthige wird zänkiſch, der Lacher mürriſch, und der ſich vorher im Geräuſch der geſchäftigen Welt verlor, flieht den Anblick der Menſchen und entweicht in düſtere, melancholiſche Stille. Der Ton der unangenehmen Empfindung iſt herrſchend; und wie dieſer tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maſchine entſprungen iſt, ſo hilft er rückwärts dieſe Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen“. So hören wir 1780 den jugendlichen Mediziner ſich ausſprechen (Hempel XIV, S. 134). Freilich, er ſpricht von der Seele; er hatte eben in den Auffaſſungen des großen Haller ein mächtiges, echt deutſches Gegengewicht gegen den franzöſiſchen Materialismus. Und er hatte das größte, mächtigſte in dem Geheimniß ſeines eigenſten Weſens. In Schiller war von Haus aus ein aufgethanes Auge für die gottgegebene moraliſche Würde des Menſchen, vermöge deren der Menſch weit etwas Anderes, Höheres iſt als ein bloßes Sinnenweſen. Das macht unſeren Schiller zu dem Unvergleichlichen in der ganzen neueren Zeit. Davon „glühte ſeine Wange roth und röther“! Noch über Kant hinaus trug ihn der Hochflug. War Kant das, was man einen Seher nennen könnte innerhalb der natürlichen Schranken? Aber

Schiller war es. Sein Inneres war in dieſem Sinne ein Heiligthum; wir haben, für Volk und Welt, Gott dafür zu danken, daß wir ihn haben. Die Zeit wird kommen, da man das wieder mehr erkennt. Da war ein Drang nach dem ungehemmten Geltenlaſſen des „freien Prinzipiums im Menſchen", daß Schiller über jede modiſche Philoſophie, die das Gegentheil verlangt hätte, wie ein Adler emporgeſtiegen wäre, auch ſchon vor Kant und ſeiner Bekanntſchaft mit ihm. Aus dem „Knechtsgefühl eigener Entwürdigung" erklärte er ſchon als Jüngling jede Philoſophie, die ſich mit dem Eigennutze abfindet und den Trieben der Bequemlichkeit ſchmeichelt. Hohe Opfer bringen, an ſich ſelbſt und ſein phyſiſches Wohl nicht denken, man weiß, wie davon ſeine jugendliche Seele erfüllt war. Aber gerade wie er damals und ſpäter den Sieg des frei Perſönlichen im Menſchen über das Natürliche, ja Thieriſche darſtellt, hat ſeine Schreibart, indem ſie fachmänniſch genau zutreffend ſein kann, etwas eigenthümlich Faßbares, geſund Beſtimmtes. Mit köſtlicher Ironie zeichnet Schiller der Arzt in der Abhandlung „über Anmuth und Würde" (1793) den phyſiſchen Haushalt eines Menſchen, der nicht den Anſpruch macht, etwas weſentlich Höheres als ein mit Bewußtſein genießendes Weſen, mithin ein beſſer veranlagtes Thier zu ſein. „Die geſchäftloſe Seele iſt ein beſcheidener Gaſt in ihrem Körper und ein friedlicher, ſtiller Nachbar der ſich ſelbſt überlaſſenen Bildungskraft. Kein anſtrengender Gedanke, keine Leidenſchaft greift in den ruhigen Takt des phyſiſchen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr geſetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geiſtes keine beträchtliche Konſumtion der Kräfte verurſacht, ſo wird die Ausgabe nie die Einnahme überſteigen, vielmehr die thieriſche Oekonomie immer Ueberſchuß haben", ſodaß die Organiſation „florirt". Und es iſt ſchon daſſelbe Ueberlegenheitsbewußtſein, nur mit dem burſchenhaft übermüthigeren Ausdrucke der erſten Fachbegeiſterung, mit dem er 13 Jahre früher geſchrieben hatte: „Eine unthätige und ſchwache Seele, die niemals in Leidenſchaften überwallt, hat gar keine Phyſiognomie, wenn nicht eben der Mangel derſelben die Phyſiognomie der Simpel iſt. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anſchuf und die Nutrition vollendete, dauern unangetaſtet fort ... Die ganze Bildung behält eine Ründe, denn das Fett hat Ruhe in ſeinen Zellen; das Geſicht iſt regelmäßig, vielleicht auch ſogar ſchön; aber ich bedaure die Seele". Soll aber der Menſch etwa, im Triumphgefühl ſeiner geiſtig-ſittlichen Würde, blos Geiſt ſein wollen; ſoll er die Geltendmachung des Perſönlichen darin ſuchen, daß er ſich ſelbſt, ſofern er Natur iſt, unterdrückt? Nein, das wäre „doch nichts mehr als eine ſchöne Verirrung des Verſtandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menſchen allzu enthuſiaſtiſch herabwürdigt". Und deswegen hat uns eben die

weiſeſte Abſicht den Leib zum Gefährten gegeben. „Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen ſchweifte und in der Abſtraktionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus ſeinem intellektuellen Schlummer empor; ... den Philoſophen, der die Natur der Gottheit entfaltet und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch ſeine baufällige Hütte ſtreicht, zu ſich ſelbſt zurück und lehrt ihn, daß er das unſelige Mittelding von Vieh und Engel iſt“ (wie Haller ſich ausgedrückt hatte).

Und eben in dieſer Doppelſeitigkeit liegt die eigenthümliche Aufgabe des Menſchen. Es war einem Schiller unmöglich, in der gegebenen Welt nur der ſtille Beobachter zu ſein, der ehrfürchtig lauſcht auf das, was iſt. Der Natur gegenüber und allem gegenüber, was unter den Begriff der Natur fallen konnte, nahm Goethe dieſen Standpunkt ein. Schiller mußte das ſuchen und herausſtellen, was ſein ſollte. Iſt nicht, wie die Beiden ſo verſchieden waren, die Freundſchaft beider eine um ſo großartigere Erſcheinung, ein ſittliches Gut wirklich für die Nation? Sie haben, nachdem ſie ſich einmal gefunden, einander anerkannt, gelten laſſen, auch getragen, daß man kaum etwas Anderes an die Seite ſtellen kann als die erſtaunliche Größe, die Luther ſeinem Philippus gegenüber bewies. Daß Goethe nicht etwa blos der Gebende war, ſondern von Schiller's reiner Wärme aus dumpfem, verachtendem Weltekel gerettet, mit neuem Glauben erfüllt wurde, hat trefflich Fr. Viſcher (Goethe-Jahrbuch IV) gezeigt. Das war in Schiller das Uebermächtige, die moraliſche Frage, die Frage nach der von einem höheren Willen geſtellten und in der Sache ſelbſt ausgeſprochenen Aufgabe des Menſchen, nach der Idee. Sie liegt eben darin, daß der Menſch eine Mittelſtellung einnimmt in der Reihe der Weſen. „Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern, In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein“: das Thier iſt ſinnlich thätig, aber es hat keine Freiheit. „Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern, Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein“: die höheren Geiſter, die Engel (noch im Wallenſtein: „die Geiſterleiter, die aus dieſer Welt des Staubes Bis in die Sternenwelt mit tauſend Sproſſen Hinauf ſich baut, an der die himmliſchen Geſtalten wirkend auf und nieder wandeln“), die Dämonen, ſie haben geiſtige Freiheit; aber wie könnten ſie Kunſt im menſchlichen Sinne haben, da ihnen die körperlich bildende Hand, das leiblich aufnehmende Auge und Ohr fehlt. Und wie Kunſt, ſo das ſittliche Problem: „der Menſch in ihrer Mitte — zwiſchen dem Thier der Wüſte und dem „Gott“ im griechiſchen Sinne — Soll ſich an den Menſchen reihn, Und allein durch ſeine Sitte Kann er frei und mächtig ſein“. Er ſoll etwas; er ſoll Sitte haben, ein ſittliches Weſen ſein. Was heißt das? Soll er „alles das von ſich

ſtoßen, was ſinnlich iſt“ und die von ihm abhängende Natur lediglich „erfahren laſſen, daß er ihr Herr iſt“? Nein, nicht dieſen Zwang. Soll er, „unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über ſich herrſchen laſſen“? Dies ſelbſtverſtändlich erſt recht nicht. Sondern: „wo Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung zuſammenſtimmen“, wo „der Wille das Geſetz der Nothwendigkeit frei befolgt, geht das Göttliche oder das Ideal hervor“.

Iſt dies jemals ſo geweſen? Hat es eine Zeit gegeben, wo dies Wirklichkeit war? Es hat — und für Schiller ergab ſich hier eine groß angelegte Philoſophie der *inneren Geſchichte des Menſchen* — eine Zeit gegeben, wo der Beobachter, wäre es nicht Gott ſelbſt geweſen, hätte meinen mögen, es ſei ſo. Denn damals erfüllte der Menſch die Gebote der Güte und Wahrheit. Köſtliche, goldene Zeit, „da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk, Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies“. Aber es war dies doch nur eine Stufe *vor* der wahren, vom Menſchen geforderten Sittlichkeit. Denn der Menſch war da noch Kind, ſeiner ſelbſt und der großen in ihm angelegten Möglichkeit noch nicht bewußt, „noch nicht zur Freiheit erwachet“. O wäre er, als er erwachte, als ihm die Kultur den nothwendigen, aber gefährlichen Dienſt that, ihm die Augen aufzuthun, dem treu geblieben, was er bis dahin ohne das Bewußtſein der Wahl geübt hatte! Hätte er „mit freiem Bewußtſein und Willen das Geſetz ergriffen“! Es iſt nicht geſchehen; „vermeſſene Willkür Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört“. In dem Augenblicke, wo dem Menſchen die Freiheit zum Bewußtſein kam, wandte er ſich mit dieſer ſeiner Freiheit den Dingen zu, die nicht würdig waren, den realen Inhalt der Freiheit zu bilden, und die ihn nun vielmehr zu knechten anfingen. „Seine Feſſeln zerbricht der Menſch. Der Beglückte! Zerriß er Mit den Feſſeln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!“ Es iſt, als hätte man Gedanken Auguſtin's vor ſich. Und eine Uebereinſtimmung iſt wirklich vorhanden. Die bedeutende Abweichung braucht man deshalb nicht zu überſehen. Und wer über den Sündenfall der Menſchen und ſeine Folgen trauert, der kann auch Verſtändniß haben für den tiefen Schmerz, mit dem Schiller den von ihm angenommenen Fall des Menſchen empfunden, und für die erſchütternde Kraft, mit der er ſeine Folgen dargeſtellt hat. Wo? Im „Eleuſiſchen Feſt“, in der Elegie „Spaziergang“, in „Ideal und Leben“, in der Abhandlung über die beiden Dichtungsarten; und im Hintergrunde überall. Ach, ſpricht der „Pilgrim“,

ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort iſt niemals hier —

es kann uns nicht gelingen, unser Sein mit dem Sollen in Einklang zu setzen. Es

erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund. (Das Ideal und das Leben.)

Eine Freundin, zu der der Mensch sein Weh, seinen inneren Zwiespalt tragen kann, hat er an der schlichten Natur. Nicht daß er mit Rousseau wünschen dürfte, alle Kultur und Verfeinerung wieder wegwerfen zu können. Gehörte doch die Kultur auch zur Aufgabe des Menschen; und über die Lasten und Mühseligkeiten zu klagen, die sie gebracht hat, wäre nur Trägheit. Aber wenn dich die Verstellung anekelt und dich „die Mißbräuche in der Gesellschaft zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben" —, wohl, widme nur getrost „der unscheinbaren Blume, der Quelle, dem bemoosten Stein, dem Gezwitscher der Vögel ꝛc." etwas von rührender Achtung. Diese Dinge „sind, was wir waren und was wir wieder werden sollen. Sie sind Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt, daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen". „Es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst" (Ueber naive und sentimentalische Dichtung).

Und es gibt noch Etwas, das geblieben ist, etwas, das Gnade zu heißen verdient. Wo ein Mensch unter uns geht, der wenigstens in Einem Gebiete so handelt und handeln darf wie ein unschuldiges Kind, im Gebiete des Kunstschaffens, da sehen wir an einem solchen, was der Mensch überhaupt hätte sein und werden können. Schiller hatte bei solchen Sätzen Klopstock, er hatte Goethen im Sinne; er meinte das Genie. Ein solches steht ihm, eben in dem Gebiete seines Hervorbringens und Aeußerns, noch jenseits des Sündenfalls; es ist wie ein Feuerbrand, gerettet aus dem Paradiese. Es folgt nicht den Regeln; das wäre ja gottlose Selbstaufhebung des Genies, wenn es wieder den unnatürlichen Regelzwang aufrichten und sich ihm beugen wollte. In ihm selbst ist ja etwas von Gott Stammendes kundgethan, ein höchster Wille, der es so begabt hat.

Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen —

„seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen". Und dabei weiß das Genie selbst nichts von seiner

Ueberlegenheit; das eben macht das Wesen des Naiven aus, es gehört zu seiner köstlichen Unschuld.

Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Wol aber kann es andere, die im ästhetischen Sinne schon gefallen waren und von eitlem Schein verführt der Unnatur, der Ausländerei gefröhnt hatten, durch sein bloßes Dasein zurückführen.

Es beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt.
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

Und wäre etwa solcher hohen Begabung gegenüber, solcher von oben einem der Sterblichen gewordenen Auszeichnung gegenüber eine Regung des Neides, des Verdrusses, der Verkleinerungssucht am Platze? Immer herrlicher wird hier alles bei Schiller, der auch persönlich immer mehr unsere Ehrfurcht und Liebe gewinnt. „Weit hinaus über das Gebiet der Poesie trägt den Dichter der tiefe Instinkt der Wahrheit, weit über sich selbst, weit über den Anschauungskreis seiner ganzen Zeit hinaus" (Vilmar). Nämlich, wenn er so unvergleichlich schön antwortete:

Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk!
Laß sie die Glückliche sein! Du schaust sie, du bist der Beglückte.
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Liedes vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Wie der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein. . . .
Groß zwar nenn ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren —
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Neigungen haben die Götter . . . .
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
(Das Glück.)

Ein Preis der Gnade von oben, so herrlich, wie ihn nur irgend unsere Literatur kennt. Die Folgerung für das Gebiet des Sittlichen, daß er auch der Sünde gegenüber die Gnade betont, daß er die Erlösung anerkannt hätte, hat der bewußte Schiller leider nicht gezogen. Wie nahe er unbewußt war, mit seinem Begriff der „schönen Seele" wie des mittleren ästhetischen Zustandes, in welchem der Mensch weder genießt noch arbeitet, wol aber zu jeder Art von Thun aufgelegt und fähig ist, das auszuführen ist hier nicht der Ort,

wie auch über so eigenthümlich Schillerische Begriffe wie Spiel und idealisirende Kunst hier nicht zu handeln ist. Und sollen wir ihn wegen der Götter vertheidigen, wegen des kühnen, neuen Raubes, wie es A. W. Schlegel genannt hat, an der griechisch-römischen Mythologie? Das ist an anderem Orte geschehen.

In manchem Stücke, es ist wahr, und gerade in wichtigsten und höchsten, blieb Schiller der Denker bei Postulaten. Es zeigt sich dies am auffallendsten da, wo er so ganz und gar jedes „reingestimmte Gefühl" für sich haben wird und zugleich so bedingungslos evangelisch denkt: in seiner freien, hohen Stellungnahme Kant gegenüber. Schiller hätte nicht Schiller sein müssen, wenn ihm nicht Kant's strenge Verurtheilung jeder eigennützigen, auf die Glückseligkeit und „Selbstvervollkommnung" eingerichteten Moral ganz aus der Seele gesprochen gewesen wäre. „Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte Kant das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen". So führte denn Schiller auch die Kantischen Begriffe der Würde und des Erhabenen in großartig verständnißvoller Weise aus. Die Theologenschule Ritschl's, die mit ihrem Begriffe von der Religion als der Bürgin für den Sieg des Persönlichen im Menschen gegenüber jeder äußeren Hemmung an jene Seite in Kant anknüpfte, hat hier nichts hinzuthun können. Aber, das sah und sagte Schiller mit großartiger Freiheit, das letzte Wort *überhaupt* in der moralischen Frage könne mit dem kategorischen Imperativ noch nicht gesprochen sein. „Mußte schon durch die imperative Form des Moralgesetzes die Menschheit (d. h. das Menschenthum) angeklagt und erniedrigt werden und das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit sein?" „Womit hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er, Kant, nur für die Knechte sorgte?" Man sieht, es ist der Sieg des Evangeliums über das Gesetz, der hier zur Sprache kommt. Es war dieser Unterschied bei Schiller tiefes Herzenseigenthum; wieder seinen Wallenstein läßt er in einem der bewegtesten Augenblicke zu dem sagen, den nicht der Buchstabe eines Verhältnisses der Unterordnung, sondern freie Neigung an den Helden binden sollte:

sie alle waren Fremdlinge, du warst
Das Kind des Hauses!

Nur eben, wer *sie sind* dem höchsten Gesetzgeber gegenüber, die Kinder des Hauses, und wie man ein solches *wird*, das hat Schiller nicht gesagt und konnte er auf seinem Standpunkte nicht sagen. Eines aber zieht uns zu ihm hin mit einer Liebe, die an kindliche Ehrfurcht grenzen muß einem der Lautersten gegenüber, die

es in allen christlichen Jahrhunderten gegeben hat: das ist der Ernst seiner Verkündigung vom Leiden und Leidenwollen eben um deß willen, weil dem gefallenen, mit Gott und seinem Willen nicht mehr einigen Menschen etwas Anderes als Leiden nicht ziemt, weil er sich nur so noch einen edlen Rest aus dem Vaterhause bewahren kann. „Wenn Sie diesen Brief erhalten, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht", so schrieb Schiller an Wilhelm von Humboldt, als er ihm im August 1795 das Gedicht „Das Ideal und das Leben" übersandte; so sehr war er sich bewußt, hier im Krystall der Poesie sein Feierlichstes gegeben zu haben. Und was ist es? Nach dem nächsten Verstande ausgedrückt erklärt hier Schiller, es gebe eine Kraft, die müsse der Mensch als Denker in sich finden, nämlich die Kraft, für Augenblicke aus dieser Welt der bangen, niederdrückenden Erfahrungen ganz hinauszugehen und in einer anderen Welt, eben in der Welt des reinen Gedankens, zu athmen, wo man an der Vorstellung, wie alles sein könnte und sein sollte, eine die Stirn kühlende Erquickung gewinne. Gestärkt dadurch könne man dann wieder in die heißen Kämpfe des Lebens hinabgehen.

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild — im Ideale — vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Im Hintergrunde aber steht: nur nicht gleichgiltig werden; nur den Zwiespalt zwischen Sollen und Können nicht als etwas hinnehmen, worein man sich doch schließlich ohne innere Schwierigkeit zu finden habe; nur nicht ein leichtes Glück begehren, bei dem man den Kummer der Menschheit vergißt! Lieber leiden als, was man so nennt, glücklich sein.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl —
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Letzteres außerhalb der mythologisch-poetischen Hülle ausgedrückt: hinaufdenken können wir uns wol auf die Höhe des Ideals; es ist aber schmerzlich nothwendig, von Geschichte und Lage des Menschen zu reden, die so ganz anders ist, als die der höheren reinen Geister sein mag. Es war das alles recht arm nach der einen Seite; aber Schiller sagte in seiner Aufrichtigkeit nicht mehr, als er sagen konnte.

Und angesichts alles dessen hat man von hohlem Pathos bei Schiller reden können? Wol, die die Schönheit seiner Sprache, die Klangfülle seiner Verse, das Rednerische seiner Perioden nachahmen wollten und hatten doch sein inneres Feuer nicht, die mußten zu bloßen Rhetorikern werden. Aber was kann der Adler dafür, wenn der Strauß ihm nachzufliegen versucht! Wer über Schiller so ungerecht urtheilt, wie z. B. gelegentlich auch Heinrich Leo, der kannte wol Schiller den Menschen nicht genug, der so deutlich den Beweis geliefert hat, daß er der, den seine Worte sagten, auch wirklich war.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut —

wie schön hat hier Goethe das Geheimniß angedeutet, das in Schiller's Leben vor uns liegt: daß der, der dem Leiden einen so entscheidenden Platz in seinem Denken, in seinem Herzen einräumte, auch äußerlich, thatsächlich so zum Leiden bestimmt war. Zwei Bücher in diesem Zusammenhange nicht zu nennen wäre ein Unrecht, weil sie uns Schiller auch von dieser Seite ganz besonders nahe rücken: die Mittheilungen des jüngeren Voß über seinen Verkehr in Schiller's wie Goethe's Hause, neu herausgegeben von G. Berlit (Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Stuttgart 1895), und das dreibändige Werk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", Stuttgart 1860 bis 1865. Man sieht hier zugleich, wie die deutsche Frau des vorigen Jahrhunderts wandelte an der Seite eines solchen Mannes, wie sie, Witwe geworden, das Beste des Vaters in den Kindern neu zu bilden suchte, wie sie in der immer sich gleichbleibenden Nachtrauer doch innerlich gefördert wurde und weiter kam.

* * *

Und sind wir im Ganzen, ist die Nation weitergekommen? Man wird, um sich hierüber klar zu werden, vor allem wol nachdenken müssen über das Verhältniß unserer Dichtung zum klassischen Alterthum. Paulsen sagt einmal: „an die Stelle der alten Abhängigkeit trat im vorigen Jahrhundert ein neues freies Verhältniß, ... ein wetteiferndes Ringen mit den Griechen um den Preis der Schönheit, aber nicht mit Aufgebung, sondern mit Einsetzung des eigenen Volksthums". Aber richtig ist gewiß auch, was Hettner hervorgehoben hat: zwar „in der antikisirenden Form behält der eigenste heimische Herzschlag des Denkens und Empfindens seine vollen Rechte; Gehalt und Form sind Eins". Aber „fühlbar macht es sich doch, daß diese Idealität nicht von der umgebenden Welt getragen, sondern von ihr gehemmt ward". Gab es wieder ein Etwas, das die Nation als solche erlebte, so konnte es dann auch eine Dichtung geben, in der das Volksthümliche auf die höchste Höhe gehoben ward, ohne auf dem Wege durch die antikisirende

Form, wie gerade Schiller's tiefste Dichtungen, aristokratisch zu werden. Und so fassen wir die Dichtungen eines Max von Schenkendorf auf. Was empfinden wir in ihnen anderes, als den Duft eines ein Jahrtausend alten, in sich selbst höchst kräftigen Volksthums, das neu und jung wieder aufgeblüht ist wie die Rosen an dem alten Stocke zu Hildesheim? Und doch verklärt durch die edelste Bildung! Bei den eigentlichen Romantikern finden wir das Gleiche z. B. in Tieck's Genoveva, haben aber in anderen Werken doch schon wieder den Einfluß eines der echten Poesie ungünstigen Theoretisirens zu bedauern. Und doch, aus den von der Romantik angeregten germanistischen Studien heraus wieder erzählende Darsteller wie die Brüder Grimm und Dichter wie Uhland! (Wir brechen hier ab — müßten noch Viele dankbar nennen und in den Zusammenhang rücken: Rückert, Chamisso, Eichendorff, Geibel ꝛc.!) — Nannten wir Max von Schenkendorf, diesen innigen Herold des neuen Deutschen Reichs und seines Kaisers, so nannten wir die Freiheitskriege. Ja, in ihnen erlebte die Nation wieder etwas sie als Ganzes Angehendes, sie in ihren Tiefen Erschütterndes, daß alte, verschüttet geschienene Kleinode wieder emporleuchteten, auch das Kleinod des Glaubens. In dieser Beziehung war er wie ein Prophet gewesen, der sich oft so wehmüthig einsam fühlende Matthias Claudius, der doch muthiger als Stolberg auf das „Hindurchwintern" des Evangeliums vertraute und selbst zu diesem Durchwintern so viel half, der niemals vergessen werden soll und auch nicht vergessen werden kann, da in seiner Lyrik wie in seiner Prosa Perlen sind, die ihren Glanz immer behalten. Der Buchhändler Friedrich Perthes, dieser bedeutsame Zeuge der inneren Bewegungen in der Zeit der Freiheitskriege, war sein Schwiegersohn; und mit einem durch diesen angeregten Ausblick möchten wir schließen. „Schön war die Zeit", schrieb er bei einem Rückblick ins vorige Jahrhundert, „schön wie jede Jünglingszeit, weil in jeder ein Streben sich findet, das vom Himmel stammt und das des unbefangenen Glaubens lebt, ein geträumtes hohes Ziel zu erreichen. Schön war sie, aber nicht ihres Inhaltes, sondern ihrer Jugend wegen. Als nun die Jugend schwand und der alternde Mann dennoch die moralischen, ästhetischen, philosophischen und politischen Jugendträume festhalten und verwirklichen wollte ohne Jugendphantasie, war trockene Starrheit und grobe Täuschung die Folge". Aber „überall treten seit den Freiheitskriegen Anfänge eines neuen größeren Lebens hervor". „Seit der französischen Revolution hat Gottes Zuchtruthe gewaltig gewaltet und vieles zum Besseren in unserem von oben herunter und von unten hinauf äußerlich zerrissenen und zerstückelten Vaterlande gewendet; der sinnliche, gottlose Leichtsinn des vorigen Jahrhunderts geht nur noch um wie ein abgelebtes, schwarzes Gespenst; viel guter Same ist ausgestreut; hier und da

ſchlägt er Wurzel, und gar mancher in unſerer Zeit hat einen Tropfen Chriſtenthum abbekommen, der es nicht Wort haben will". Wir in unſeren Tagen brauchen Gott Lob nicht mehr von einem zerriſſenen und zerſtückelten Vaterlande zu klagen. Aber können wir beim Blick in die Regungen des öffentlichen Geiſtes zuverſichtlich reden? Die Zeit wird doch kommen, fürchten wir, wo ſich das Spiel, das ſo manche ohne Gewiſſen mit den Kapitalien der Gottesfurcht und Sitte treiben, das Gebahren der neuen Heiden, bitter rächen muß. Aber verzagt zu ſein haben wir keine Urſache. Es ſind auch gute Kräfte am Werke, und vielleicht ſo klar in ihrer Freudigkeit wie nie zuvor, in Staat und Kirche, in der Wiſſenſchaft und in den Geſellſchaftsgruppen, auch in der im engeren Sinne ſo zu nennenden Literatur. Gott helfe ihnen zum Siege; dann wird ſie auch eine neue herrliche Blüthe haben, die deutſche Nationalliteratur.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Namen- und Sachregister

nach Seitenzahlen.

Abschatz, Hans von 79.
Absolutismus 39. 73. 79. 94.
Albert, Heinrich 50.
Alterthum, klassisches 10. 40. 74. 81.
Althochdeutscher Katechismus 4. 5.
Amadis 55.
Anakreontiker 81.
Andreä, Joh. Valentin 52. 124.
Antike 10. 40. 69. 76. 78. 103. 125. 134.
Aristoteles 87. 103. 108.
Aesthetik 77.
Aufklärung 84. 85. 109.
Ausländerei 40. 53. 71. 73. 98. 103. 131.
Ayrer, Jakob 67.
Bach, Johann Sebastian 64. 74.
Beichtformeln, althochdeutsche 4.
Bengel, Johann Albrecht 85.
Berthold v. Regensburg 22.
Besser 80. 106.
Bibel, Bibelübersetzung 4. 29. 119.
Bildung 123. 135.
Bodmer 78. 86. 93.
Böddiker 76.
Brant, Sebastian 38.
Breitinger 78.
Brockes 84.
Brückenspruch 7.
Bürger 80.
Bürgerliches Trauerspiel 107.
Canitz 79.
Charakterzeichnung im 18. Jahrhundert 104.
Chemnitz, Martin 27.
Chroniken 19. 29.
Clajus, Grammatik 19.
Claudius, Matthias 50. 135.
Dach, Simon 47. 50.
Dichterberuf 92. 120.
Drama 63. 87. 103. 104.
Dreißigjähriger Krieg 47. 48. 51. 68. 87.
Dürer, Albrecht 20. 27.
Eckhart, Meister 19. 75.
Ehrbegriff 39. 61.
Empfindsamkeit 107. 117.
Englische Komödianten 67.
Epos 87. 103.
Erbauliche Literatur 22.
Erotik 81. 114.
Fabeldichter 82.
Fasnachtsspiele 28. 65.
Fischart 27. 32. 39.
Fleming, Paul 48.
Frank, Sebastian 20.
Frauen, ihr Antheil 17. 78. 93. 113. 134.
Freidank 42.
Friedrich der Große 94. 105.
Gefühl, sein Freiwerden 18. 78. 93. 114. 130.
Gelehrsamkeit 43. 47. 55. 60. 75. 86. 100. 123.
Geistliches Schauspiel 64. 71.
Gellert 86. 104. 107.
Geniezeit, Genieweſen 81. 104. 110. 123. 130.

Gerhard, Johann 27.
Gerhardt, Paulus 47. 51.
Geschichte 120. 129.
Geschmack 77. 79. 100. 103.
Gleim 50. 105.
Goethe 54. 80. 81. 104. 110. 123. 125. 128.
Gottfried v. Straßburg 14.
Gottsched 73. 76. 78. 83. 102. 104.
Göttinger Bund 95.
Grimm, Gebrüder 135.
Grimmelshausen 54.
Grobianismus 26.
Gryphius, Andreas 50. 67. 71.
" d. Jüngere, Christian 80.
Gudrun 12.
Günther 80.
Hagedorn 81.
Haller 82. 126.
Hamann, Johann Georg 123.
Hans Sachs 27. 66.
Hanswurstkomödie 72.
Haupt- und Staatsaktion 71.
Heliand 7.
Herder 103. 104. 113. 124.
Hildebrand, Rudolf 44.
Hildebrandslied 3.
Hofmannswaldau 70.
Hofpoeten 79. 106.
Homer 78. 125.
Hrotsuith v. Gandersheim 69.
Humanismus 22. 29. 41. 43. 69. 75.
Hutten 22.
Jagdsegen 5.
Kaiser und Papst 11. 12. 15. 22.
Kanzleisprache 20.
Kant 126. 132.
Karl der Große 2. 4.
Kepler 74.
Kirchenlied 1. 46. 49. 50. 65. 74. 97. 117.
Kleist, Ewald von 84. 105.
Klopstock 79. 86. 98. 102. 104. 110. 116.
Kolonisation im Osten 21.
König 80. 106.
Kreuzzüge 17. 19.
Kritik 77.
Krüger, Bartholomäus 67.
Landschaft, Blick für sie 84. 118.
Lavater 113. 117.
Leibniz 74. 76. 79.
Lessing 86. 98. 110.
Lied, seine Geschichte 43. 50. 117.
Lippe, Graf Wilhelm zur 117.
Logau 52.
Lohenstein 55. 70. 77. 106.
Löscher, Valentin Ernst 74.
Lustspiel 71. 73. 104. 107.
Luther 19. 67. 70. 75. 128.
Manuel, Nikolaus 67.
Maximilian, Kaiser 20.
Meistergesang 27.
Meckel, Petrus 67.
Menschenthum 84. 93. 124.
Metrik 7. 9. 28. 41. 71. 80. 98. 112.
Minnepoesie 17. 28.
Mittelalter, überwindet den Egoismus 10. 17. 18.
Mitteldeutsch 21.
Modernes Wesen 38. 68. 76.
Montaigne 124.
Moser 117.
Möser, Justus 117.
Moscherosch 60.
Murner, Thomas 38.
Muspilli 6.
Mystiker 19. 75.
Mythologie 5. 132.
Natur, Stellung zu ihr 16. 84. 85. 94. 116. 118. 130.
Nebenbeschäftigung 92.
Nibelungenlied 11. 14.
Notker 1.
Novellen 29. 67.
Oper 71. 73.
Opitz, Martin 38. 48. 53. 69. 75.
Orthodoxie des 17. Jahrhunderts 74.
Otfrid 9. 22.
Osterspiel 64.

Patriotismus 9. 15. 39. 52. 76. 93. 95. 105.
Pauli, Johannes 82.
Pedanterie, Gegensatz zu ihr 93. 110. 123.
Perthes 135.
Philander v. Sittewald 60.
Pietismus 52. 74. 85. 87. 106. 125.
Prosa 19. 76. 99.
Pufendorf 73. 76.
Pyra 87.
Ratichius 75. 124.
Ratio status 39.
Rationalismus 85.
Rebhun, Paul 67.
Reformation 3. 12. 14. 15. 26. 27. 66. 67.
Regeln 40. 76. 78. 86. 104. 123.
Reputation 62.
Rist, Johann 47.
Ritterthum 14. 17.
Roman 54. 106.
Romantiker 40. 43. 50. 135.
Rosenblüt, Hans 66.
Rousseau 84. 130.
Sachs, Hans 27. 66.
Satiriker 30. 31. 60.
Schenkendorf 135.
Schiller 82. 107. 116. 117. 122. 124. 126.
Schlesische Schule 48. 55. 69. 70. 79. 81.
Scholastik 28. 75.
Schottel 76.
Schuldrama 69.
Schule, ihre Geschichte 19. 69. 70. 124.
Schuppius 55. 76.
Schwank 82.
Schweizer, ihr Kampf 78. 102.
Selbstbeobachtung 104. 117. 125.
Shakespeare 87. 103. 104.
Simplicissimus 54.
Sittengeschichte 19. 21. 27. 28. 30. 39. 47. 51. 65. 66. 67. 69. 71. 73. 74. 77. 80. 81. 84. 86. 94. 104. 106. 117. 135.
Spee, Friedrich von 47.
Spinoza 74. 120.
Sprachgeschichte 2. 4. 9. 19. 33. 40. 55. 60. 75. 79. 83. 87. 91. 114. 134.
Sterne, Lawrence 107.
Stilling, Heinrich 117.
Stolberg 95. 135.
Strophenformen 28. 40. 46. 97. 117. 121.
Supranaturalismus 109.
Taufbekenntnisse 6.
Thomasius, Christian 38. 76.
Tieck 135.
Tragödie 68. 103. 106.
Tschudi 20.
Turmair 20.
Uhland 43. 135.
Unwahrhaftigkeit des 17. Jahrhunderts 39. 42. 55. 60. 61. 85. 87. 110.
Volksbücher 30. 54.
Volkslied 43. 124.
Voltaire 79. 104. 109.
Voß 95. 134.
Walther v. d. Vogelweide 14. 22. 42.
Weise, Christian 70. 92.
Wessobrunner Gebet 6.
Wieland 114.
Wochenschriften, moralische 77. 106.
Wolfram von Eschenbach 13.
Zauberformeln 5.
Zinkgref 41.

Druck von Ackermann & Glaser in Leipzig.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Bendixen, Rudolf, Diak. in Grimma, Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland.

1897. 444 S. — Preis 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Inhalt: Lebens-Beschreibungen nachstehender Persönlichkeiten: **Friedrich Perthes. Ernst Moritz Arndt. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Heinrich Steffens. Klaus Harms. Ludwig Hofacker. Johannes Evangelista Goßner. Aloys Henhöfer. August Tholuck. August Neander. Philipp Spitta. Gottfried Menken. Friedrich Adolf Krummacher. Theodor Fliedner. Amalie Sieveking.**

Auszug aus den Besprechungen:

. . . . Es sind herzerquickende Lebensbilder, die uns hier vorgeführt werden; möchten sie nur recht weit verbreitet und gelesen werden, namentlich auch von der Jugend.
Reichsbote.

. . . . Der Verfasser hat eine ganz vortreffliche Auswahl getroffen. . . . . Die einzelnen Charaktere sind vortrefflich wiedergegeben. Wir empfehlen das Buch angelegentlich in der Gewißheit, daß gerade die Lebensbilder ernster gläubiger Christen einen bleibenden Segen wirken können; hoffentlich findet das Buch eine so freundliche Aufnahme, daß sich der Verfasser bewogen fühlt, die in Aussicht gestellte zweite Reihe bald folgen zu lassen.
K. B. Neue Preußische (†) Zeitung.

Der Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig giebt aus der Feder von Rud. Bendixen „Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland", die den Lesern der „Ev.-Luth. Kirchenzeitung" schon bekannt sind, aber auch bei diesen den Wunsch erweckt haben werden, die plastischen Charakterbilder aus einer der bedeutendsten und erfreulichsten Partieen deutsch-evangelischer Kirchengeschichte in Buchform zu besitzen und weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu sehen . . . Auch für Erzählungen in Jünglings- und Jungfrauenvereinen eine reiche Quelle.
Deutsche Reichs-Post.

Graul, D. Karl, Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse

im Lichte der heiligen Schrift. Nebst Darlegung der Bedeutsamkeit und des Zusammenhanges reiner evangelischer Lehre und einem Abriß der hauptsächlichsten ungesunden religiösen Richtungen in der evangelischen Christenheit. **Dreizehnte** verbesserte Auflage, herausgegeben von **D. Reinhold Seeberg**, ord. Professor der Theologie in Berlin.

Preis 1 Mk. 60 Pf. Elegant gebunden 2 Mk.

Mit besonderer Freude haben wir diese neue Auflage — es ist die 13. verbesserte! — der Unterscheidungslehren Graul's begrüßt. Graul war einer der korrekten Lutheraner der früheren Zeit, der auch seinen „Unterscheidungslehren" den gesunden, lutherisch-kirchlichen Charakter aufgeprägt und es dadurch zu einem der werthvollsten unserer theologischen Schriftwerke gemacht hat. Nach Graul's zu frühzeitigem Tode sind diese „Unterscheidungslehren" in Theod. Harnack's, von da in Seeberg's Hände übergeben, und von diesen in ihrem Charakter treu bewahrt und nur eben verbessert worden. Das Urtheil, die Bedeutung der reinen Lehre und über die kirchliche Richtung der einzelnen kleineren Gemeinschaften und Strömungen sowie über die hauptsächlichsten ungesunden religiösen Richtungen in der evangelischen Christenheit macht diese Schrift doppelt werthvoll in einer von so vielen ungesunden Richtungen und Neigungen durchsetzten Zeit: und so wünschen wir ihr von Herzen noch zahlreiche Auflagen und weite Verbreitung und empfehlen sie nachdrücklich für weite Kreise zur Lesung und Beherzigung.
E. L. (Theologisches Literaturblatt.)

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Delitzsch, Franz, Geh. Kirchenrath, Domherr, Professor und Doktor der Theologie, IRIS. Farbenstudien und Blumenstücke.

Preis 4 Mk. In eleg. Original-Einband 5 Mk. 50 Pf.

Geistvolle, heitere, fesselnde Unterhaltungen über Farben und Blumen, Wein und Tanz, Jugend, Schönheit und Liebe, in denen der berühmte Sprach- und Bibelforscher einen reichen Schatz mannigfaltigsten Wissens, seiner Beobachtungen, origineller Aufschlüsse über Geistliches und Weltliches in wundersamer Kunst der Prosa und Beredsamkeit niedergelegt hat — die langsam gereiften köstlichen Früchte eines langen Schriftstellerlebens.

Höhne, E., Goldene Worte. Anklänge an die Worte und Gedanken des heiligen Vater-Unsers aus fast allen Jahrhunderten der Kirche. Zur religiösen Erbauung und Anregung zusammengestellt.

Preis 5 Mk. Elegant gebunden 6 Mk. 50 Pf.

Ueber 2000, durch ihren Inhalt und ihre Form gleicherweise ausgezeichnete Worte großer Denker und Redner sind in der vorliegenden Sammlung enthalten. Stimmen aus fast allen Jahrhunderten der christlichen Kirche klingen hier zusammen, um dem Herzen wie dem Kopfe Gedanken der Ewigkeit zu deuten. — Durch den Anschluß dieser kernigen, tiefsinnigen, auch formell musterhaften goldenen Worte an die Gedankenwelt des heiligen Vater-Unsers sollte nicht nur eine Art geschichtlicher Erklärung dieses Gebetes aller Gebete, sondern vor allem eine unmittelbare Beziehung auf fast alle Lagen des inneren wie des äußeren Lebens gewonnen werden. — Eine reiche Fundgrube edler, erhabener, echt christlicher Zeugnisse liegt vor; sie möchten dem Hause, der Schule, der Kirche einen Dienst leisten. — Absichtlich sind fast nur prosaische Aussprüche gegeben; an trefflichen Liedersammlungen ist ja kein Mangel; und die Kraft, der Reichthum des Gedankens entfaltet sich zumeist in edler Prosa noch unmittelbarer, als in Versen.

Als vorzügliches **Festgeschenk** sei das in seiner Art neue Buch bestens empfohlen.

Kegel, Th., Probst, Missionsstunden nach Burckhardt-Grundemann's Missionsbibliothek.

Preis 2 Mk. 25 Pf.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, in diesen „Missionsstunden" eine praktische Verwerthung der Burckhardt-Grundemann'schen Missionsbibliothek für die Prediger wie für jeden christlichen Hausvater und Missionsfreund zu geben, und man muß sagen, so wenig die Missionsbibliothek sich zum unmittelbaren Gebrauch eignet, so anziehend, fesselnd, praktisch und knapp sind die Missionsstunden Kegels gehalten. Mit Vorausschickung je eines passenden Schriftwortes, das er zuerst in seinem Zusammenhang erklärt, schildert er dann ein Missionsgebiet, wie Grönland, Labrador, West-Indien, von der ersten Missionsarbeit an, die ihm zu Theil geworden, bis auf den heutigen Tag, weshalb in der Regel 3—5 Missionsstunden einem einzigen Missionsfelde gelten. Im Ganzen sind es 19 Betrachtungen, die sich ebensowohl zum Vorlesen in der Kirche, wie zum Hausgebrauch eignen, und wegen ihres schlichten, herzlichen und durchaus gründlichen Inhalts nicht blos den Geistlichen, sondern auch den Laien dringend empfohlen werden. Süddeutsche Landpost.

Luthardt, Dr. Chr. E., Die christliche Glaubenslehre

gemeinverständlich dargestellt. 1898. Preis 9 Mk. Eleg. geb. 11 Mk.

Den Ertrag einer Lebensarbeit hat der bekannte Verfasser in dieser „christlichen Glaubenslehre" niedergelegt. Schon ihre Charakteristik auf dem Titel als „gemeinverständlich" giebt zu erkennen, daß wir es hier mit einer Arbeit nicht blos für Theologen, sondern für Gemeindeglieder insgemein zu thun haben, welche nur die nöthige Voraussetzung allgemeiner und christlicher Bildung mitbringen.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Luthardt, Dr. Chr. E., **Grundwahrheiten des Christenthums,** Apologetische Vorträge. (Apologie des Christenthums I. Band.) **12.** bis **14.** Aufl. 1897.
Wohlfeile Ausgabe. Preis 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk. 20 Pf.

Inhalt: 1. Vortrag. Der Gegensatz der Weltanschauungen in seiner geschichtlichen Entwickelung. 2. Die Widersprüche des Daseins. 3. Der persönliche Gott. 4. Die Weltschöpfung. 5. Der Mensch. 6. Die Religion. 7. Die Offenbarung. 8. Die Geschichte der Offenbarung. 9. Das Christenthum in der Geschichte. 10. Die Person Jesu Christi. Anmerkungen.

— **Heilswahrheiten des Christenthums,**
Apologetische Vorträge. (Apologie des Christenthums II. Band.)
Sechste Auflage. 1890. Preis 6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

Inhalt: 1. Vortrag. Das Wesen des Christenthums. 2. Die Sünde. 3. Die Gnade. 4. Der Gottmensch. 5. Das Werk Jesu Christi. 6. Der Abschluß des Heilswerks und die Dreieinigkeit. 7. Die Kirche. 8. Die heilige Schrift. 9. Die kirchlichen Gnadenmittel. 10. Die letzten Dinge. Anmerkungen.

— **Moral des Christenthums,** Apologetische Vorträge.
(Apologie des Christenthums III. Band.) **5.** bis **7.** durchgesehene Auflage. 1898. **Wohlfeile Ausgabe.**
Preis 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk. 20 Pf.

Inhalt: 1. Vortrag. Das Wesen der christlichen Moral. 2. Der Mensch. 3. Der Christ und die christlichen Tugenden. 4. Das religiöse und kirchliche Leben des Christen. 5. Das Leben des Christen in der Ehe. 6. Das christliche Haus. 7. Der Staat und das Christenthum. 8. Das Leben des Christen im Staate. 9. Die Kultur und das Christenthum. 10. Die Humanität und das Christenthum. Anmerkungen.

— **Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Konsequenzen.** Vorträge über Fragen der Gegenwart aus Kirche, Schule, Staat und Gesellschaft. (Apologie des Christenthums IV. Band.)
Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1891.
Preis 6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

Inhalt: 1. Vortrag. Der Stand der Gegenwart. 2. Der Rationalismus und seine Grundsätze. 3. Der Rationalismus im Gebiet der Religion und der Kirche. 4. Der Rationalismus im Gebiet der Schule. 5. Der Rationalismus im Gebiet des staatlichen und wirthschaftlichen Lebens. 6. Der Pantheismus. 7. Der omnipotente Staat und die omnipotente Kirche. 8. Die Konsequenzen des pantheistischen Staatsbegriffs für Kirche, Schule und Gesellschaft. 9. Der Materialismus und seine Konsequenzen. 10. Der Pessimismus und das Christenthum. Anmerkungen.

— **Gesammelte Vorträge verschiedenen Inhalts.**
1876. Preis 6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

Inhalt: **Biblisches.** 1. Die Eigenthümlichkeit der vier Evangelien. 2. Die Stufen der apostolischen Verkündigung im Neuen Testament. 3. Die Person Jesu Christi. 4. Die Erscheinungen des Auferstandenen im Kreise seiner Jünger. 5. Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. 6. Der Apostel Paulus. 7. Die Auferstehung des Fleisches.
Kirchliches. 8. Die Bedeutung der Lehreinheit für die lutherische Kirche in der Gegenwart. 9. Der Sieg des Evangeliums über die Welt. 10. Die sociale Aufgabe und Bedeutung der innern Mission. 11. Der Dienst der Frauen.
Kunst- und Literaturgeschichtliches. 12. Die Anfänge der christlichen Kunst in den röm. Katakomben. 13. Der Entwickelungsgang der religiösen Malerei. 14. Die Idee und Geschichte des Kirchenbaues. 15. Die Darstellung des Schmerzes in der bildenden Kunst. 16. Unter Thorwaldsen's Marmorstatuen. 17. Albrecht Dürer I. 18. Albrecht Dürer II. 19. Christian Fürchtegott Gellert. Anmerkungen.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Luthardt, Dr. Chr. E., **Die antike Ethik in ihrer geschichtlichen Entwickelung** als Einleitung in die Geschichte der christlichen Moral. 1887. Preis 6 Mk.

. . . Knapp im Ausdruck und doch alles Wesentliche so behandelnd, daß es voll zur Geltung kommt; dabei überall durch reiche Literaturangaben die Möglichkeit bietend, mit dem Einzelnen sich tiefer vertraut zu machen — das sind Vorzüge der Luthardt'schen Arbeit. . . . Wir können nur nochmals alle Leser auf dies lehrreiche, anziehend geschriebene Werk aufmerksam machen. (Neue preuß. [†] Zeitung.)

— **Geschichte der christlichen Ethik.** Erste Hälfte: **Geschichte der christlichen Ethik vor der Reformation.** 1888. Preis 9 Mk. — Zweite Hälfte: **Geschichte der christlichen Ethik nach der Reformation.** 1893. Preis 16 Mk.

— **Zur Einführung in das Akademische Leben u. Studium des Theologen.** Briefe an einen angehenden Theologen. 1892. Preis 2 Mk. Eleg. geb. 3 Mk.

— **Kompendium der Dogmatik.** Neunte verbesserte Auflage. 1893. Preis 7 Mk. Eleg. geb. in Halbfranz 8 Mk. 50 Pf.

— **Kompendium der theologischen Ethik.** Zweite verbesserte Auflage. 1898. Preis 7 Mk. Eleg. geb. 8 Mk.

— **Die Lehre von den letzten Dingen.** Dritte Auflage. 1885. Preis 3 Mk. 60 Pf.

— **Die Lehre vom freien Willen und seinem Verhältniß zur Gnade** in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 1863. Preis 7 Mk. 20 Pf.

— **Die Offenbarung Johannis** übersetzt und kurz erklärt für die Gemeinde. 1861. Preis 1 Mk.

— **Zur Ethik.** Ueber verschiedene ethische Themata. 1888. Preis 2 Mk.

Inhalt: Betrachtungen über das Gewissen. 1880. — Die sittliche Würdigung des Berufs in ihrer geschichtlichen Entwickelung. 1880. — Ueber das sittliche Ideal und seine Geschichte. 1882. — Zur kirchlichen Lehre vom Beruf. 1883. — Die antik-heidnischen Wurzeln des römisch-katholischen Vollkommenheitsideals. 1888. — Römisch-jesuitische Moral. 1869.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Preußer, Annette, **Diakonissin Louise Rätze.**

Ein Charakterbild. Mit einem Stahlstich.
Preis 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk. 20 Pf.

Die Verfasserin, die sich bereits anderweit schriftstellerisch bekannt gemacht, bietet in dieser Schrift das Bild einer frühvollendeten, echten Diakonissin, die, aus dem Volke aufgewachsen, schon in jungen Jahren durch besondere Fügungen zu ihrem Beruf geführt worden ist, zu dem sie ein frommes, demüthiges Herz, ein frisches, fröhliches Gemüth und besondere praktische Gaben, namentlich die Gabe, Kinder zu pflegen und zu erziehen, mitgebracht. Das Lebensbild ist aus Briefen zusammengestellt, welche Louise Rätze geschrieben und in denen sich in sehr wohlthuender Weise ihr schlichtes kindlich-fröhliches Herz abspiegelt, das sie sich in den verschiedensten Umgebungen, unter mancherlei Versuchungen, nicht minder in den Tagen ihres Leidens bewahrt hat. Nirgends ist in den Briefen ein Zug von frommer Selbstbespiegelung oder von falschem Heiligenschein, überall tritt einem eine treue Jüngerin Christi entgegen, die mit Lust Barmherzigkeit übt und der es eine Freude ist, ihrem Herrn an seinen Brüdern zu dienen. Die Schrift kann namentlich auch der weiblichen Jugend zur Lektüre empfohlen werden.

Leipziger Zeitung.

Preußer, Annette, **Krankheit als Prüfung und Segen.**

Aus dem Englischen frei übertragen. 2. Aufl.
Preis 2 Mk. 25 Pf. Eleg. geb. 3 Mk. 50 Pf.

.... Das Buch ist eine wahre Fundgrube des Trostes für Kranke und Leidende. Es redet nicht blos in lichtvoller Weise von der rechten Betrachtung der Krankheit, sondern auch von den besonderen Prüfungen und Versuchungen, von den Pflichten und Aufgaben, vom Segen und dem Troste in der Krankheit, von der Wiederherstellung und vom Tode. Es ist unmöglich, den wirklich reichen Inhalt des Buches auch nur kurz zu skizziren. Alles aber in demselben ist aus dem Worte des Lebens geschöpft oder in das Licht desselben gestellt. Möchte es seinen Segensgang durch viele Stätten der Trübsal machen.

Posener Sonntagsblatt.

Wächter, Guido, Diakonus in Annaberg, **Himmelsschlüssel.**

Geistliche Lieder. 1 Mk. 50 Pf. Eleg. geb. 2 Mk. 40 Pf.

Wächter, Guido, Diakonus in Annaberg, **Die sociale Bedeutung der evangelischen Kirche in der Gegenwart.** Wohlfeile Ausgabe in einem Bande von 411 Seiten. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Inhalt: Einleitung. Die evangelische Kirche und die sociale Frage.

I. Theil. Die sociale Frage innerhalb der evangelischen Kirche. 1. Capitel: Die gegenwärtige Verfassung der Kirche. 2. Das äußere Arbeitsverhältniß des Geistlichen. 3. Die äußere Begrenzung des geistlichen Arbeitsfeldes. 4. Die Finanzwirtschaft der Kirche. 5. Die sociale Stellung des Geistlichen. 6. Die politische Thätigkeit des Geistlichen.

II. Theil. Die unmittelbare, sociale Thätigkeit der evangelischen Kirche. 1. Die allgemeine, sociale Aufgabe der Kirche durch das geordnete Amt. 1. Die Predigt. 2. Die Seelsorge. 3. Die kirchliche Sitte. 4. Die Kirchenzucht. 5. Der Sonntag. 6. Die kirchlichen Feste. 7. Die Armenpflege. — 2. Die besondere, sociale Thätigkeit der Kirche durch die innere Mission. 8. Die innere Mission überhaupt. 9. Die besondere Thätigkeit der inneren Mission in der Volkserziehung.

III. Theil. Die Stellung der evangelischen Kirche zu den übrigen Culturmächten. 1. Die Familie. 1. Die Ehe. 2. Die Erziehung der Kinder. 3. Die Wohnung. 4. Der Haushalt. — 2. Die Erziehungsanstalt. 5. Humanitäre Erziehungshäuser. 6. Die allgemeine Aufgabe der Volksschule. 7. Die sociale Wirksamkeit der Schule insbesondere. 8. Die Aufsicht der Kirche über die Schule. 9. Die persönliche Stellung des Lehrers. — 3. Die Berufsgemeinschaft. 10. Die Arbeit. 11. Das Arbeitsverhältniß der Unterordnung. 12. Das Arbeitsverhältniß der Gleichordnung. — 4. Der Staat. 13. Die Socialreform. 14. Die sittliche Stellung des heutigen Staates. — 5. Die freieren Bildungen des Kulturlebens. 15. Der Verein. 16. Die Geselligkeit. 17. Das Volksfest. 18. Wissenschaft und Kunst. — Schlußwort.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Preußer, Annette, **Diakonissin Louise Rätze.**

Ein Charakterbild. Mit einem Stahlstich.
Preis 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk. 20 Pf.

Die Verfasserin, die sich bereits anderweit schriftstellerisch bekannt gemacht, bietet in dieser Schrift das Bild einer frühvollendeten, echten Diakonissin, die, aus dem Volke aufgewachsen, schon in jungen Jahren durch besondere Fügungen zu ihrem Beruf geführt worden ist, zu dem sie ein frommes, demüthiges Herz, ein frisches, fröhliches Gemüth und besondere praktische Gaben, namentlich die Gabe, Kinder zu pflegen und zu erziehen, mitgebracht. Das Lebensbild ist aus Briefen zusammengestellt, welche Louise Rätze geschrieben und in denen sich in sehr wohlthuender Weise ihr schlichtes kindlich-fröhliches Herz abspiegelt, das sie sich in den verschiedensten Umgebungen, unter mancherlei Versuchungen, nicht minder in den Tagen ihres Leidens bewahrt hat. Nirgends ist in den Briefen ein Zug von frommer Selbstbespiegelung oder von falschem Heiligenschein, überall tritt einem eine treue Jüngerin Christi entgegen, die mit Lust Barmherzigkeit übt und der es eine Freude ist, ihrem Herrn an seinen Brüdern zu dienen. Die Schrift kann namentlich auch der weiblichen Jugend zur Lektüre empfohlen werden. Leipziger Zeitung.

Preußer, Annette, **Krankheit als Prüfung und Segen.** Aus dem Englischen frei übertragen. 2. Aufl.
Preis 2 Mk. 25 Pf. Eleg. geb. 3 Mk. 50 Pf.

.... Das Buch ist eine wahre Fundgrube des Trostes für Kranke und Leidende. Es redet nicht blos in lichtvoller Weise von der rechten Betrachtung der Krankheit, sondern auch von den besonderen Prüfungen und Versuchungen, von den Pflichten und Aufgaben, vom Segen und dem Troste in der Krankheit, von der Wiederherstellung und vom Tode. Es ist unmöglich, den wirklich reichen Inhalt des Buches auch nur kurz zu skizziren. Alles aber in demselben ist aus dem Worte des Lebens geschöpft oder in das Licht desselben gestellt. Möchte es seinen Segensgang durch viele Stätten der Trübsal machen.
Posener Sonntagsblatt.

Wächter, Guido, Diakonus in Annaberg, **Himmelsschlüssel.**
Geistliche Lieder. 1 Mk. 50 Pf. Eleg. geb. 2 Mk. 40 Pf.

Wächter, Guido, Diakonus in Annaberg, **Die sociale Bedeutung der evangelischen Kirche** in der Gegenwart. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande von 411 Seiten.
Preis 3 Mk. 60 Pf.

Inhalt: Einleitung. Die evangelische Kirche und die sociale Frage.

I. Theil. Die sociale Frage innerhalb der evangelischen Kirche. 1. Capitel: Die gegenwärtige Verfassung der Kirche. 2. Das äußere Arbeitsverhältniß des Geistlichen. 3. Die äußere Begrenzung des geistlichen Arbeitsfeldes. 4. Die Finanzwirtschaft der Kirche. 5. Die sociale Stellung des Geistlichen. 6. Die politische Thätigkeit des Geistlichen.

II. Theil. Die unmittelbare, sociale Thätigkeit der evangelischen Kirche. 1. Die allgemeine, sociale Aufgabe der Kirche durch das geordnete Amt. 1. Die Predigt. 2. Die Seelsorge. 3. Die kirchliche Sitte. 4. Die Kirchenzucht. 5. Der Sonntag. 6. Die kirchlichen Feste. 7. Die Armenpflege. — 2. Die besondere, sociale Thätigkeit der Kirche durch die innere Mission. 8. Die innere Mission überhaupt. 9. Die besondere Thätigkeit der inneren Mission in der Volkserziehung.

III. Theil. Die Stellung der evangelischen Kirche zu den übrigen Culturmächten. 1. Die Familie. 1. Die Ehe. 2. Die Erziehung der Kinder. 3. Die Wohnung. 4. Der Haushalt. — 2. Die Erziehungsanstalt. 5. Humanitäre Erziehungshäuser. 6. Die allgemeine Aufgabe der Volksschule. 7. Die sociale Wirksamkeit der Schule insbesondere. 8. Die Aufsicht der Kirche über die Schule. 9. Die persönliche Stellung des Lehrers. — 3. Die Berufsgemeinschaft. 10. Die Arbeit. 11. Das Arbeitsverhältniß der Unterordnung. 12. Das Arbeitsverhältniß der Gleichordnung. — 4. Der Staat. 13. Die Socialreform. 14. Die sittliche Stellung des heutigen Staates. — 5. Die freieren Bildungen des Kulturlebens. 15. Der Verein. 16. Die Geselligkeit. 17. Das Volksfest. 18. Wissenschaft und Kunst. — Schlußwort.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

INTER-LIBRARY LOAN

MAY 15 1984

6-16 Paid

DEC 7 1965 6

REC'D LD

JAN 29 1966

AUTO DISC JUL 02 1990

SENT ON ILL

NOV 29 2001

U. C. BERKELEY

LD 21A—40m-4,'63
(D6471s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C003323383

YC140122